



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

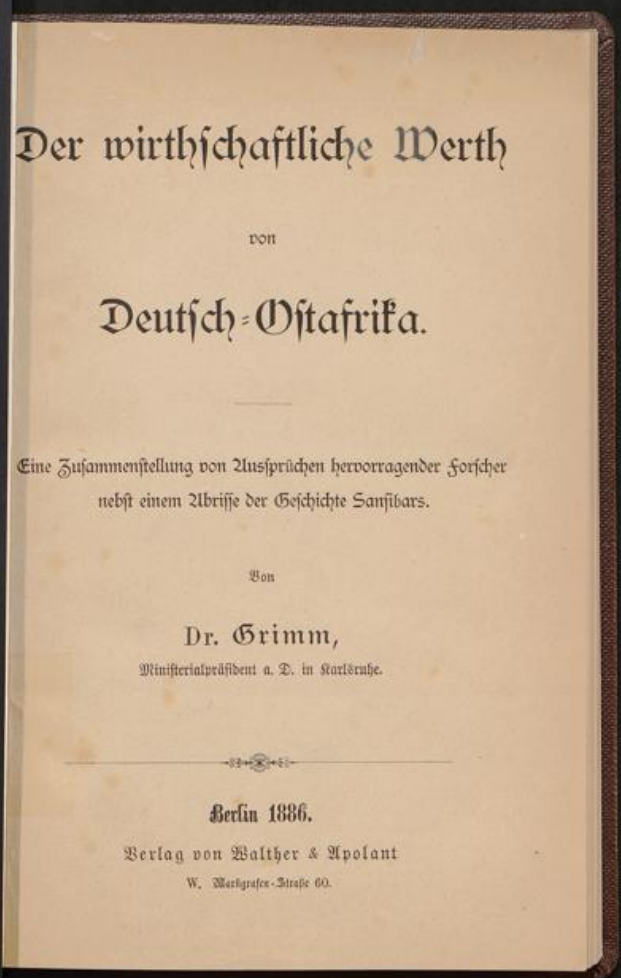
**Digitale Sammlungen**

## **Der wirthschaftliche Werth von Deutsch-Ostafrika**

**Grimm, ...**

**Berlin, 1886**

**urn:nbn:de:gbv:46:1-9109**



# Der wirthschaftliche Werth

von

## Deutsch-Ostafrika.

Eine Zusammenstellung von Ausprüchen hervorragender Forscher  
nebst einem Abrisse der Geschichte Sansibars.

Von

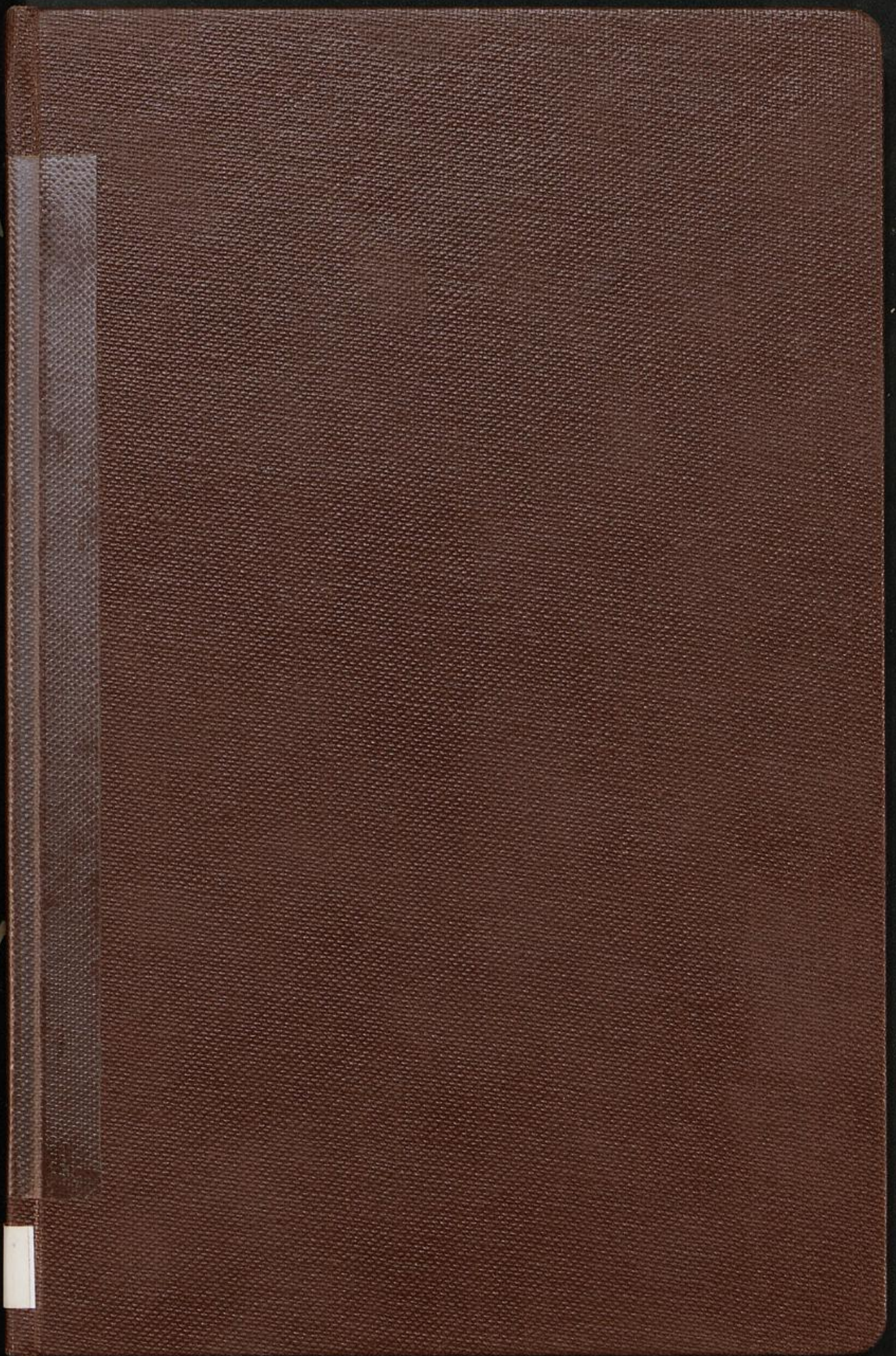
**Dr. Grimm,**

Ministerialpräsident a. D. in Karlsruhe.

Berlin 1886.

Verlag von Walther & Apolant

W. Margrafen-Strasse 60.





Nov 1886!

Berlin

1886

1886

1886

D

Ein

# Der wirthschaftliche Werth

von

## Deutsch-Ostafrika.

---


Eine Zusammenstellung von Aussprüchen hervorragender Forscher  
nebst einem Abrisse der Geschichte Sansibars.

Von

Dr. Grimm,

Ministerialpräsident a. D. in Karlsruhe.

---



Berlin 1886.

Verlag von Walther & Apolant

W. Markgrafen-Straße 60.

**Motto:**

Es gibt in Central-Afrika Paradiese, die mit der Zeit  
die Civilisation aufsuchen wird zum Besten der Menschheit.\*)

J. v. Müller.

Universität Bremen  
Bibliothek

GG 3688

\* ) So lautet die Ueberschrift des VII. Capitels des II. Bandes, S. 183 des Werks  
von Richard F. Burton, **Zanzibar** — City, Island and Coast, London,  
Tensbey Brothers, 1872. Im VII. Capitel schildert Burton seine Reise durch  
Ujambara.

Abchnitt I.

Aussprüche der Reiseschriftsteller über die  
einzelnen Länder von Deutsch-Ost-Afrika.

---

der Zeit  
(s. h. e. i. t. \*)

üller.

des Werks  
, London,  
reise durch

zemb  
ten  
trate  
vor;  
uns  
den  
entg  
mach  
sich  
Reif

„Co  
digt  
ratio  
der

Bag

der  
afri

## Bagamoyo.

Als Herr Dr. Peters mit Herrn Dr. Zühlke am Abende des 17. Dezember 1884 auf der Rückkehr von ihrer mit so großem Erfolge begleiteten Reise in das Innere des Kontinents, die Meeresküste wieder erreichten, traten aus dem Halbdunkel allmählich die Umrisse herrlicher Gebäude hervor; vom Portal herunter winkte das christliche Kreuz, ein Symbol, daß wir uns der europäischen Kulturwelt wieder näherten; und als wir einzogen in den Hof, da plötzlich flammten die hell erleuchteten gothischen Fenster uns entgegen, und daraus hervor brausten die ernstesten Töne der Orgel! — da machte die ganze Spannung der letzten Wochen in einem Thränenströme sich Luft!

Reisebericht des Dr. Peters in der „Täglichen Rundschau“, 1885, Nr. 56 u. ff.

Der Reisebericht fügt bei:

„Mag man über den Jesuiten-Orden sonst denken, wie man will, so viel steht außer Frage, daß derselbe in Ostafrika eine Kulturarbeit im wahren Sinne des Wortes vollführt. Seine Stationen sind, so zu sagen, die ersten mächtigen Klammern, an denen die weiße Rasse in diesen üppigsten Theil des spröden Kontinents sich hineinzwängt.“

Peters und Zühlke, wie alle Reisenden (vergl. auch v. Bülow, in der „Colonial-politischen Correspondenz“, 1886, Nr. 3), fanden die liebenswürdigste Aufnahme im Kloster; Peters verdankt dem Kloster noch mehr, die rationelle Behandlung, die seiner Fußwunde zu Theil wurde, entthob ihn der sehr nahen Gefahr einer Blutvergiftung.

Es war die katholische Missionsanstalt „Unser Lieben Frau zu Bagamoyo.“

Da die Missionsanstalt Bagamoyo das einzige praktische Beispiel der Einrichtung eines europäischen Plantagenbaues an der ostafrikanischen Küste der Jetztzeit ist, ein Präcedenzfall, durch welchen noch

dazu mit den bescheidensten Mitteln die ganze Kultur- und Kolonisationsfrage thatsächlich auf's glücklichste gelöst wurde, so müssen in gegenwärtiger Zusammenstellung „Bagamoyo“ und seine Erfahrung in vorderster Reihe erwähnt, und auch seiner von Peters erwähnten „Filialen“ gedacht werden.

Wir entnehmen das Nähere aus den Werken:

„Reisen in Zanguebar in den Jahren 1867 und 1870 von Pater Horner, herausgegeben von Dr. Gaume. Regensburg bei Manz, 1873,“ und

„Die katholische Mission in Zanguebar, Thätigkeit und Reisen von Pater Horner, herausgegeben von Schneider. Regensburg bei Manz, 1877“, endlich aus der Zeitschrift:

„Katholische Missionen“, Freiburg i. Br., namentlich Jahrgang 1883.

Begründet wurde „die katholische Mission für Ostafrika in Sansibar“ im Jahr 1859 durch den auf der, die wichtigste Zuckerkolonie Frankreichs bildenden Maskarenen-Insel Réunion (oder Bourbon) festhaften Missionsbischof Maupoint, unter dessen Jurisdiktion die Missionsanstalt bis zu seinem Tode (im Jahre 1872) verblieb, worauf sie der Kongregation vom heiligen Geiste in Paris unterstellt wurde.

Es ist dieses dieselbe, dem Jesuitenorden affiliirte Körperschaft, an welche nach einem in der „Frankfurter Zeitung“ vom 4. November v. J. abgedruckten Berichte von Dr. Nachtigal die Anregung ergangen ist, eine katholische Mission im Kamerun-Gebiet zu gründen, als er behufs Unterhandlungen mit dem Gouverneur in Gabun war, wobei er den guten Einfluß der dortigen französischen Mission kennen gelernt habe, deren praktische Einrichtungen allda (auch in Bezug auf Anbauversuche, Landbebauung und Handwerkerausbildung) von deutsch sprechenden Elsfässern fast ausschließlich geleitet würden.

Gleichwie nun im nördlichen Theil der Besitzungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Deutsche als Angestellte englischer Missionen, z. B. Krapf, Rebmann, sich große Verdienste um die ersten Kulturanfänge erwarben, so sind es wiederum Deutsche (Elsfässer), welche im Dienste französischer Missionen im südlichen Theile das dem deutschen Volke angeborene Kolonisationstalent zu einer hohen Stufe der Entwicklung gebracht haben.

Dem deutschen Missionar Krapf steht der deutsche Missionar Horner wohl ebenbürtig zur Seite.

Horner wurde 1827 in Schönenburg, in dem zum Kreis Weißenburg gehörigen Kanton Sulz unterm Walde geboren; 1854 zum Priester geweiht, fand er Verwendung als Missionar auf der Insel Réunion, wo er 8 Jahre lang das schwere Amt eines Leiters des Hauses der Aussätzigen bekleidete.

Zum Superior der Mission Sansibar ernannt, traf er am 16. Juni 1863 in Sansibar ein, (vergl. Horner, Schneider, S. 93.) wo er in den Verkauf von Negerkindern, und deren Unterrichtung sofort Hervorragendes leistete.

Im Jahre 1867 gewann er die Ueberzeugung, daß eine landwirthschaftliche Kolonie auf dem Festlande zu gründen sei (S. 110), da der Unterhalt der Kinder in der Stadt S. zu theuer kam, daselbst auch nicht Arbeit genug für dieselben vorhanden war, der Einfluß des sie dort überall umgebenden Mohamedanismus kein günstiger sein konnte, und auf dem Festlande die verheiratheten farbigen Missionsangehörigen einen eigenen Haushalt gründen konnten. Nachdem Pater Horner zu diesem Behufe im September und Oktober 1867 (S. 98) eine Reihe Küstenplätze selbst besichtigt hatte, wählte derselbe (S. 110 u. folg.) Bagamoyo. Der Platz — so berichtet er — sei einer der günstigsten an der ganzen Küste, eine kleine Hochebene mit dem Blicke weit hinaus in das Meer, der Boden sei sehr fruchtbar, er gehöre dem, der ihn bebaue. Wenn auch die Kosten der Urbarmachung bedeutende seien, so werde man doch in wenigen Jahren so viel gewonnen haben, um im Innern neue Kolonien gründen zu können.

Große Mühe kostete es aber, den immerwährenden Chikanen und der Mißgunst der Araber zu begegnen.

Trotzdem wurde am 2. Februar 1868 von dem Plage Besitz ergriffen, einige Bretterhäuschen für nothdürftige Wohnung errichtet, dann aber mit den älteren Negerknaben das große Gestrüpp urbar gemacht, und zur definitiven Errichtung der Gebäude geschritten. Alles mit den eigenen Kräften der Mission! Am 16. Juli 1868 erhob sich das Kreuz; man ließ die in Afrika unbekanntem Pflüge und sonstige Ackerbaugeräthschaften aus Frankreich kommen; das Erdreich erwies sich ungemein fruchtbar, man baute sofort mit großem Erfolg Getreide, Kartoffeln, Maniok, Bohnen, Melonen, Mais, pflanzte Kokospalmen und eine Allee von den so sehr ergiebigen Mango-Bäumen.

Fleisch verschaffte man sich (S. 316) vom Flußpferde; eingesalzen ist dasselbe nicht viel unter dem Ochsenfleisch und kann durch gewisse Zubereitungen auch lange aufbewahrt werden. Ein solches Thier kostet bei einem Gewicht von 1500 Pfund nur 12 bis 15 Franken.

Glaubt man nicht, schreibt Schneider, (S. 113) Benedictiner der alten Zeiten vor sich zu haben, wie sie unwirthsame Gegenden urbar machen, zu Gärten umschufen, Ackerbau einführten und Handwerk lehrten, Schulen errichteten und den Samen der Bildung austreuten?

Schon am 10. Dezember 1868 konnten die Brüder nach Bagamoyo übersiedeln, am 14. November kamen 6 Schwestern mit 50 Negermädchen

nach, am 17. Februar 1870 wurde ein Seminar errichtet, worin alsbald 24 jungen Negern Latein gelehrt wurde, zur Vorbereitung für ihren künftigen Missions-Beruf. Am 5. April berichtet der außerordentliche englische Gesandte Sir Bartle Frere an Granville (engl. Blaubuch de 1873, No. 43, Inclosure No. 53, Schneider, S. 295, folg.): Die Station habe ohne andere Hilfe als ihre Pfleglinge in 4½ Jahren 50 Hektar Land urbar gemacht und Wohnungen und Schulen für 300 Pfleglinge gebaut — er habe der Mission 4000 Mark aus englischen Staatsmitteln angewiesen — die Mission sei eine wahre Musteranstalt für jeden Versuch, Afrika zu civilisiren und christlich zu machen. Namentlich auch die Einführung eines industriellen Elementes in die katholische Mission habe sich hoch bewährt und gehe den englischen Missionen, die darum keine Erfolge erzielten, ab. Der englische Geschäftsträger Hill in Sansibar berichtet: es mögen sehr wahrscheinlich Einwendungen gemacht werden, daß England eine römisch-katholische Anstalt unterstütze — allein so lange die englischen Missionsgesellschaften jenem Beispiele nicht folgen und ihre Zöglinge nicht so erziehen, daß sie nützliche Bürger und fromme Christen werden, was sollen wir da anderes thun — die Art und Weise der patres sei einmal bewunderungswürdig praktisch.

Auch Stanley (Livingstone) lobt die Mission, Cameron (Revue Coloniale 1885, S. 424) rühmt die Franzosen wegen ihrer „bewunderungswürdigen“ Missionen.

Dr. Fischer (Mehr Licht, S. 102) lobt gleichfalls das gute Beispiel der Jesuitenmission in Sansibar; dieselbe verrichte mit ihren Zöglingen alle Arbeiten, die zur Herstellung von Gebäuden, Eisengeräthen, Möbeln u. s. w. nöthig sind.

Horner, und nach ihm sein Nachfolger Bauer, machten im Jahre 1870 resp. 1883 interessante Reisen in das Innere zur Auffuchung neuer Stationen, über deren Ergebnisse wir das Nähere mittheilen werden. Die Reisen stehen einzig in ihrer Art da, weil sie von Süd nach Nord gingen und daher die Karawanenstraßen quer durchschnitten. —

Die großen Schäden eines furchtbaren Orkans 1872 wußte Horner wieder auszugleichen. Zur Wiederherstellung der Schäden wurden damals anlässlich einer Reise, die Horner unternahm, auch in Deutschland reichliche Summen beigesteuert. (S. 307.)

Horner selbst berichtet (S. 303) der englischen Regierung, daß der General-Ober in Paris alle seine Vollmachten an Horner, der den Titel „apostolischer Vicepräsekt“ führe, übertragen habe.

Horner gründete noch in der zweiten Hälfte der 70er Jahre die Station Rhonda in der deutschen Schutzprovinz Nguru.

Als Horner nach einem mehr als 20jährigen Aufenthalt in den Tropen alsdann nach Europa zurückberufen wurde, wurde Pater Bauer zum Vicepräfekten und damit zum Vorstande der Mission ernannt. (Zeitschrift: kath. Missionen, Freiburg i. B., bei Herder, 1883. Heft 1 und folgende.)

Bauer führte das Werk ruhmvoll weiter, machte selbst interessante Reisen und gründete die Stationen Manderu und Simbawenni in Useguha resp. Ukami.

Den jetzigen blühenden Zustand von Bagamoyo beschreibt, nach einem Berichte des Pater Ucker, der Schriftsteller Koskoshny (S. 72). Wir entnehmen daraus:

Sämmtliche Bausteine wurden gewonnen durch Sprengung der Felsen am Meere. Das Haus ist ein wahrhaft monumentaler Bau, 20—23 Meter lang, 10—12 Meter breit — die Kirche hat eine Länge von 54, eine Breite von 51 Meter, im Innern einige Gemälde und ein Harmonium; links ist das Haus der Schwestern zur Erziehung der losgekauften Mädchen.

Unweit ist das von der Mission gegründete christliche Dorf St. Joseph. Dasselbe besteht aus etwa 70 Familien und wächst mit jedem Jahre. „Viele Bewohner führen ein wahrhaft heiliges Leben; da wir sie aus der Sklaverei losgekauft haben, behalten wir volle Gewalt über sie; sie nennen uns Väter, wir pflegen sie Kinder zu heißen.“ Viele Mütter erziehen jetzt schon ihre Kinder zu guten Christen.

Die Pflanzungen allda sind für alle Besucher ein Gegenstand der Bewunderung. Die europäischen Afrika-Reisenden staunen beim Anblick solcher Gärten in einem Lande, das sie ganz öde glaubten.

Es gedeihen üppig: Orangen, Mango, Zitronen, Bananen, Guyaven, Melonen und hundert andere Dinge, daneben zahllose Kokosnußpflanzen; die weiten Felder sind belebt von zahlreichen Arbeitern, von Schaaren von Mädchen und Knaben, welche singend zum Hause zurückkehren, gebeugt unter der Last der Früchte, welche sie sammeln.

Daneben besteht die große Missionsanstalt in Sansibar fort mit ihren zum Lehrkurse bestimmten ausgedehnten mechanischen Werkstätten, Gießereien und sonstigen Gewerben.

---

### Usaramo.

Diese Provinz durchreiste im Jahr 1857, nachdem der Franzose Maizan 1844 schon in der Nähe der Küste auf Anstiften der Baniänen erschlagen worden war, als erster Europäer und zwar im Auftrage der geogr. Gesell-

schaft in London der englische Marineoffizier Richard Francis Burton, in dessen Begleitung sich Kapitän John Hanning Specke befand.

Burton schreibt in seinem Werke „The Lake Regions of Central-Afrika 1860“ resp. der mitunter citirten deutschen Ausgabe, Berlin, bei Haffelberg:

S. 48 (deutsch). Usaramo wird in seiner ganzen Länge durch die wasserreichen Thäler des 50 Ellen breiten schiffbaren und sehr fischreichen Kingani und des Flusses Mgeta durchschnitten.

Zu beiden Seiten erhebt sich der Boden wellenförmig, ohne zu größern Höhen anzuschwellen; an der Küste steil und kurz werden die Wellen nach dem Innern zu immer sanfter und länger, überall mit reicher üppiger Vegetation, die sich stets selbst als bester Dünger dient, bedeckt.

Theilweise glaubt man in einen Park versetzt zu sein.

Zerstreute und buschlose Wälder, aus deren Boden hohes Gras empor-schießt, treten auf, hie und da ist undurchdringliches Buschwerk. Unter den Bäumen tritt der in Sansibar unbekanntes Msukulio auf, der die feinsten Eichen und Ulmen in einem englischen Parke hinter sich läßt. Einige Fuß-pfade verbinden die einzelnen Dörfer. Wasserpflanzen, die sich noch lange nach dem Regen halten, bewirken eine dumpfe Luft.

An vielen ausgerotteten Stellen blühen: Taback, Mais, Sesam, Maniof, Bohnen, Kartoffeln, Granatäpfel (die wie Unkraut gedeihen), Kokosbäume, Mangobäume, Melonen, Platanen, Limonen.

Reis wächst in den Niederungen im Ueberflusse.

Wasser ist selbst in einiger Entfernung von den Flüssen im Uebermaß vorhanden; es quillt in kleinen Rinnsalen hervor und sammelt sich in natürlichen oder künstlichen Höhlungen, die bis 10 Fuß tief sind.

Das Klima der höhern Gegenden ist etwas besser als das der Niederungen, aber auch heiß und niederdrückend.

Rindvieh ist an der Küste selten, aber desto häufiger Geflügel, Schafe, Ziegen.

Aus den Einzelschilderungen heben wir hervor:

In Bomani (S. 47 f.) ist die Landesgrenze des Sultanates Sansibar; Nzasa (deutsch: Niederland) (S. 54 f.) ist der erste Ort „des unabhängigen Usaramo,“ zu dem der Weg zuerst durch einen schattenreichen Wald führt, dann fällt er durch fruchtbare Felder in ein niedriges Thal, auf dessen Gegenseite unter majestätischen Bäumen, hohen Büschen, prächtigen wilden Blumen und hohem Graswuchse, hie und da von bebauten Flecken unterbrochen, der Ort liegt. Dann folgen vollkommen parkartige Gegenden, wellenförmige Gründe, bebauten Niederungen, ein schmaler, salziger Fluß mit kaltem, klarem Wasser. Jenseits erscheinen zum ersten Male wilde

Heerden (Zebra, Kudu), weiter abwechselnde Streifen reicher Kultur und dicken Bambuses.

Man erreicht die Dunda Uguru-Hügel und daselbst eine einsame aber äußerst fruchtbare Ebene, auf der annuthiges Feld, Wiesen und Wald wechseln.

Hierauf folgt ein Gemisch von Wald und Gebüsch, Wälder von Tiger- und Speergras, 15—16 Fuß hoch, jeder Halm fingerbreit und steifer und härter als Bambusrohr.

Schon auf seiner Recognoszirungsreise vom Jahre 1867, die dann zur Anlegung der Station Bagamoyo führte, traf **Pater Horner** im Innern von Usaramo (Horners Mission von Zanguebar, Regensburg 1877) trefflich angebaute Ebenen und Dörfer fest auf die Bergvorsprünge gebaut. (S. 101). Bei einer im August 1870 nach Ukami unternommenen Dienstreise (S. 152) lernte Horner noch mehr vom dem Innern von Usaramo kennen, nachdem er die Route nach Kifoka über den Kingani eingeschlagen hatte.

Zunächst war die Gegend einförmig, keine Felsen, keine großen Bäume traten auf, es war nur eine weite Ebene mit Dornen. In Boame aber traf man Reisfelder, welche in dieser schlammigen, merkwürdig fruchtbaren Reisgegend trefflich gedeihen.

In Kosako — leider traf er nur schlechtes Wasser — hat die Gegend etwas Reizendes; (S. 159) die etwas hügelige, von kleinen Thälern durchfurchte Landschaft gleicht ganz einem englischen Parke, es ist eben eine ununterbrochene Folge von Wäldchen und fastig-grünen Rasenplätzen.

Die Verschiedenheit der Formen und die Ausdehnung der Wälder gestattet der Phantasie, die Wälder der Heimath darin wieder zu erkennen — wenn nicht die Palmenbäume die Tropen in die Erinnerung zurückrufen würden. (S. 159.)

Die Gegend ist das Heim der Giraffen, deren Fleisch besser schmeckt, als Kalbfleisch. (Seite 159.)

Uebrigens ist auch sonstiges Wild hier — also in unmittelbarer Nähe der Küste — in erstaunlicher Anzahl vorhanden, namentlich Löwen, Tiger, Elephanten, Hyänen, Zebra, Rhinoceros, wilde Esel, Antilopen, Büffel, Wildschweine, Affen, Gazellen.

Der Wildreichthum ist erkennbar aus der Unmasse von Thierfellen, welche die Eingeborenen, die diese Thiere mit Netzen umstellen, besitzen.

Auch **Pater Bauer** auf seiner von Bagamoyo aus am 16. Januar 1882 angetretenen Dienstreise nach den Stationen Mandera in Usagaha und Mhonda in Uguru besuchte Usaramo (Zeitschrift: die katholischen Missionen 1883, Seite 10 u. folg).

Am Ringani ist eine Sumpfebene, an deren Rande einige Negerhütten stehen, woselbst Salz bereitet wird.

Jenseits des Ringani ist hohes Gras, dichtes Gestrüpp mit ungeheuren Affenbrodbäumen. Nach 1½ Stunden kommt Culturland, man stößt auf eine gute Zahl, in wohlgepflegten Pflanzungen zerstreuter Hütten.

Endlich folgt das Dorf Karpaka, welches die Eingeborenen wegen der ständigen Zerstörung ihrer Felder durch Antilopen, Giraffen, Flusspferde verlassen haben — auch Hyänen, Leoparden, Schakals sind zahlreich, und das Gebrüll der Löwen hat Bauer hier — noch so nahe an der Küste, selbst gehört.

**Stanley**, auf seiner am 21. März 1871 begonnenen Tour, „Wie ich Livingstone fand“ durchzog, ehe er sich nach Usoguha wendete, ein kleines Stück von Usaramo, nämlich von Bagamoyo bis Kosako.

Er betont, (S. 69) Bagamoyo, die Hafenstadt, habe ein sehr angenehmes Klima, das in jeder Beziehung Sansibar vorzuziehen sei.

Der Weg führte ihn alsdann durch Land von einer „merkwürdigen Fruchtbarkeit, (S. 80) das Korn hundertfach hervorbrachte.“ In den Waldungen traf er Ebenholz und Hirsche in großer Zahl.

Im Ringanithal traf er 8 Meilen lang und 4 Meilen breit reiche Wiesen, für Viehzucht geeignet. (S. 81.)

Jenseits des Ringani war die Landschaft so wie vor einem englischen Herrenhause, nämlich Rasen mit Gebüsch. (S. 84/85.) Im Walde waren große Tauben, Dohlen, Ibis, Turteltauben, Goldfasane, Wachteln, Moorhennen, Krähen, aber auch Habichte.

Dieses anziehende, in allen seinen Gebieten schöne Parkland setzte sich fort bis Kosako und darüber hinaus. (S. 88.) Auch auf seiner zweiten am 12. November 1874 angetretenen großen Reise — der sog. Durchquerungsreise — kam er wieder nach Kosako, und ist (S. 95) abermals hoch erfreut von dem „schönen, saftig-grünen, an England erinnernden Parklande, den lieblichen Thälern und sanften Bergrücken.“

Daneben traf man äußerst fruchtbare, an Producten reiche, von einem kleinen Bache durchschnittene Thäler. Außer in der Nähe der Dörfer waren aber nirgends Spuren von Cultur.

Wir besitzen von dem englischen Reisenden **Thomson**, welcher in der Zeit vom Mai 1879 bis Juni 1880 von Sansibar aus eine Reise nach dem Festlande unternahm, in dessen Werk „To The Central African Lakes And Back“ (London 1881) eine Anzahl Schilderungen der Landschaft und praktische Bemerkungen für den künftigen Kolonisten in Usaramo, wovon wir Einiges hier kurz berühren wollen.

Die Landschaft Usaramo ist von einem dicht verzweigten Netze uralter Karawanenstraßen durchzogen, ein Zeichen der hohen Bedeutung dieser Provinz für den Handelsverkehr, ein Fingerzeig dafür, daß auch eine künftige Eisenbahn-Verbindung mit den Hochlanden und den centralafrikanischen gewaltigen Binnenseen sicherlich diesen Weg wählen wird, zumal die Landschaft, als maritime Zone, ziemlich eben ist.

Die Landschaft wird als eine äußerst fruchtbare, mehrfach den Charakter englischer Parklandschaften bietende, geschildert.

Dieselbe wird reichlich bewässert durch die Zuflüsse der beiden dieselbe begrenzenden großen Flüsse Rufidji und Ringani, beide zugleich wichtige Verkehrsadern für den zukünftigen Handel.

Der Reisende bespricht (Band I, Seite 71 u. folg.) auch die physische Beschaffenheit des Hafens Dar-Es-Salam. Derselbe sei ein ganz „reizender“ Hafen, er liege da gleich einem friedlichen Binnensee, dem äußeren Anscheine nach gänzlich von dem offenen Meere getrennt, dessen Nähe sich nur durch das konstante Tosen der Brandung jenseits eines mit Bäumen bestandenen schmalen Streifen Landes vernehmbar mache. Dieser vorgeschobene Damm sei ein Korallenriff, welches nur an einer bestimmten, durch Dampfer leicht zu passirenden (und wohl auch für Segelschiffe passirbar zu machenden) Stelle, ähnlich wie ein Fluß, der sich in das Meer ergießt, eine schmale Mündung besitze, die den Eintritt in den Hafen ermögliche. Wegen dieser Beschaffenheit der Vertikalität sei es gekommen, daß der treffliche Hafen von Dar-Es-Salam bis in die letzten Jahre ganz unbekannt geblieben sei, so sehr die englischen Flottenoffiziere die ganze Küste aufwärts und abwärts wiederholt der sorgsamsten Untersuchung unterzogen hätten.

Hinsichtlich der Hoheitsverhältnisse über den genannten Hafen macht Thomson die Bemerkung, daß der Amtsvorgänger des jetzigen Sultan, Syed Majid, angelockt durch den feinen Schutz, welchen der Hafen der Schifffahrt gewährt, begonnen habe, daselbst Häuser zu errichten. Derselbe sei aber gestorben, ehe diese Häuser vollendet waren. Sein Nachfolger Sayed Bargasch habe nun aber diese Häuser nicht vollendet, vielmehr die ganze Anlage aufgegeben und wieder in sich zerfallen lassen, aus dem Grunde, weil kein Araber die unvollendeten Anlagen seiner Väter fertig baue.

Von vorzüglicher praktischer Wichtigkeit ist ferner der Hinweis des Reisenden darauf (Seite 142/143), daß Europäer jetzt schon durch einen nachhaltigen und systematischen Betrieb der Gewinnung von Kautschuk aus dem Saft von zwei daselbst reichlich wachsenden Sandolphien-Arten und von Kopalgummi, der in fossilem Zustande ebendasselbst massenhaft aus der

Erde gegraben wird, einen erheblichen Nutzen ziehen könnten, das seien besondere Schätze von Usaramo; letzteres liege nahe an der Küste und erschließe überhaupt ein Unternehmungsfeld von vielversprechendem Charakter.

## Ufeguha.

Auf seiner im März 1871 zur Auffuchung Livingstones unternommenen Reise durchzog **Stanley**, von Usaramo (Bagamoyo) kommend, die Landschaft Ufeguha.

Die erste Partie des Weges zeigte meergrünes Gras, tiefes Dickicht, sanft abfallende Rasen, viele kleine Flüsse, schöne, tiefe, kühle Wälder.

Als Adam das Licht der Welt erblickte, hätte er auch mit einer solchen Umgebung zufrieden sein müssen.

Die Schönheit der Gegend steigerte täglich Stanley's Werthschätzung derselben, überall wellenförmige Ebenen in liebliches Grün gekleidet, prangende Wälder und Gebüsch-Inseln — er hatte sich statt dessen unter Innerafrika einen Sumpf gedacht! (S. 96.)

Doch ging es auch durch Dschungelindistrikte, und Miasmen aus verwesten Pflanzen machten sich recht geltend. (S. 104.)

Bei Mussundi traf man wieder eine Gegend so lieblich wie der Central-Park in New-York, üppige Felder, schönes Nutzholz, darunter der Mparamusi, hoch wie der Mast einer Fregatte. (S. 113.)

Seite 123/124 wirft er nochmals einen generellen Rückblick auf die ganze Strecke von Bagamoyo bis Simbamvenni, die relativ 119 Meilen lang ist und 14 Marsche beträgt, die aber auch schon in 8 Tagen zurückgelegt worden seien. Er nennt dieselbe die „Küstenregion“ — sie sei ähnlichen Charakters, wie die am Missouri, wo Fruchtbarkeit, Waldreichthum, Gebirg, und großartige Wellenformation die Grundzüge bildeten.

Hierauf sagt er (Seite 122/123 der englischen Ausgabe) weiter:

„Obgleich ich diese Landschaften zur schlimmsten Zeit, nämlich zur Regensaison, sah, so blicke ich doch auf den ganzen Länderstrich mit Freude zurück, wegen des Reichthums und Gedeihens, die er einer civilisirten Nation verspricht, die in einem künftigen Zeitpunkte hierher kommen und von ihm Besitz ergreifen wird.“

Eine Eisenbahn von Bagamoyo nach Simbamvenni läßt sich ebenso rasch wie leicht erbauen und mit weit

geringeren Kosten als die Pacific-Bahn der Union, die zum Erstaunen der ganzen Welt von Tag zu Tag mehr ihrer Vollendung entgegen geht.

Eine europäische Niederlassung in diesem Theile von Afrika würde, sobald ein gründliches Entwässerungssystem durchgeführt ist, nicht größern Schwierigkeiten begegnen, als sie überhaupt mit jeder erstmaligen Occupation von herrenlosen Ländern verbunden zu sein pflegen.

Die Temperatur während dieser Saison überschritt bei Tage niemals 24° R.

Die Nächte waren angenehm — zu kalt sogar, wenn man nicht zwei Teppiche zum Zudecken besaß: und in Simbamweni, ohne die schreckliche Plage von Kansas und Nebraska — die Mosquitos! Das Einzige, was ich für den Kolonisten besorge, ist, daß ehe die dichten Wälder und Dschungeln in der Nähe abgeholzt sind, die Rindviehzucht wegen der Insecten nicht lukrativ sein möchte.

Auf der am 12. November 1874 in Bagamoyo angetretenen zweiten Reise, bei welcher Stanley den ganzen Continent durchschnitt, kam derselbe abermals durch die Provinz Useguha, die er jedoch dieses Mal von Kosako an nicht wie früher in südwestlicher, sondern durch Ukwere zunächst in nordwestlicher Richtung durchreiste.

Er bestätigt in seinem zweiten Reisewerke die im ersten Werke niedergelegten günstigen Eindrücke und beruft sich auf dieselben, deshalb von einer genauern Beschreibung Umgang nehmend.

Er erwähnt des hübschen großen und kleinen Bongwegegels (1200 resp. 800 Fuß hoch) und der Anwesenheit von Löwen nach Norden zu. Am Wami angelangt, erfreut ihn das allda befindliche schattenreiche Waldland und die interessante Landschaft jenseits mit dem Blick auf die „kolossale Kidudu-Spitze.“ (S. 95. Deutsche Ausgabe.)

Ueber Useguha und Nguru erstattete der Engländer **Price**, Agent der Londoner Missions-Gesellschaft, der letztern einen in „Kath. Missionen“ 1878, S. 139 abgedruckten Bericht. Er hält die Berge von Nguru, welche er theilweise als zu Useguha gehörig bezeichnet, „wegen des gesunden Klimas, wegen großer Fruchtbarkeit und des gesitteten Charakters der Bevölkerung“ für geeignet zur Anlage einer Missionsstation. Die Bergthalen und Thalgründe sind von Dörfern, die kaum einen Büchsen schuß von einander liegen, geradezu bedeckt. Doch könnte das Hauptthal, dessen Fruchtbarkeit in der That wunderbar ist, noch fünf mal mehr Europäer ernähren. Wildes Zuckerrohr bildet ganze Wälder. Wenn eine gute

Straße, deren Herstellung nicht schwierig ist, das Land mit der Küste verbände, so würde sich dasselbe in eine reiche Kornkammer verwandeln. Die Einwohner sind ganz vorzügliche Ackerbauer. Sie sind ohne Widerspruch, das sanfteste und sympathischste Volk, dem man in Afrika begegnen kann. Die Anlage einer Station wird zugleich als trefflicher Stützpunkt für neue tiefer im Innern gelegene Niederlassungen dienen.

„Die Berge und das Thal aber würden bei besserem Anbau den Europäern einen sehr gesunden Aufenthalt gewähren.“

Im Juni 1877 besuchte der Vorstand der kath. Mission in Sansibar, P. Horner, die Länder Usegha und Nguru. Er schreibt darüber (Kath. Miss. 1878, S. 139.):

Von Makangue aus, das nur 2—3 Tagereisen von der Küste liegt, führt der Weg durch herrliche Landschaften. Die Fruchtbarkeit ist enorm. Die Bäume gleichen den Nußbäumen, Buchen und Korkeichen Europas. Die große Masse Hornvieh auf schönen, unabsehbaren Ebenen beweist, daß die Tsetsefliege ganz fehlt; die Häuptlinge besitzen ungeheure Kuhheerden (S. 141), Kühe, deren jede täglich 6 Liter Milch giebt.

Die Einwohner werden häufig über hundert Jahre alt, halten auf gute Sitten, und ihre Ehrlichkeit ist oft Staunen erregend.

Am 13. August erreichte man das schöne, 4 Stunden breite Thal des Wami, welches mit dem Münsterthale im Elsaß große Ähnlichkeit hat, und gründete dann die Station Monda in Nguru, in einem so gesunden Klima, „daß selbst zerrüttete Constitutionen nichts zu fürchten haben“ (Zeugniß des Pater Weger allda; siehe auch S. 29 dieser Denkschrift).

Pater Bauer in der Zeitschrift „Die Katholischen Missionen,“ 1883, Freiburg i./B. bei Herder, theilt (S. 29 ff.) über die Landschaft Usegha, von ihm Ufigova genannt, folgendes mit:

Es habe sich das Bedürfniß herausgestellt, zwischen der Station Bagamoyo und deren in der deutschen Schutzprovinz Nguru gelegenen, im Jahr 1878 gegründeten Filiale Rhonda in der Mitte eine Zwischenstation zu schaffen. Man habe dazu einen ungefähr in der Mitte zwischen Sadani und der Grenze von Nguru einige Stunden nördlich von Wami gelegenen Platz Manderera in Usegha auserkoren. Im Sommer 1881 habe Bauer zwei Patres und einen Laienbruder dahin gebracht, um die Station zu gründen.

Diesen Platz suchte nun Pater Bauer auf seiner am 16. Januar 1882 von Bagamoyo nach Rhonda unternommenen Reise auf und erreichte denselben am 19. Januar 1882.

Er schreibt darüber (S. 29):

„Welche Veränderung war seit 6 Monaten hier vorgegangen! An Stelle zweier elenden bei der Gründung (die durch eine Zeichnung veranschaulicht wird) in der Wildniß errichteten Zeltstätten war ein hübsches Kirchlein und ein Häuschen von Backsteinen getreten, ein schöner fruchtbarer Garten war entstanden, worin Gemüse aufsprößte; ein Theil des Waldes ist ausgerottet und in fruchtbare Felder umgewandelt, welche mit Fleiß und Verständniß bebaut werden. Daneben war durch Ansiedelung von Negerfamilien schon ein kleines Christendorf entstanden. An Lebensmitteln war kein Mangel; Schafe, Geflügel, Reis, Bananen standen zur Verfügung.“

Im Uebrigen schreibt Bauer über seinen Aufenthalt in Useguha:

„Man erreichte die Landschaft, nachdem man den Wami, der die Grenze bildet, beim Dorfe Mgi-gema überschritten hatte, der sich zwischen dem Berge gleichen Namens und der gegenüber liegenden Udoe-Kette durch eine tiefe Schlucht hindurchzwängt.

Man erreichte bald darauf Mandera, verließ dasselbe aber schon wieder am 22. Januar 1882 in der Richtung auf Busini, wo man eine weitere Station zu errichten gedachte (S. 30).

Der Häuptling Kolwa ist einer der einflussreichsten Männer in Useguha; er besitzt schöne Kuhheerden (S. 36) und Ziegenheerden, sein Land hat rohes, fruchtbares, etwas zu trockenes Erdreich; der Boden ist reich an Eisenerz; an Schafen, Hühnern, Eiern, Reis war kein Mangel.

Man erreichte bei Magubiloa (Magubika?) den von Sudani in's Innere führenden Karawanenweg (den bekanntlich auch die erste Expedition unter Herrn Dr. Peters gezogen ist).“

Man kam nach dem Dorfe Kitwaffo,

„ziemlich groß, aber verlassen, indem die Bewohner die ewigen Quälereien seitens der arabischen Karawanen und der Soldaten des Sultans von Sansibar nicht länger ertragen wollten.“

Der Karawanenweg führte durch Wälder und schöne Thäler, ohne eine Ortschaft zu berühren, dagegen bevölkert durch große Zebräheerden und große Antilopenheerden nach Busini (in Ravenstein's Karte: Mbuzini).

Es ist dieses derselbe Platz, bei dessen Sultan die Peters'sche Karawane durch Singen des Liedes: „Was kommt dort von der Höhe?“ eine freundliche Aufnahme und einen Vertragsabschluß herbeiführte.

Auch die Bauer'sche Expedition war freundlich aufgenommen und ihr gestattet worden, allda sich den Platz zur Anlegung einer Missionsstation auszusuchen.

Bauer wählte (S. 32) einen Platz im Thale des von der, Ufeguha im Norden von dem Lande der Wakuavi und der Wakamba trennenden, Bergkette herabkommenden Flusses Kikula, eines sehr reißenden, klaren, fischreichen — sofort wurden Austern, Aale, Hechte gefangen — Wassers.

Das Kikula-Thal hat einen üppigen Pflanzenwuchs und einen un- gemein fruchtbaren Boden (S. 32). Hier und dort stehen Dörfer auf den Höhen oder verbergen sich im Walde. Bauholz ist in Fülle vorhanden, auch Erz scheint der Boden zu bergen; an Lebensmitteln waren schöne Schafe und Reis zur Verfügung.

Der Hügel, den Bauer zur Anlegung einer Missionsstation wählte, heißt Hessozwe und liegt 2 Stunden von der Karawanenstrafe.

Die Expedition zog dann (S. 34) weiter durch Wald und hohes Gras, an zahlreichen Heerden von Zebra's und Antilopen vorüber, erreichte Base, Mfere am Wami, und andern Tages durch eine waldige und sumpfige Gegend Nguru's Landesgrenzen, unfern ihrer Station Mhonda.

Auch auf dem am 8. Februar 1882 von Mhonda angetretenen Rück- wege kam man wieder nach Ufeguha an den Wami (S. 57), ganze Heerden Antilopen und rothborstige mit starken Häuern bewehrte Wildschweine vor sich hertreibend.

Durch Wald und Grasflächen ging es nach Mwana Mule, dann durch eine abscheuliche Gegend von verkrüppelten Bäumen, magerem traurigem Gestrüpp, von der Sonne ausgedorrtem Boden, zwischen Giraffen, Zebra, Antilopen, Büffel- und Elefantenspuren durch, bis man endlich in einer Schlucht zwischen Felsen in einer Vertiefung frisches Wasser fand.

Jetzt folgten ein schöner fruchtbarer Thalgrund (S. 59), natürliche und wildreiche Forsten, worauf die Grenzen von Ukami überschritten wurden.

## U d o e.

Die europäischen Reisenden, welche zu den großen Seeen gingen, haben Udoe bisher nicht durchzogen, — auch die Araber wagen sich nicht dieses Weges, aus guten Gründen!

Der erste Europäer, der dieses Land sah, war der Vorstand der katholischen Mission in Sansibar und Bagamoyo, Pater **Bauer**.

Derselbe verließ am 16. Januar 1882 Bagamoyo, um die hiezu dependirenden Filialen zu Manderu in Ufeguha und Mhonda in Nguru zu inspiciren und kam schon am zweiten Tage von Süden her nach Udoe.

Er berichtet darüber in der Zeitschrift „Katholische Missionen 1883“ (Freiburg i. B. bei Herder, Seite 11 u. folg.): Udoe wird im Süden durch den Ringani von Usaramo, im Norden durch den Wami von Useguha getrennt, im Osten erstreckt es sich bis an die Meeresküste, im Westen grenzt es an Ukami und Ukwere.

Die Udoe, ein schöner und starker Menschenschlag, alle Bauersleute, sind zum Theil noch — Menschenfresser! Sie sind ein eingewandertes Volk, Abkömmlinge der von Cameron und Livingstone ebenfalls als Menschenfresser bezeichneten Manyemas, westlich vom Tanganyika-See. Bei ihren Opferfesten rauben sie Menschen aus den Nachbarstämmen. Es gelang Said-Said, der gegen sie einschreiten wollte, nicht, sie aus ihren Schlupfwinkeln zu vertreiben, seit zwanzig Jahren ruht der Vernichtungskampf, die Araber zogen ab, — die Udoe sind Kannibalen geblieben.

Bauer gegenüber leugneten die Leute diese fürchterliche Sitte ab, bemerkten aber stets, es geschehe im Nachbardorf.

Den zwei Missionaren und ihrer verhältnißmäßig sehr schwachen Begleitung (bloß sechs Neger-Christen von der Station und zwölf Trägern) widerfuhr übrigens keinerlei Unbill, sie hörten nur Aeußerungen wie: der schmeckt gut, der nicht, jener nach einem Araber, der Große dort möchte ausgezeichnet sein, das Fleisch vom Alten wäre lecker. (S. 11. 30.) Auch bei der Heimreise wählte die Expedition sofort wieder den Weg durch Udoe und blieb wieder ganz unbehelligt.

Die Dörfer sind auf den Höhen im Dickicht verborgen.

Das Land zerfällt in 4 Bezirke und wird von einem Oberhäuptling Mwene regiert, von ihm hängen andere Mwene (Dorfschulzen) ab, die ihm Tribut bezahlen. Er ist der Souverän.

Ueber die Beschaffenheit des Landes macht Bauer folgende Beschreibung:

Beim Eintritt von Süden her (hinter Karpaka in Usaramo) traf man zunächst eine unabsehbare und unbewohnte Ebene, es war ein eintöniger Anblick, aber der Pflanzenwuchs war kräftig. Weite Prairien, wo das Gras sich über die Köpfe der Reiter erhob, wechselten mit Baumgruppen, Dickicht und durch ihre vielverschlungenen Lianen und deren Gestrüpp undurchdringlichen Wäldern.

Man traf weder Wohnungen noch fließendes Wasser, wohl aber Antilopen- und Zebraheerden, auch einmal 40 Giraffen (ein paar Tagereisen von der Küste, 1882), allmählig kam eine 400 Meter hohe Hügelkette mit sanftem Hang näher.

Das erste Udoedorf war Kwa-Simba (d. h. zwei Löwen) wo ein ziemlich einflußreicher Häuptling wohnt. Hier traf man reiche Kulturen!

Die Leute ziehen aus ihren gut bebauten Feldern Mais im Ueberflusse, Sorgho, Pataten, Maniof; Fruchtbäume haben sie nicht, Bananen sind selten. Ihr Hauptreichthum sind Schafheerden und Ziegenheerden.

Sie haben keine Sklaven.

Als man am 18. Januar 1882 weiter in das Innere des Landes eindrang, da änderte das Land seinen Anblick!

Die Ebene hört auf und der Weg führt über Berg und Thal fort.

Schöne sorgfältig angepflanzte Thalgründe wechseln mit steilen, mit Busch und Wald bestandenen Hügeln und Höhen, Sagobäume erschienen von seltener Pracht, desgleichen mit Früchten beladene Brechnußbäume. Man traf vielfach die kräftige Wanderliane, die angeschnitten ein vortreffliches etwas gezuckertes Wasser ergiebt, das an Kokosmilch erinnert, und das so reichlich fließt, daß man ganze Flaschen davon füllen kann. Man fand herrliche Blumen (convolvulus, Lilien, Amarylen). Trotz Wassermangel war der Pflanzenwuchs üppig und die Fruchtbarkeit erstaunlich.

Der Boden war lehmig; Quarz und Sandstein traf man überall.

Endlich erreichte man eine Hochebene mit entzückender Aussicht. Nordwestlich lag die unabsehbare Ebene, in der hier und dort einzelne Dörfer aus Zuckerrohr, Mais und Sorgho hervorschauten; quer durch die Ebene fließt der Wami, der diese Felder zur Regenzeit überschwemmt, weiter aufwärts tritt derselbe aus einem engen Thale. Rückwärts liegen freundlich wechselnde Hügel und Thäler, im Norden ist ein Höhenzug, an welchem die Dörfer wie Adlernerster hängen, im Westen breitet sich, wie ein einziger Riesenforst, das Land Ukwere aus.

Die ganze Hochebene wird von einem Groß-Mwene beherrscht.

Die Expedition (S. 28) schritt dann zum Wamißluß, bezog bei Mlonga 500 Meter oberhalb desselben ein Lager, und überschritt dann diesen Fluß und damit die Grenze von Udoe, bei der Ortschaft Mgi-Gema.

Bemerkenswerth ist die große Nähe des Landes bei der Küste, denn auf der Rückreise (S. 100) brauchte die Expedition im Ganzen nur vier Tage, um von der äußersten Westgrenze das ganze Land und ferner noch die Strecke vom Kingani bis nach Hause, nach Bagamoyo selbst, zu durchziehen.

Auch **Dr. Fischer** (Mehr Licht. S. 85) bestätigt, daß die Udoe nicht zum Bantu-Stamme gehören; nach ihm gelten sie als wild und unzugänglich und haben die Sitte, schwächliche Kinder auszusethen.

## Ukuere.

Auf seiner Reise nach Ukami war Pater Horner am 11. August 1870 von Bagamoyo aufgebrochen und erreichte schon am 14. August 1870 Kidago, die Hauptstadt von Ukuere.

Die Grenzen dieser Landschaft giebt er dahin an: Im Norden Udoe und Useguha, im Osten: gleichfalls Udoe, im Süden Usaramo, im Westen: Ukami. (S. 155). Der Fluß Serengere bildet die Grenze gegen Ukami.

Den Grundcharakter der Landschaft bezeichnet er dahin (S. 159): „Eine hügelige von kleinen Thälern durchfurchte Landschaft, in der That einem englischen Parke vergleichbar, desgleichen ausgestattet mit einer Masse Wild.“

In der Wiedergabe seiner Einzelschilderungen beginnen wir mit der Hauptfrage der Tagespolemik, dem Klima.

Als Horner auf der Heimreise dieses Land Ukuere wieder betrat, schrieb er (S. 278):

„Dieses Land, dessen gesundes Klima für Niemand ein Zweifel ist, brachte eine glückliche Wirkung auf unsern Gesundheitszustand hervor.“

Aber auch schon auf der Hinreise machte Horner die gleichen Wahrnehmungen:

Er schreibt (S. 160): das Land würde sich zu einer Ackerbauschule eignen — man findet wohl einige unbedeutende Sümpfe, indessen scheint uns das Land viel gesünder zu sein, als die Küste, denn weil es hügelig ist, fließt das Wasser ab.

In Folge der schärferen und frischeren Luft konnte man schon Morgens früh Fleisch genießen, was in Sansibar unmöglich ist.

S. 172/173. Nach und nach erscheinen Hügel vulkanischen Ursprungs, die tropische Pflanzenwelt verschwindet, um der gemäßigten Zone Platz zu machen — wie angenehm fühlt man sich erquickt, und wie neu belebt in der reinen verhältnißmäßig frischen Luft auf diesen bewaldeten Hügeln.

Die Ansicht Horners über den wirthschaftlichen Werth des Landes culminirt in dem Ausrufe (S. 175):

Welch schöne Gegenden, die Niemand bewundert, giebt es in jenem Lande! und welch' reiche Schätze sind dort in der Erde vergraben, um die kein Mensch sich ernstlich kümmert!

Mit ein Wenig Anbau könnte man die Lebensmittel vermehren — köstlicher Wein ließe sich auf den Hügeln erzielen!

Der Boden ist röthlich, fest, für Feldfrüchte sehr günstig, das Sorghum

wird 5 m hoch, wie Horner mehrfach durch Messung feststellte; kurz, die Erde ist so fruchtbar, daß sie die Arbeit des Menschen fast überflüssig macht. (S. 173).

In der Hauptstadt Kidago (S. 166) herrscht darnach Ueberfluß an Lebensmitteln; Hühner, Ziegen, Mais, Sorghum, Gurken, Bananen, Kürbis, kurz Alles ist in Hülle und Fülle vorhanden — der Preis eines Huhnes z. B. beträgt 30 Centimes.

Die Wege seien eisenhaltig.

Er lobte endlich die gute Beschaffenheit des Trinkwassers (S. 163), wemgleich (S. 173) Aberglaube die Leute abhält, die Plätze, wo gutes Wasser ist, anzugeben, damit die Geister der Quelle nicht beleidigt werden.

Daneben bietet Kidago (S. 163) eines der lieblichsten Panoramen, nordwestlich sind die hohen Berge von Useguha, nordöstlich diejenigen von Udoe, westlich die Kette von Ukwere selbst.

Horner klagt, daß die Anlage einer Station im Lande wegen Mangel an Mitteln und Kräften nicht sofort möglich sei.

S. 174: Wenn man die schönen Thäler und weithin sich erstreckenden Weideplätze betrachtet, so bedauert man, daß keine Viehheerden da sind, was den Insekten zuzuschreiben sei. Horner ist übrigens der Meinung, daß die Eingeborenen es machen sollten wie die Bauern in der Auvergne, welche ihrem Vieh Beinkleider und Blousen anziehen, es dadurch gegen den Stich der Tsetse-Fliege zu schützen, und bezieht sich auf das Zeugniß von Nachtigal, welchem zu Folge die Wadai ihr Vieh mit gleichem Erfolge mit Stroh umwickeln — so wäre, meint Horner — die Einführung der Rindviehzucht in Ukwere ermöglicht, was eine reichliche Vermehrung der Einnahmen zur Folge haben würde.

Das Volk sei gutmüthig und einfach (S. 173). Stanley schätzte die Bevölkerungszahl nur auf 5000 Seelen, nach Horner (S. 278) beträgt dieselbe jedoch 50,000 Seelen — allerdings ist das Land durch die beständigen Einfälle der Wadoe und der Wasiguha sehr entvölkert worden.

In Kidago herrsche König Kimigara, dessen Name weithin verbreitet sei (S. 63).

Die Karawane verließ dann das Land auf dem Wege nach Mjwa (S. 179), wo sie sich durch ein fast undurchdringliches Dickicht durchzuarbeiten hatte und ging nach Ukami.

## U k a m i.

Vom 17. August bis 17. September 1870 verweilte der Superior der Mission Sansibar, der Pfarrer Pater **Horner** in der jetzt deutschen Schutzprovinz Ukami, welches Land er von Norden her erreichte, über den Fluß Serengere, den derselbe als mit frischem, hellem, schönem, aber Sommers austrocknenden Wasser versehenen Grenzfluß zwischen Ukami und Ukwere bezeichnet.

(Horner, Schneider S. 185.)

Es zeigte sich sofort eine merkwürdige Fruchtbarkeit, die Flußufer waren mit Bananen, Zuckerrohr, Mais dicht bepflanzt. „Auf dem Wege nach dem nächsten Orte Kafara schien die Natur alle Schätze ihrer Schönheit ausgestellt zu haben.“ Auf beiden Seiten des Pfades dehnen sich Waldgegenden aus, die den schönsten Europas in nichts nachstehen. Vor sich hat man die hohen Gebirge Ukamis, deren Gipfel bis in die Wolken reichen. Diese Berge tragen in ihrem Schooße Quarz, Feldspath, Glimmer und Sandstein. Der Boden ist im Allgemeinen thonhaltig und von außerordentlicher Fruchtbarkeit. (S. 186.) Weiter in Kangasi kam man (S. 188) in ein wunderschönes Bergland, das uns an die Pyrenäen erinnerte, und in reiche Thäler, mit mächtigen Granitblöcken zwischen Trümmern von Sandsteinen — (S. 189) zu einer prachtvollen Reihe von Bergketten.

Am 20. August bestieg Horner den hohen Kongue-Berg, erquickte sich an der „reinen, frischen Luft“ und traf auf einer Hochebene einen großen Bergsee, der zur Bewässerung niedergelegener Felder dienen könnte, außerdem einen Ueberfluß an Steinen, Quellen, mächtigen Bäumen. Für Missionszwecke war der Punkt nur deswegen nicht gewählt worden, weil die nächsten Dörfer 4 Stunden entfernt liegen. Darnach erreichte man die Bergeshöhe auch erst in 4 Stunden. Auf verkrüppelte Bäume am Fuße folgt die schönste üppigste Vegetation — so wie in den prachtvollen Bergen des Innern der Insel Reunion, herrliche Bäume, Quellen, Bächlein wie Silberfäden in Sprüngen durch die Schluchten stürzend, auf dem Gipfel ist eine Ebene von hohem Gras, aller Orten durchfurchtet von hierher flüchtenden Büffeln — ein Jäger kann hier von der Büffeljagd bequem leben. —

Man hatte daselbst eine großartige Rundschau nach den Bergen von Chutu Mlonya und der herrlichen wellenförmigen Ebene zum Serengere, dazwischen Hügel, grüne Thäler und zahlreiche Flüsse. Es ist „eines der schönsten Panoramen der Welt, niemals könnte menschliche Einbildungskraft etwas Prachtvolleres erfinden,“ versunken in den Anblick dieser Naturschönheiten betete er den 91. Psalm:

„Quam magnificata sunt opera tua, Domine!“ (S. 191/192.)

Der Weg nach Utondoe führte wieder durch herrliche Gegenden, durch reizende Thäler mit wunderbarer Fruchtbarkeit, so fruchtbar, daß, wie die Leute sagen, man auf demselben Acker 3 bis 4 Erndten gewinne, die Bäche wurden immer zahlreicher. Das Erdreich war röthlich, bisweilen auch schwärzlich, und Dank dem Wasser, was von den Bergen kommt, immer feucht.

Sorghum wuchs in üppigster Fülle, Horner sah zum ersten Mal Maisstengel, die drei schöne Kolben trugen.

Die fast senkrecht abgesehenen Berge sind bis zum Gipfel mit üppigen Wäldern geziert und Bäche stürzen von denselben nieder, malerische Wasserfälle bildend, an den Flussufern stehen in Masse breitblättrige Bananen, (S. 194/195.)

Die Expedition bestieg einen zweiten hohen Berg, den Utkoyo, die Luft war sehr lebhaft, die Vegetation herrlich, man traf Farren von der Höhe einer Palme, daneben aber auch sonst nur in gemäßigten Zonen vorkommende Pflanzen (wie Himbeeren, Sauerampfer, Senf, Doldenblüthen), der Berg enthält wasserreiche Quellen und am Ufer eines kleinen Sees betrachtete man das prachtvolle Panorama, welches Ukami zu deren Füßen entrollte. (S. 195, 197, 199.)

Auch der Weitermarsch zur Hauptstadt Kinole führt durch eine „wunderbar schöne“ Gegend, mit vielen hundertjährigen 7 Meter dicken Bäumen, deren Aeste erst 30 Meter in der Höhe anfangen, Bäche, die in Wasserfällen von den Höhen stürzen, Flüßchen mit üppigen Gesträuchpflanzen, selbst die höchsten Gipfel der Berge prangen im Glanze des Waldes. Horner ruft:

„Herrliches Land, wo unser Herrgott mit vollen Händen allen Glanz der Schöpfung ausgegossen hat.“ (S. 199/200.)

In Kinole preist er die üppig stehenden Mais- und Bananenpflanzungen.

Horner giebt dann (S. 220—259), während eines Aufenthaltes allda in der Zeit vom 30. August bis 6. September 1870 gesammelte Mittheilungen über die Geographie des Landes Ukami, über Pflanzen und Thierleben, über das Klima; ferner über das Volk, das er auf 250,000 Seelen schätzt, seine Geschichte, Sprache, Volkscharakter und Sitten, Regierung, Religion, Handwerk und Ackerbau. (S. 220—259.)

Das Kambasi-Gebirge, die Grenze gegen Usagara sei der höchste Berg des Landes; er soll Eis auf seinem Gipfel haben. (221.)

Der Hauptfluß ist der Ringani, sein rechtes Ufer bilden Chutu und Usaramo, sein linkes Ukami und Ukwere.

Nutzbringende Bäume sind: Der Wachsb Baum, der Brodbaum, der Mango, Lokos, Melonen. Nahrungspflanzen: Maniok, Pataten, Bohnen, Linsen, Zuckerrohr, sehr üppiges Mais, ganze Wälder von Bananen (die

Einzel Frucht wird 25 cm. lang), Pistazien mit mandelartig schmeckenden Nüssen, Hirse, Sesam, Citronen, Flaschenkürbisse, Eierpflanzen. Horner glaubt, „europäische Gemüse kämen sehr gut fort.“ (S. 224.)

Aus dem Thierreich hebt er den Reichthum an Honig hervor, Vögel seien schaarenweise vorhanden (Perlhühner, Turteltauben, Hühner, Enten) — gute Krebse und Fische. (Im Kingani Fische von Manneshöhe und so schwer, daß sie zwei Mann nicht tragen können.) Von Vierfüßlern werden Schafe und Ziegen ausgeführt, das Land ist die Heimath der wilden Thiere (Löwen, Tiger, Hyänen, Waldschweine, Büffel, wilde Esel, Zebra, Giraffen, Antilopen, Affen, Elephanten sind nicht selten, sie gehen die Regenzeit den Kingani hinab, und kommen bis 3 Stunden vor Bagamoyo. S. 225.)

Das Volk sei sanft und gutmüthig, ein starker kräftiger Menschenschlag, es besitze eine reizende Kindlichkeit, ein aufrichtiges, offenes Wesen, eine große Ehrlichkeit, es sorge aber nie für den andern Morgen und verkaufe im Falle der Noth seine eigenen Kinder für 2 Pittsch (6 Liter) Mais. (S. 237.)

Das Ansehen, in welchem der Europäer beim Volke stehe, sei ein außerordentliches, „ein übernatürliches Wesen, ein Halbgott, ein Mensch, der Alles kann, selbst was die Kräfte der Natur übersteigt.“ (S. 190.)

Ueber das Klima sagt Horner (S. 229):

Das tropische Klima nimmt, je mehr man sich den hohen Bergen nähert, einen gemäßigteren Charakter an — auf der Höhe von Kinole nähern wir uns dem Klima der gemäßigten Zone. Wir waren im September, wo die große Hitze beginnt, trotzdem hatte der Thermometer im Schatten Morgens 6 Uhr 16° R., um Mittag 22<sup>1</sup>/<sub>2</sub>°.

In Ukami beginnt die Regenzeit im April und dauert 2 Monate, die Kälte ist dann so empfindlich, daß kein Schwarzer lange Zeit ohne Feuer sich im Freien aufhalten kann; die weniger Empfindlichen zünden sich die Feuer auf dem Felde an und gehen von Zeit zu Zeit hin, sich zu erwärmen.

Wenn Horner sich trotzdem vorläufig nicht entschloß, wegen des Fiebers, an welchem namentlich die zwei ihn begleitenden Patres in Ukami beständig litten, in Kinole eine Station anzulegen, so mag dagegen erwähnt werden, daß die Karawane der bescheidenen Missionäre nur auf das Dürftigste ausgerüstet war, daß in jenem Sommer die Cholera in Afrika herrschte, so daß die Expedition an Hunderten von Leichen von durch die Seuche überfallenen Karawanen zu passiren hatte, daß sie eine Menge Bäche und mit der gleichen durchnässenden Wirkung jeden Tag mannhohes, vom Thau nasses Gras zu durchschreiten hatten, wo bei ersteren ihnen das Wasser bis

an die Gürtel ging, daß Horner selbst (S. 159) von der unmittelbaren Nachbarprovinz Ukwere sagt:

„Dieses Land, dessen gesundes Klima für Niemanden ein Zweifel ist, brachte eine glückliche Wirkung auf unsern Gesundheitszustand hervor“,

daß der ganze kolossale Marsch in der kurzen Zeit vom 11. August bis 27. September 1870 hin und zurück bewerkstelligt wurde und daß nach der Rückkehr nach Bagamoyo (laut S. 280) der Gesundheitszustand aller drei Europäer sich rasch besserte.

Gaume, der Herausgeber von „Horner's Reisen in Sansibar“, Regensburg 1873, macht daher S. 253, Note 4 hierzu die Bemerkung:

„Die Fieber, von welchen die Missionare ergriffen wurden, beweisen noch nicht, daß die Gegend ungesund sei, da andere Reisende dort gesund blieben, und zur selben Zeit das Fieber ja auch in Bagamoyo herrschte.“

Horner's Nachfolger, Pater Bauer, hat denn auch 1883 Ukwere, das er bereiste, für gesund erklärt (siehe unten: „In katholischen Missionen.“ 1883, S. 98).

Auch hat man später die Mission in dem nahen Simbawenne wirklich errichtet, denn Dr. Peters („Rundschau“, Nr. 69) erhielt auf seiner Rückreise von einem Pater in Simbawenne „eine ganze Ladung Kohlrabi, Steckrüben, Wirsigfohl und Mohrrüben“, aus welchem gastfreien Geschenke Peters und Zühlke die Widerstandskraft geschöpft, um die drei letzten Tage bis vollends zur Küste ohne Nahrung zubringen zu können.

Am 6. September begab sich Horner nach Gonera, einer Gegend von außerordentlicher Schönheit. Er erhielt dort die erste Nachricht von dem zwischen Deutschland und Frankreich ausgebrochenen, für ihn als Elsäßer so bedeutungsvollen Krieg. Sein erstes Wort war: „Arme Missionen, was wird aus euch werden? — Arme Mission von Ukwere, nun bist du verschoben auf lange Zeit!“ (Er wollte also doch eine Station anlegen.)

Am 17. September 1870 trat man die Rückreise an und war am 27. September wieder in Bagamoyo.

Der Amtsnachfolger Horner's in der Vorstandtschaft über das Missionsfeld Sansibar-Küste, Pater Bauer, unternahm am 16. Januar 1882 eine Reise nach der Filiale Rhonda in Nguru und kehrte dann über Simbawenni, welches er die Hauptstadt von Ukwere nennt, das aber die Ravenstein'sche Karte als noch in Ukwere liegend, aufwärts, an die Küste zurück.

Er beschreibt die Reise in der Zeitschrift „Katholische Missionen“, Freiburg i./B. bei Herder, Jahrgang 1883, Heft 1 ff.:

Die Hauptstadt heiße eigentlich Mrogoro (S. 98), von welcher Cameron und Stanley schon mit Begeisterung sprachen, da sie eine 4 m hohe steinerne Festungsmauer besitze.

Die Stadt liege am Fuße des hohen und schönen Nrunguru-Gebirges; im fernen Osten dehnt sich eine ungeheure Ebene aus, deren fruchtbares Erdreich einen üppigen Pflanzenwuchs hervorbringt; fleißig bestellte Felder liefern Mais, Sago, Zuckerrohr, Bohnen, Bananenfrüchte im Ueberfluß — früher war hier die Reisernte beträchtlich. — Die Eingeborenen gaben jedoch aus einem lächerlichen Aberglauben den werthvollen Reiskbau auf.

Aus den Bergen fließen eine Menge Bäche in die Ebene; zur Regenzeit führen sie eine große Menge Wasser, sie ergießen sich in den Gerengere, einen schönen breiten Fluß, der ebenfalls im Nguru-Gebirge entspringt, dann Ukami durchströmt, und endlich in den Rufu oder Ringani mündet.

Von den Höhen aus, welche Mrogoro beherrschen, konnten wir uns an dem herrlichen Panorama kaum satt sehen. Berg und Thal sind mit zahlreichen wohlbevölkerten und hübsch gebauten Weilern bedeckt.

S. 98: „Die Hitze scheint nicht übermäßig und das Klima gesund; ich glaube, eine Mission würde hier Alles finden, um zu wachsen und zu gedeihen. Wir richteten unser Augenmerk auf einen herrlich gelegenen Hügel, zu dessen Fuß ein breiter Bergbach fließt, den man mit leichter Mühe zur Benutzung und Bewässerung herleiten könnte.“

Wie schon bemerkt, ist die Mission seither ausgeführt, da Dr. Peters auf seiner Heimreise von dem allda befindlichen Pater reichlich und gastfrei mit europäischen Gemüsen beschenkt wurde, durch welche liebevolle Gabe allein Peters und Zühlke damals ihr Leben zu fristen vermochten.

Das Land birgt übrigens, abgesehen von einer Zeit großer Hungersnoth im ganzen Kontinente, stattliche Schafe, Hühner, Reis, Zuckerrohr.

Raubthiere sind in Masse vorhanden, man hört das Gebrüll der Löwen.

Die Bäche sind fischreich; der Honigkukuk geleitete zu Honig.

Zahlreiche Felle, namentlich Büffelfelle im Besitz der Eingeborenen zeigen den Thierreichthum. Die Thiere werden in Fanggruben, die in Menge da sind, erlegt.

Eine in den Tropen seltene Kostbarkeit bietet Ukami, nämlich Singvögel. Auch Sansibar hat eine der Königin der Sängerinnen, der Nachtigall, sehr nahe kommende Schwester.

Von Useguha aus durchzog Stanley im Frühjahr 1871 die Landschaft Ukami, die er nach Ueberschreitung des Ungerengere (später Ringani genannt), erreichte.

Beim Aufstiege auf das 5800 Fuß hohe Kira- oder Kungwe-Gebirge (Seite 114) ruft er aus: Dieser prachtvolle Theil Afrikas muß vielen englisch sprechenden Menschen zur neuen Heimath werden!

Am 16. April 1871 traf er in dem überall von mit vom Gipfel bis zum Fuße mit grünen Wäldern bedeckten Bergen eingeschlossenen Ort Ugalla ein, dann später (S. 116) in Muclaleh, einem Plage von wunderbarer Fruchtbarkeit, er traf hier Mais, der an Güte den besten Maisqualitäten in dem Maislande Arkansas in Nordamerika nichts nachgab.

Er gelangte endlich in die Hauptstadt Simbamveni, die in einem schönen üppigen, von zwei Flüssen und mehreren durchsichtigen, von den thau- und wolkenreichen Höhen herabrieselnden Bächen durchschnittenen Thale liegt — er hätte die Landschaft eher nach Persien verlegt.

Bevor man den Fuß der Usagara-Berge erreichte, hatte man allerdings den in dieser Regenzeit schwer zu passirenden 30 Meilen langen Makata-Sumpf, eine Krankheiten erzeugende Wildniß ersten Ranges, (die Stanley bei seiner zweiten Reise bewog, die nördliche Route zu seiner völligen Umgehung zu wählen,) zu überschreiten, wo man mitunter drei Stunden durch vier Fuß tiefes Wasser waten mußte.

---

Französische Missionäre haben in Kunsagira (im südlichen Teile von Ukami, am Ringani gelegen) eine Missionsstation errichtet. Ueber dieselbe schreibt der Konsul Ledouly aus Sansibar (s. „C. R. de la Soc. de Géographie, Paris, 1885, Nr. 1“) folgendes: „Monseigneur de Courmont, der den Platz ausgewählt, betont die Vorzüge der Lage sehr. Das Land ist fruchtbar und gut bewaldet, reich bewässert; die Lage der Mission hoch und gesund; die Bevölkerung durchaus geneigt, die Fremden bei sich aufzunehmen.“

---

## Nguru.

In dem Heft vom September 1883, Sitzung vom 25. Juni, S. 541 der Zeitschrift der Londoner Geographischen Gesellschaft sagt **Kapitän Foot**: „Die Nguru-Gebirge liegen etwa 130 km von der Küste entfernt und bilden eine überaus großartige Landschaft. Die französische Missionsstation in Mondo liegt etwa 500 m über dem Meere und europäisches Gemüse und Obst gedeiht daselbst. Nach Foot's Ansicht würde auch der Kaffeestrauch und vielleicht die Kokospalme dort vorkommen, während er in den tieferen Thälern, die gut bewässert sind und sehr reichen Boden aufweisen, das Zuckerrohr üppiger entwickelt fand, als er es je sonstwo gesehen.

Er glaubt, daß die Nguru-Berge mit der Zeit ein Zufluchtsort für die Europäer der tiefergelegenen Landschaften werden dürften.

Vor seiner Rückkehr nach Europa, in der zweiten Hälfte der 70er Jahre, gründete der Vorstand der Katholischen Missionsstation zu Sansibar und Bagamoyo, **Pater Horner**, eine Filialstation in der nunmehr unter deutscher Schutzherrlichkeit stehenden Berglandschaft Nguru, mit ihrem hohen und schönen Gebirge, und zwar in Mhonda.

Zeitschrift: Katholische Missionen. 1878. S. 38.

Horner's Nachfolger, **Pater Bauer**, beschloß, eine Inspektionsreise nach diesem Platze und verließ zu diesem Zwecke mit Pater Haquard und 18 farbigen Begleitern am 16. Januar 1882 seinen Wohnsitz Bagamoyo. Durch Udoe und Useguha reisend, traf er Ende Januar 1882 in Mhonda ein.

Er schildert seinen Aufenthalt daselbst in Kath. Missionen, 1883, 3. Heft, Seite 55:

Man überschritt den, einen Seitenfluß des Wami bildenden Wahle, welcher in der Regenzeit eine Anzahl Waldbäche aufnimmt, die mit Donnergetöse Bäume und Felsblöcke mit sich rollend, von den Höhen Ngurus herabstürzen; alsdann ist er nicht passierbar, in anderen Zeiten reicht das Wasser dem Durchschreitenden bis zum Gürtel.

Ein anstrengender Steig auf Bergpfaden führte dann nach Mhonda.

Ueber die Lage von Mhonda macht Bauer (S. 55f.) folgende Beschreibung:

„Die Mission in Mhonda hat eine herrliche Lage. Von allen Seiten stufenweise sich erhebende Höhen und Gipfel, deren Flanken kleine Weiler von 10, 15—20 Hütten bergen, ziehen einen abwechselnden Kranz von nackten Felswänden, von Hochland und niederem Buschwerk, um das Dorf. In den Wäldern steht treffliches Bauholz. Der Kululabach, mit frischem klaren Wasser — nicht der geringsten Annehmlichkeit dieses Orts — fließt nur 30 Meter an der Station vorbei, auch in der heißen Jahreszeit trocknet er nie völlig aus.

In der Ferne ruht das Auge mit Wohlgefallen auf den Ebenen von Kiduwe. Morgens herrschen in der Regel Nebel, Nachmittags zwischen 3—4 Uhr stechende Hitze, dann verbirgt sich die Sonne hinter den Bergen — der Abend ist kühl, die Nacht beinahe kalt.

Auf der Station Mhonda wirkt erfolgreich Pater Machon, der bei den Negerfamilien sehr viel Besuche macht. (S. 56.) Manche Heiden wohnen täglich der Christenlehre bei und besuchen den Gottesdienst in dem Kirchlein. Pater Bauer vollzog die Firmung an sieben Personen.

Nach achttägigem Verweilen, am 8. Februar, brach Bauer wieder auf; er überschritt wieder den Wahle, dann den Mkindo, einen weiteren Neben-

fluß des Wami, eines schönen und breiten Flusses, wobei das Wasser den Reisenden wieder bis zum Gürtel reichte. Hierauf erfolgte ein zweistündiger Marsch über eine Ebene mit üppigster Vegetation, bis man sich allmählig dem Nachbarlande Useguha näherte.

## Chutu.

Der Engländer **Burton**, der im Sommer 1857 als erster Europäer Chutu betrat, schreibt darüber:

S. 67 (d.).

Chutu mit seinen herrlichen Parklandschaften ist besonders reich an Wild, das in der trockenen Jahreszeit in ganzen Rudeln an den Strom geht, um seinen Durst zu stillen.

Eine der größten und fruchtbarsten Niederlassungen ist Duthumi, dessen Ländereien von dem Flusse gleichen Namens bewässert werden, der auf den Höhen von D., die sich 3000—4000 Fuß zu erheben scheinen und woselbst das Wasser Nachts gefrieren soll, entspringt. Die Eingeborenen haben künstliche Irrigationen.

Schafe, Geflügel, Ziegen sind im Ueberfluß vorhanden.

Betelpfeffer, und wie in den Tiefländern Sesam, Manioc, süße Kartoffeln, Gurken, Bohnen, Platanen, Zuckerrohr gedeihen im Ueberfluß.

Das dichte Gebüsch am Fuße der Anhöhe birgt in Menge Elephanten, Rhinoceros, Gnu und Kudu.

Am Fuße der Berge liegt Zungomero, der große Mittelpunkt des Handelsverkehrs im Osten, wie Anyanyembe in der Mitte und Udjiji im Westen. S. 78 (d.). Da es auf demselben Wege liegt, so müssen alle Karawanen hier vorüber und in der Reisezeit, Juni bis April passiren jede Woche mehrere tausend Mann starke Züge. Der Hauptanziehungspunkt des Ortes ist die Fülle von Provision. Getreide ist in solcher Unmasse vorhanden, daß die Bewohner fast nur von dem berauschenden Pembe-Bier leben.

In der Nähe ist eine heiße Springquelle. Das Tiefland genießt in gesundheitlicher Beziehung einen schlechten Namen; der Regen scheint in diesen Gegenden vorzuherrschen, der feuchte, klamme Nachtthau, die dumpfe und kühle Morgenluft, die brennende Sonne des Mittags bereiten leicht Fieber. Die Höhen sind indessen nicht ungesund. (S. 87 f.) Burton constatirte im Tiefland Nachts eine Temperatur von 15—17° R.

Im westlichsten Theil von Chutu, wenn man dem Fuße der Usagara-

Berge näher kommt, ist jedoch der plötzliche Uebergang aus dem fiebererzeugenden Thalklima zu der reinen und klaren Bergluft erhebend und stärkend; diese Luft ist zugleich sanft, balsamisch, erquickend und belebend. An Stelle der Mongroven und Bambus treten nur einzelnstehende schlanke Bäume, an Stelle der großen unheilbringenden Moraste und des Netzwerks von Bächen und Wassern treten nun trockene, gesunde Abhänge mit kurzen steilen Spitzen und sanft abschüssigen Hügeln. Mit verschiedenem Grün dicht bestandene Berggrüden treten auf, während kräftige Brisen vom Meere her durch die Gipfel der Bäume wehen.

Die Bewohner sind von einer milden Gemüthsart, sie empfangen ihre Gäste freundlich, sie sind aber furchtsam und unkriegerisch.

Die Folge davon ist, daß sie von Freibeutern aller Art aus Sansibar schwer heimgesucht und bedrängt werden.

Diesen Freibeutern sind die furchtsamen Eingeborenen schutzlos preisgegeben; versuchen sie den geringsten Widerspruch, so genügt der aufgehobene Flintenlauf eines solchen Sansibarer Räubers, den Eingeborenen derart einzuschüchtern, daß er ersterem sein Weib, seine Kinder und sein Haus freiwillig überläßt. Trotzdem werden durch solche Eindringlinge des Oestern ganze Dörfer der Plünderung wegen niedergebrannt, so daß es dem Reisenden öfters vorkommt, daß in diesem Lande von wunderbarer Fruchtbarkeit nichts zu kaufen ist, da alles zerstört ist. Oft schon haben die armen Eingeborenen von Chutu überlegt, ob sie nicht den Sultan von Sansibar um seine Hilfe und seinen Schutz bitten sollten; sie sind aber immer wieder von diesem Gedanken zurückgekommen, einmal, weil kein Angehöriger ihres Stammes es wagen wollte, eine solche Reise nach Sansibar zu unternehmen, aus Furcht, bei seiner Rückkehr sein Haus als Ruine zu finden, oder, sobald der Zweck seiner Reise bekannt würde, ohne weiteres niedergeschossen zu werden, sodann aber, weil, wenn wirklich der Sultan sich entschloße, eine Garnison in das Land Chutu zu legen, die Lage der Eingeborenen nicht verbessert, sondern durch eine solche „Dragonnade“ von Söldlingen verschlimmert werden würde. Diese Belutschen würden, so meint Burton, die Rolle des Mannes in der Fabel übernommen haben, der von dem Pferde herbeigerufen wurde, um demselben gegen den Hirsch zu helfen.

Nur die Zeit, so schließt Burton seine Schilderung, kann hier helfen! Sollte diese Zeit vielleicht jetzt erschienen sein?

Auch **Speke** (Milquellen) nennt Chutu das „bestproduzirende Land“ seit der Küste und erwähnt, daß es eine Bergfette besitze von 5000—6000 Fuß Höhe.

**Giraud** bemerkt (S. 213 der Comptes Rendu, Paris 1885):

Das Land liege 15—20 Tagereisen von der Küste, es sei daher mehr

gesichert vor den Truppen des Sultans; das Land gedeihe, das Volk sei arbeitsam; es werde viel Reis, Sorgum, Mais, Tabak gebaut, der Reis komme hier letztmals seit der Küste vor. Die Dörfer seien mit Dornsträuchen verbarrikadirt. Das Land sei anmuthig, leicht gewellt, gut bewässert, die Einwohner friedlich.

**Cicalef** \*) (Handelskammer Wien, 1885, S. 44):

Das Land hat Ueberschuß an Mais, den es nach Sansibar auf den Markt bringt.

**Roskofsky** \*) (Europas Kolonien. Leipzig 1885, S. 135):

Das kleine Volk der Chutu habe seine Selbstständigkeit bewahrt, es werde aber durch die Sklavenjagden, welche die Nachbarstämme in ihr Gebiet unternehmen, dezimirt, da es zu schwach sei, sich der Angreifer zu erwehren.

## U s a g a r a.

Der erste Europäer, der Usagara betrat, war, im Sommer 1857, wiederum der Engländer **Burton** und in seiner Begleitung sein Landsmann **Speke**.

Burton S. 111 (d.) giebt von der Beschaffenheit des Landes im Allgemeinen folgende Charakteristik:

Es ist eine Bergregion, deren höchste Spitzen sich 6000 — 6500 Fuß erheben. Sie liegen in der Mitte eines halbmondförmigen Gebirges, das wie regelmäßiges Mauerwerk aussieht und werden von abgerundeten Hügeln begrenzt, auf deren Abhängen Ebenen, Einsenkungen, Engpässe abwechseln.

Nach dem einförmigen Grün, durch welches das Gemüth auf Sansibar und in den Flußthälern niedergedrückt ist, erquickt Usagara durch das bunte Gemisch der lebhaftesten Farben.

Schwarzer oder dunkelrother Erdboden bedeckt die Ebenen und Abhänge. Die Höhen vom Fuß bis zum Gipfel sind mit Wald bestanden. In diesen Bergwäldern zu reisen ist eine wahre Freude. (enjoyable.)

Sämmtliche Bäume wachsen hier zu ungewöhnlichen Dimensionen, sie bestehen namentlich am Rand der Flüsschen und Bäche und in den Einsenkungen, wo Wasser näher zur Hand ist, in großer Menge aus emporgeschossenen Stämmen des schönsten Zimmerholzes.

Da ist die Tamarinde, wild wachsend, zu einer gigantischen Höhe emporschließend; ferner der Mymbo, ein schöner Waldbaum mit grünen

\*) Es möge uns gestattet sein, hie und da auch eine indirekte Quelle zu citiren.

Blumen, die den herrlichen Geruch eines indischen Jasmins um sich verbreiten; aus seiner rauhen Rinde werden Häuser, hauptsächlich Kraals aufgeführt, die feinen Bastfasern werden zu Seilen benutzt, das Holz liefert ein anhaltendes, sehr wärmendes Feuer; da ist der Mferu mit eßbaren, kleinen Äpfeln gleichenden Früchten, der Adabi mit 40 — 50 Fuß hohen Stämmen, der Mayagea mit großen rosenfarbenen Blumen und 18 Zoll langen Kürbissen, die Kalabaschen erlangen einen Umfang von 40 — 50 Fuß; die Sycamoren, deren Lieblingsaufenthalt die niedrigen Abhänge in Usagara bilden, überschatten oft einen Durchmesser von 500 Fuß, so daß sie ein ganzes Regiment beherbergen können. Aus dem Mkoroholz (b. S. 87) das hart, schwer und sehr dicht ist und eine ausgezeichnet schöne Politur annimmt, werden große schwere Thüren und die gewichtigen Mörser gemacht, die als Mühlen dienen. Aus den kleineren Zweigen werden Bogen und Spazierstöcke gefertigt. S. 112. 113 (b.): Usagara ist hauptsächlich das Land der Blumendichte und Früchte, deren schönste Auszeichnung eine angenehme Säure ist.

„In den sonnigen Ebenen, über denen der köstliche Duft des Jasmin sich mit dem strengen Geruch einer Salbeiart verschmilzt und mit den bewältigenden Aushauchungen der Mimosenblumen, die gleich goldenen Kugeln aus den breiten grünen Blättern hervorglänzen, bildet die Luft einen äußerst angenehmen Gegensatz zu den fieberschwangern Dünsten, die über den Sümpfen der Tiefländer schweben.“

Ueberhaupt bedeckt eine reiche Vegetation, überall wo Wasser ist, den süßen und fruchtbaren Grund.

Es sind aber die Ebenen, die Einsenkungen, die tafelförmigen Landstrecken in jeder Höhe mit einem Netzwerk von Bächen, Rinnalen und Flüssen bewässert, die sich endlich in einen gemeinsamen Kanal öffnen, der seine Fluthen dem Hauptstrom des Landes, nämlich dem Wami, hier Mukudokwa genannt, zuschicken.

Das Trinkwasser ist süß, kalt und klar.

Das Klima (englische Ausgabe S. 231, deutsche Ausgabe S. 116) ist kalt und feucht.

Es hat zwei genau zu unterscheidende Varietäten. Alle thalaufwärts gelegenen Regionen sind ebenso sehr gesund, als diejenigen thalabwärts ungesund. In dem Unterlande entstehen durch die verwesende Vegetation schwere Ausdünstungen, die Nächte sind rauh, die Morgen kalt und nebelig, die Tage klar und heiß. Im Oberlande von Usagara, mehr den Quellgebieten des Munkondokwa-Flusses zu, gleicht das Klima den bestgelegenen Theilen des westlichen Indiens.

Mit Ufaramo oder Uniamwazi verglichen, sind diese Berge ein Sanatorium\*) und sollten sich jemals Europäer in Ost-Afrika als Kaufleute oder Missionare ansiedeln, so mögen sie hier sich niederlassen („here they might reside“) bis sie sich für den sonstigen Aufenthalt in Innerafrika überhaupt acclimatisirt haben. Der Ostwind, eine lokale Abweichung des Südost-Monsuns, beladen mit der Feuchtigkeit des indischen und atlantischen Ozeans, noch dazu geschwängert mit den Ausdünstungen der Thäler, stößt an die der Seeseite zugekehrten Bergwände, wo er sich in die Höhe hebt, und von dem atmosphärischen Drucke mehr befreit, durch die kältere Temperatur sich verdichtet, daher die häufigen Niederschläge mit schweren Regengüssen, daher die vielen Morgennebel, welche die bis oben baumbekleideten Bergspitzen verhüllen.

Die steilen Hügelseiten zeigen hin und wieder Zeichen von Kultur, überhaupt befand sich Anbau nur an einigen von dichtem Dorngebüsch umgebenen Stellen.

Dörfer sind selten und wenig besucht; wie in allen Ländern, liegen sie auf den Höhen wegen des schnelleren Regenabflusses, der reineren Luft, der geringeren Menge von Mosquitos, endlich auch zum besseren Schutz gegen Raubzüge feindlicher Nachbarn oder der Araber.

Doch bringen die Landleute ihr Getreide und ihre Hülsenfrüchte den Karawanen von den Bergen herab.

Die Eingeborenen zeichnen sich in den höheren Regionen durch schlanken, kräftigen Wuchs aus, sie sind friedlich, selbst furchtsam.

Die Wohnungen haben die Tembeform d. h. ein Biered von Holz oder Flechtwerk, an dessen innerer Wand die einzelnen Häuser aneinander gereiht sind.

Das Volk, so weit es noch vorhanden, hat einen Reichthum an Getreide und Vieh.

Die Tsetsefliege wird in cultivirten Gegenden selten gesehen, sondern nur in den Dschungeln; sie wird von den Eingeborenen nicht gefürchtet (S. 187). Das Volk vermeidet aus Furcht vor dem Sklavenhandel jeden Verkehr mit durchreisenden arabischen Sklavenhändlern. In glücklicheren Tagen war die Karawanenstraße von großen Dörfern umsäumt, die nun aber in Folge des Sklavenhandels keinerlei Spuren mehr zurückgelassen haben. (C. S. 169.)

\*) In Britisch-Indien und darnach auch in England bezeichnet man mit dem Worte „Sanatorium“ eine jener in Indien in sehr großer Zahl auf Bergeshöhen angelegten Bergstationen, in welche sich die in den Tiefländern Indiens sekhasten Engländer ihrer Gesundheit und ihres Vergnügens wegen längere Zeit des Jahres hindurch regelmäßig zurückziehen.

Kann es denn wahr sein, daß nach irgend einem unergründlichen Gesetze da, wo doch die Natur ihr Bestes gethan hat für das glückliche Dasein des Menschen, dieser selbst unablässig Hand anlegen muß, um menschliches Elend und Unglück zu erzeugen? (S. 185/186.) Das Mukondokwa-Thal (S. 192) ist von allen Seiten von hohen spitzen Bergen umgeben mit rauchenden Wohnungen, und mit auf allen Abhängen grasenden Viehheerden ausgestattet. Früchte und Taback gedeihen vortrefflich, (S. 192) das Thal war einst ein Garten, ist aber jetzt durch Fehden vielfach verödet; nur die außer dem Bereich der Menschenjäger belegenen Striche zeigen eine extensive Kultur (S. 195/196). So traf man in Ndabi sorgsam mit der Hacke bearbeitete Fruchtfelder, Heerden von Vieh in allen Richtungen und sogar Bewässerung durch Kanäle; auch Felder von Mais, Hülsenfrüchte und Bienenkörbe.

Das weiter westlich gelegene Rubeho hat gleichfalls ein gesundes Klima, (S. 203) es erhebt sich 2500 Fuß hoch über die fiebererzeugenden Vertiefungen, ohne die Höhe zu erreichen, wo Dysenterie und Pleuritis vorkommen.

Am 4. Mai 1871 gelangte **Stanley** auf seiner zur Auffuchung Livingstones unternommenen Tour nach Keneko, das erste Dorf in Usagara, am Fuße des Usagara-Gebirges gelegen. (S. 142.) Die höchsten Spitzen dieses Gebirges mögen sich etwa 6000 Fuß über die Meeresfläche erheben.

Der Reichthum der Gegend und ihre frische Bergluft wiesen auf Lebensgenuß und Gesundheit.

Bäche, frisch und durchsichtig wie Crystall, Bambus für Stangen zum Hüttenbau und mehrere Baumsorten, die sehr gutes Bauholz boten, erfreuten des Menschen Herz.

Am 8. Mai war man auf der Spitze der ersten Hügelreihe angelangt und hatte da gegen Westen eine ganze Gebirgswelt vor sich, Bergspitze reihte sich an Bergspitze, nirgends war ein dürerer Fleck, ein einziger Wald von grünen Bäumen bekleidete sämtliche Bergspitzen, Kegel, Gipfel, überall traf man reines Wasser an.

Man schritt hinab in's Mukondokwa-Thal, erreichte Kadetamare oder richtiger Misongi und dann Kiora (wo jetzt eine Station der ostafrikanischen Gesellschaft errichtet ist).

Auf der Rückreise (S. 258) hatte die Expedition in Folge der starken Massika-Regen viel zu leiden, Gießbäche donnerten und der Fluß war eine mächtige braune Fluth, die seine Ufer unter Wasser setzte.

Am 11. Mai betrat man eine unbewohnte Wildniß, kam an den 1 Stunde 30 Minuten langen See Ugombo, war in einer sehr wildreichen

Gegend, (Affen, Rhinoceros, Kudu, Steinböcke, Antilopen, auch eine Masse Vögel).

Die letzte Parthie von Usagara ist wiederum ein herrliches Land mit dem Orte Mpwapwa, wo man vielen Reichthum fand, und Milch, Hämmer und Rinder im Ueberfluß antraf. (S. 160.)

Stanley erstieg einen Gipfel, es war für ihn ein beglückender Anblick, so zahlreiches Vieh weiden zu sehen, kurz, es waren

„malerische Landstriche, die alles in sich schließen, was die Natur  
„an Romantik und Poesie zu bieten hat.“

Ehe man nach den bewohnten Theilen der nächsten Landschaft Ugogo kam, hatte man jetzt freilich die Einöde Marenga Mkali d. h. Bitterwasser, Salz und Salpeter, zu passiren. (30 Meilen in 36 Stunden.)

Ueber Usagara macht Stanley (Seite 233) noch folgende allgemeine Bemerkungen:

Der Wami oder Mukondokwa scheint für den Handelsverkehr nutzbringend gemacht werden zu können. Ich bin überzeugt, daß er mit leichten Dampfbooten mit 2 oder 3 Fuß Tiefgang wird befahren werden können, und zwar auf eine Distanz von zwei Graden in gerader Linie, oder ungefähr 200 Meilen per Wasser, von dem Hafen von Whinde bis nach Mbumi Usagara, alle Hindernisse der Schifffahrt, wie z. B. die Mongroven, können mit der Art leicht beseitigt werden.

Mbumi liegt ein paar Meilen von dem Fuße der Usagara-Berge, den Sanatorien von Ost-Afrika. Der Weg von Whinde bis Usagara kann mit einem Dampfer leicht in 4 Tagen zurückgelegt werden.

Wer will Afrika der Civilisation erschließen? Wer will den Handel mit Usagara, Usagaha, Ukuta und Uhehe eröffnen, um das Elfenbein, den Zucker, die Baumwolle, die Orseille-Flechte, den Indigo und das Getreide von diesen Ländern zu erhalten? Hier ist eine Gelegenheit!

Eine Dampfeschiffahrt von 4 Tagen bringt ferner den Missionar in die gesunden Hochlande Afrika's, wo er unter den artigen Wasagara ohne Furcht oder Störung leben kann; wo er sich aller Behaglichkeiten des Lebens in der civilisirten Welt erfreuen kann, ohne Furcht, derselben beraubt zu werden und zwar mitten in den schönsten und malerischsten Landschaften, die eine poetische Phantasie sich nur erdenken mag. Hier ist das üppigste Grün, das reinste Wasser; hier sind Thäler angefüllt mit Getreidehalmen, wilden Tamarinden, Mimosen und Gummibäumen; hier ist der gigantische Moule, der stattliche Mparamusi, die schöne Palme — ein Bild, wie es nur der Tropenhimmel darbieten kann.

Gesundheit und Ueberfluß an Lebensmitteln sind dem Missionar gesichert;

ein freundliches Volk sitzt zu seinen Füßen, bereit, ihn herzlich willkommen zu heißen!

Mit alleiniger Ausnahme der Gesellschaft gebildeter Menschen fehlt hier nichts, was des Menschen Herz erfreuen kann.

Beim Dorf Kadetamare giebt es eine Menge Plätze, die für die Errichtung eines Missionshauses sich herrlich eignen, mit einer gefunden frischen Luftströmung, mit Wasser im Ueberfluß, mit einem gelehrigen und gutmüthigen Volke, das allenthalben, unter sich sowohl als mit allen Reisenden und Nachbarn, in Frieden lebt.

Ich kann mir denken, wie sich der alte Häuptling Kadetamare die Hände reibt bei der Aussicht, daß weiße Männer kommen, ihm und sein Volk das Wort der Schrift zu lehren, zu säen, zu ernten und Häuser zu bauen, die Kranken zu heilen, ihnen Lebensannehmlichkeiten zu verschaffen, mit einem Worte, die Civilisation zu bringen.

Ferner S. 235:

In den Thälern des Ungerengeri und des Wami ist die Produktionskraft des Bodens eine außerordentliche. Der üppige schwarze Alluvialboden, die Flußablagerungen von so vielen Jahren, kennen keine Grenze in ihrer Fruchtbarkeit. Jede Pflanzengattung entwickelt sich in gigantischen Verhältnissen. Die Gräser erlangen die Dicke des Bambusrohres, die Bäume haben theilweise Stämme von 100 Fuß im Umfang.

Indisch-Korn, hier gezogen, übertrifft die feinsten Ernten in den so blüthenreichen Ländern Arkansas, Missouri und Mississippi. Negerhirse hat Stengel wie Zuckerrohr und wird 12 Fuß hoch.

Das Dickicht der Dschungeln ist geradezu verblüffend, und der Baum- und Pflanzenreichtum so groß, daß der geschickteste Botaniker die Classification nicht erschöpfen könnte.

\* \* \*

Bei seiner am 12. November 1874 von Bagomoyo aus angetretenen zweiten Reise, der Congo-Reise, kam Stanley am 3. Dezember 1874, nachdem er zuvor das südlichste Stück der Deutschen Schutzprovinz Nguru durchzogen hatte, in Mkundi wieder nach Ujagara (Seite 96 der deutsch. Ausgabe.)

Er beschreibt die großartige Bergscenerie von Makubika in Ujagara, wo die Expedition eine Höhe von 2675 Fuß über der Meeresfläche erreichte, Bergspitzen und Gipfel erhoben sich nun in allen Richtungen, da man nunmehr den Ostabhang der Kaguru-Berge, einer Fortsetzung der Ujagara-Berge, hinauf zu steigen hatte. Die Spitzen des durch seine Elephantenmenge berühmten Ukamba-Gebirges sah man gegen Norden. Ueberall umher war die Himmelslinie durch beträchtliche Spitzen oder zerklüftete Rämme

durchbrochen; in der That einzelne Partien dieses großartigen Gebirgszuges gaben Landschaftsbilder, die an Erhabenheit und malerischer Schönheit wetteiferten.

Der Reisende kam dann nach Mamboya in Geja, heutigen Tages berühmt dadurch, daß der Sultan von Sansibar, der gegenwärtig allda zur Deckung seiner Karawanen ein Duzend Soldaten auf Posten gestellt hat, daraus dem Deutschen Reich gegenüber im Sommer 1885 zu deduziren wagte, alle Länder, von der Küste bis hierher und Usagara selbst, seien sein! Da Stanley von einer solchen Militärstation, als er in Mamboya war, nichts erwähnt, kann also mit Sicherheit angenommen werden, daß sie im Dezember 1874 noch nicht bestand. Zwischen Mamboya und Kitangeh war Stanley sehr betroffen von der großen Aehnlichkeit, die viele der Landschaftsbilder mit solchen, die er im Alleghanygebirge (im östlichen Nordamerika nordöstlich bis zum Hudson in 12 verschiedenen Parallellketten ziehend, prachtvolltes Gebirge) gesehen hatte. Wasser war im Ueberflusse vorhanden, das aus verschiedenen Quellen klar dahinfloß, rein wie Krystall.

Als die Expedition sich dem östlichen Theile von Kitangeh näherte, kamen auf einmal eine Masse Dörfer in Sicht, die über all' die Hügel hingestreut waren, doch waren die Einwohner, durch die öfteren Raubeinfälle der Massai in Schrecken gesetzt, sehr furchtsam. Hier sahen sie auch zum ersten Mal auf der Tour zahlreiche Rindviehheerden.

Beim allmählichen Anstieg von dem schönen zur Viehzucht geeigneten Becken von Kitangeh erreichte man in einer Höhe von 4490 Fuß den Grat eines Hügel und sah da eine weit sich nach Nord und Nordwest ausbreitende Hochebene vor sich mit weidenden Heerden schöngestalteten Viehes.

Stanley bespricht hier noch (Seite 99) die unausbleibliche künftige Verwendung des überall vorkommenden Zebras auch noch zu andern Zwecken als bloß zum Essen.

Er erwähnt (S. 101) ein Steinsalzlager, und gelangt am 12. Dezember 1874 in den westlichen Grenzort von Usagara, nämlich nach Mpwapwa, hinter welchem Orte sich namentlich noch Waldungen in nicht zusammenhängenden großen Massen darbotten.

Auf seiner Rückreise vom Nyassa- und Tanganika-See kam Thomson (to the Central African Lakes, Seite 263 des II. Bd.) im Juli 1880 nach Usagara, welches er in folgender Weise schildert:

Der Wechsel zwischen dem Hochplateau von Ugogo und dem Gebirge von Usagara war eine förmliche Verwandlung. Innerhalb weniger Stunden kamen wir aus verbrannten, wasserleeren Wüsten, wo die Ernte einen

Monat vor unserer Ankunft stattgefunden hatte, in die Mitte einer prachtvollen Scenerie, mit rauschenden Wasserfällen, herrlichen Waldstrecken, grünen und mit Rasen bedeckten Hügellehnen, wo die Ernte zu reifen begann. Es war, als ob das Jahr plötzlich um zwei Monate zurückversetzt wäre. Den erfrischenden Eindruck dieses Wechsels nach unserm ermüdenden Marsche kann man sich leicht vorstellen. Wir tranken das krystallhelle Wasser, als ob uns ein solcher Genuß niemals zu Theil geworden wäre; wir zögerten nicht, uns im Strom zu baden.

Die Veränderung in der Vegetation und in der Jahreszeit war natürlicherweise eine Folge der Seewinde, welche durch das Gebirge aufgefangen, und über das Hochland zu ziehen verhindert werden, so daß die Wolken ihrer Feuchtigkeit entladen werden.

Am vierten Tage verließen wir die malerische Schlucht des Mukondowa und betraten eine herrliche Ebene von unbeschreiblicher Fruchtbarkeit (of immense fertility), welche überall mit Dörfern besetzt war und eine große Bevölkerung von gut gekleideten und sichtbar wohlhabigen Eingeborenen unterhielt.

Roger, der Begleiter des Kapitäns Popelin, des Führers der zweiten belgischen Expedition vom Jahre 1880, schreibt nach seiner Ankunft in Mpwapwa in Usagara:

Wir sind nach einer Reise von 24 Stunden, die ein wahrer Spaziergang zu nennen ist, hier angekommen.

Das Land, welches wir durchzogen, ist wahrhaft großartig; ich habe vieles großes Wild gesehen und darauf Jagd gemacht; jeden Tag und bei jedem Schritte sahen wir die schönsten Vögel.

Obwohl es die heißeste Jahreszeit war, haben wir von der Hitze doch nicht gelitten.

(Tokke, Deutschlands Kolonien. 1886, S. 285.)

Usagara wird von allen Reisenden als ein außergewöhnlich malerisches mit herrlichen Thälern und üppiger Vegetation ausgestattetes Land geschildert.

Die Menschen daselbst zeichnen sich durch schöne Gestalt und aufgeweckten Sinn aus, und sind in Beziehung auf Selbstgefühl allen anderen ostafrikanischen Stämmen voraus.

Sie sind zugleich wohlhabend.

v. Schweiger-Lerchensfeld, Afrika, „Der dunkle Erdtheil im Lichte unserer Zeit.“ Leipzig, 1885. S. 192.

Derselbe S. 118:

Mit großer Mäßigkeit vermag sich der Fremde in Ostafrika rasch zu acclimatiren.

Ueber **Ufaramo, Ufeguha, Ufami und Ufagara** theilen wir aus **Cameron** („Durch Afrika“) die Beschreibungen, die der Reisende von den einzelnen zu den deutschen Schutzgebieten gehörigen, von ihm im Jahre 1873 durchzogenen Gegenden giebt, auszugsweise mit:

Die Regionen **Ufaramo, Ufeguha** und **Ufami**, die er die „Küstenregion“ nennt, bezeichnet er (S. 47 der deutschen Ausgabe) als „Grasflächen,“ **Msumah** (S. 49) sei vortrefflich bebaut (Kürbisse, Indisch Korn, Pataten); dann später (S. 53) sieht man im Hintergrunde eine herrliche wolkenbedeckte Bergkette, vor sich in der Ebene zahlreiche Dörfer, ausgezeichnetes Gras, außerordentlich gutes Weideland, Alles reichlich bewässert, später (S. 56) kommen herrliche Landschaften; das **Lugerengeri-Thal** (S. 59) ist sehr fruchtbar, viel offenes Gehölz und bebautes Land; **Keneko** am Eingang einer Felschlucht (S. 66, 68) wurde den Reisenden als sehr gesund beschrieben, dort sei ausnahmsweise die Gegend noch dicht bevölkert. Die Gründe des Dorfes **Mummy Ufagara** (S. 76) bieten reichliche Lebensmittel.

Band II. S. 228/230 enthält eine begeisterte Schilderung des **Ufagara-Gebirges**, seiner uner schöp flichen Fruchtbarkeit, seiner herrlichen Forsten mit verschiedenen Sorten werthvollen Bauholzes, seines Reichthums an jagdbaren Thieren, deren Arten er in einer langen Liste einzeln auf führt. Er sagt, er müsse Alles bestätigen, was **Burton** schon 1857 über **Ufagara** Schönes gesagt habe und betont (S. 233) namentlich auch die ausgedehnte Kultivation und den Viehreichthum in **Mpwapwa** im westlichen **Ufagara**.

### **Ufagara, Ufeguha, Nguru.**

Im Mai 1885 machte der englische Missionär **Cast** Mittheilungen über einige der jetzigen deutschen Schutzgebiete. Da dieser Berichterstatter nicht weniger denn acht Jahre in den betreffenden Gebieten dauernd gewohnt hat, verdienen seine Bemerkungen selbstverständlich noch weit mehr Beachtung, als jene selbst des aufmerksamsten Reisenden, der das Land ja auch im günstigsten Falle doch stets nur aus einem verhältnißmäßig kurzen Aufenthalte kennen zu lernen pflegt. **Cast's** Mittheilungen betrafen die Länder **Nguru, Ufeguha** und **Ufagara** (oder „**Sagala**“). Er wohnte anfangs zwei Jahre in **Mpwapwa**, (im westlichen Theile des deutschen Schutzgebietes) und gründete dann eine neue Station in **Mamboia**, einem etwa 80 km weiter ostwärts gelegenen Distrikte, wo er die übrigen Jahre verlebte. Von beiden Stationen aus machte er zahlreiche Ausflüge in die benachbarten Gegenden: nach **Nguru** im Norden, **Ufeguha** im Osten und **Ufagara** im Süden. Ueber die Gegenden, welche er auf diese Weise kennen lernte, übt, wie **Cast** mittheilt, der Sultan von **Sansibar** eine

nomielle Oberherrschaft aus; „indessen sind in Wirklichkeit die Häuptlinge sämtlich unabhängig.“ Die Oberherrschaft Sansibars erscheint auch in diesen Distrikten demnach nur als eine beanspruchte, nicht aber als eine anerkannte oder gar ausgeübte. „Das Land Useguha ist im Allgemeinen flach oder leicht wellig. Es ist mit lichten Waldungen bedeckt, deren Bäume meist klein sind; nur einige sind groß und zu baulichen Zwecken verwendbar. Näher der Küste nimmt das Land ein parkähnliches Aussehen an, mit weitgedehnten Rasenflächen, die hier und da durch Waldung unterbrochen werden; die Waldbäume sind mit zahllosen Schlingpflanzen bedeckt und beschatten dichtes Unterholz. In diesen Waldstücken bauen die Einwohner ihre Dörfer, indem sie das Herz des Waldes ausroden und die äußeren Theile als natürliche Vertheidigung stehen lassen. Das Land Useguha ist, im Vergleich mit anderen Distrikten, nicht sehr fruchtbar, obwohl auch hier in den kleinen Thälern viel Getreide gebaut wird, weit mehr, als die Eingeborenen bedürfen. — Nguru und Usagara unterscheiden sich von Useguha durch ihren Gebirgscharakter. Die jene beiden Länder durchziehende Gebirgskette wird an verschiedenen Stellen durch weite Ebenen unterbrochen, die mit Hügeln übersät sind. Die höchsten Gipfel der Kette erreichen 2000 bis 2400 m Höhe über der See und sind bedeckt mit prächtigen Nuthölzern, Farren und Unterholz. Ueberall zerstreut liegen die Dörfer der Eingeborenen und dicht neben ihnen schöne Gärten. Beide Länder werden durch den Wami und seine Nebenflüsse bewässert. Die Thäler und Hänge der Berge, diese selbst bis zu den Gipfeln hin, sind sehr fruchtbar. Die Bewohner bauen hier in Ueberfluß, weit über ihren eigenen Bedarf, Mais, Hirse, Bohnen, Kürbisse, Maniok und Bananen. Die Abhänge der Gebirge sind überreich an Quellen, so daß die Eingeborenen bei eintretenden Dürren mit leichter Mühe ihre Grundstücke künstlich bewässern; ich habe sie oft bei derartigen Arbeiten beschäftigt gesehen. Europäische Gemüse gedeihen schnell und erreichen an den Gebirgs- und Hügelhängen treffliche Güte. Während mehrerer Jahre habe ich dem Anbau derselben besondere Sorgfalt gewidmet. Die Station Mambolia liegt 400 bis 430 m über dem Meere, und hier zog ich Kartoffel, Rübe, Mangold, verschiedenerlei Kohl, Möhre, Pastinake, Zwiebel, Rettig, Lattich und manches andere; und alles gedieh gerade so gut, wie in England. Beim Kartoffelroden zählte ich eines Tages an einer einzigen Pflanze 62 Kartoffeln; die größte war etwa 5 Zoll lang und so dick, wie mein Faustgelenk. Unter ihnen war etwa ein Duzend zu klein zum Gebrauch. Natürlich war das ein Ausnahmefall, der aber doch zeigt, was das Land leisten kann. Die meisten in England gewöhnlichen Blumen gedeihen gut. Ich habe einige Fruchtbäume von der Küste gepflanzt, Mango, Guave, Granatapfel, Orange, Limone, Flaschen-

baum, Melonenbaum und andere; alle diese sind gut gediehen. Daneben nenne ich die einheimische Banane, von der etwa 18 Varietäten vorkommen, und Zuckerrohr, das sich in drei Sorten findet. An vielen Stellen, namentlich auf höheren Erhebungen, würden höchst wahrscheinlich englische Obstbäume gut gedeihen; auf den Gipfeln der Berge wachsen Brombeeren und Himbeeren wild.

Ich riß einige Wurzeln derselben aus und pflanzte sie in meinem Garten in Mamboia ein; sie gingen an und trugen so große und gute Früchte, wie ich nur je in der Heimat gesehen. Nach meiner Ueberzeugung finden sich viele Plätze, an denen mit großem Vortheil Cinchona, Kaffee, Thee und Vanille angebaut werden könnten. In den ausgedehnten niedrigen Thälern zieht man große Mengen von Mais und Reis; ersteren verbrauchen hauptsächlich die Eingeborenen, während letzterer verhandelt wird. Niemals fehlt es irgendwie an Nahrungsmitteln in diesen Bergen, und unter europäischer Leitung könnte die gegenwärtige Produktion noch in enormem Maße gesteigert werden! — In der Mitte der Landschaft Usagara liegen die Pumba-Berge, die durch Eisengruben interessant sind. Einen Bericht über die Erzgewinnung gab Last in der Zeitschrift der London. Geogr. Ges. — „Es giebt hier herrliche Gegenden für Ansiedelungen; das nöthige Land würde vom Herrscher des betr. Platzes für ein geringes Geschenk an Zeug leicht zu haben sein, oft auch umsonst, da diese Häuptlinge immer froh sind, einen Weißen in ihrem Lande zu haben. Das Klima ist sehr gesund, namentlich in den Bergdistrikten. In Mamboia freute ich mich während der Monate April bis Ende Juli wegen der Kälte stets, des Abends ein Feuer zu haben. Das Thermometer zeigt während dieser Monate um 6 Uhr Morgens durchschnittlich etwa 8° R, und pflegte Mittags bis 15° oder 18° zu steigen. In den wärmeren Monaten steigt es mitunter bis 32° auf der Veranda, und auch die Nächte sind dementsprechend wärmer; aber es ist niemals so heiß, daß man eine Pankah (in Ostindien ein Schirm an der Zimmerdecke zur Erzeugung von Luftzug) nöthig hätte. Im November und Dezember fällt eine kurze Regenzeit, die etwa einen Monat anhält. Dann ist es warm und trocken bis Mitte März. Hierauf folgt bis Mitte Juni die starke Regenzeit, die sog. Massika. Die Massika-Regenfälle sind gewaltig, dauern aber im einzelnen Falle nicht länger als einen Tag oder zwei. Fast während der ganzen Massika ist gewöhnlich die erste Hälfte des Tages heiter, und der Nachmittag regnerisch, sodaß man zwischen den Schauern meistens seine Arbeiten besorgen kann. — Die Eingeborenen sind sämmtlich Ackerbauer, und züchten nur hier und da ein wenig Vieh. Jeder Häuptling hält womöglich eine Heerde von Ziegen und

Schafe  
werth  
feige.  
wenn  
Gefahr  
von  
friedl  
geleb  
und so  
entgeg  
Eisen  
zu be  
dem  
Land  
feine  
ihnen  
Eingel  
haft u  
zu ref

1879

189

1881

Natur

dem g

barst

große

ein re

Mais

lonen

Es g

vögel

gescha

Schafen, jedoch mehr als Zeichen seines Reichthums, als des Nahrungswerthes halber. Im Charakter sind alle Stämme sich gleich, sämmtlich sehr feige. Die Bewohner von Useguha treten großthuerisch und polternd auf, wenn sie sich einem schwächeren Feinde gegenüber befinden; zu Zeiten der Gefahr halten sie aber nicht besser Stand, als die ruhigeren Eingeborenen von Nguru und Usagara. Die letzteren bilden ein eminent friedliebendes Volk. Ich habe nahezu acht Jahre unter ihnen gelebt und fand sie stets sehr freundlich gegen mich gesinnt, und so würden sie sich gegen jeden Fremden betragen, der ihnen friedfertig entgegentritt. — Es heißt, daß die Deutschen daran denken, eine Eisenbahn von der Küste nach dem Gebiet der großen Seen zu bauen, die Useguha und Usagara durchziehen würde. Ist dem so, dann dürfen wir hoffen, daß dies reiche und schöne Land bald aufgeschlossen wird, und daß viele Ansiedler an seinen lieblichen Berghängen ihr Heim gründen werden. Jeder ihnen gut Gesinnte kann eines freundlichen Empfanges bei den friedliebenden Eingeborenen sicher sein, und wenn er in seinem Verkehr mit ihnen ehrenhaft und artig ist, wird er sie stets bereit finden, ihm zu helfen und ihn zu respektiren.“ (Aus Westphal S. 49/53.)

---

## M a h e n g e .

---

Diese Landschaft wurde von dem Engländer **Joseph Thomson** im Jahre 1879 bereist.

Thomson schildert diese Landschaft als sehr reich. Er sagt z. B. (S. 189 seines Werkes „the Centralafrika Lakes“ (London bei Sampson 1881): In Folge ihrer Lage nahe den Usagarabergen und der flachen Natur des zwischen zwei Flüssen, dem Ruha und Rufidschi befindlichen von dem gleichfalls schiffbaren Uranga durchflossenen Landes sei sie eine der fruchtbarsten Gegenden Afrikas. Der Boden, welcher durch den erwähnten großen Wasserreichthum das ganze Jahr hindurch feucht gehalten wird, ist ein reiches Alluvium; es gedeihen alle Cerealien der Küste, wie Reis, Hirse, Mais u. a. in Ueberfluß, auch Gemüse, wie Süßkartoffeln, Erdnüsse, Melonen, Kürbis, daneben massenhaft Tabak, Zucker, Castoröl und Baumwolle. Es giebt dort eine Menge Schafe, Geisen, Geflügel, Fische und Wasservögel. Nach alle dem hält der Reisende das Land für Plantagenbau wie geschaffen. Von der Küste aus leicht zu erreichen, ist die westliche Parthie

desselben bereits durch die Gebirgsregion beherrscht, die klares Quellwasser und frische Gebirgsluft in die Ebenen hinabsendet.

Die nach Uhehe zu gelegenen Bergpartien bieten schöne Forsten. Je mehr man auf die Höhe kommt, desto mehr nimmt das Klima nach Thomson den Charakter der gemäßigten Zone an (S. 208). Zahlreiche Pflanzen, alte Vertraute und Bekannte aus der europäischen Heimath, treten auf, allmählich erinnert gar nichts mehr an die Tropen. Die Spitzen, Dome, zerfägten Kanten des Hochgebirges bilden eine prächtige Scenerie, und hinunter schaut man in die von Flüssen, wie von Silberfäden durchzogene, unermesslich weite wellige Ebene von Forsten und Grasflächen.

Das Volk von Mahenge ist den Bewohnern von Chutu geistig überlegen, auch heller in der Farbe. Unter den Männern findet man schöne Gestalten mit feinen Gesichtszügen.

### Uhehe und Ubena.

Die Beschreibungen der beiden Reisenden, des Engländers Thomson und des Franzosen Giraud mögen hier in Kürze eine Stelle finden. Ersterer durchreiste und zwar als erster Europäer im Jahre 1879, letzterer im März 1883, die ganze Landschaft.

Thomson veröffentlichte ein besonderes Reisetagebuch „To the Central African Lakes“ London bei Sampson Low. 1881.

Giraud, Marinecadet, trug in der Pariser Geogr. Gesellschaft (Comptes rendus 1885, No. 1 und 8, S. 210 u. folg.) am 7. April 1885 seine Reiseerlebnisse vor.

Der ganze Kontinent Ost-Afrika theilt sich bekanntlich geologisch in drei ganz verschiedenartige Abschnitte, die Küstenregion, sodann die Bergregion und hinter dieser das centrale Hochplateau. Die Landschaft Uhehe gehört nun im Wesentlichen zu dem centralen Hochplateau, dessen Eigenschaften sie vollständig und typisch an sich trägt. Nur ihre Westgrenze reicht bis zur Bergregion; die Uhungweberge, eine südwestliche Fortsetzung der Usagarabergerge scheiden nach Westen zu Uhehe von der Landschaft Chutu und von der Landschaft Mahenge. Der Gebirgszug ist jedoch hier ein schmaler, sodaß man ihn von dem Niederlande aus in drei Tagereisen durchschneiden kann und dann auf dem Hochplateau in Uhehe angelangt ist.

Diese drei Tage führen freilich durch eine wilde Bergscenerie, ein Gewirr von Spitzen und zerfägten Bergkanten; die Pashöhe ist 6700 Fuß

über d  
Höhe  
die Be  
gewäch  
wohlbe  
Hat m  
übrige  
Theil d  
in eine  
nach S  
D  
sehr u  
Thäler  
auf ge  
Landes  
Klimas  
einem  
damit  
Thom  
noch in  
notirte  
einige  
6 Gra  
Land,  
an Rin  
die vie  
M  
Häuser  
von S  
stets d  
afrikan  
ximato  
unsern  
D  
ihren  
reines  
aller  
Tage,  
noch,  
in Fo

über der Meeresfläche mit prächtiger Aussicht. Wenn man jedoch nur eine Höhe von 4000 Fuß erreicht hat, tritt schon eine empfindliche Kälte ein; die Vegetation wechselt jetzt, an der Stelle der verschwindenden Tropengewächse lachen dem Europäer die durch das „climate temperate“ erzeugten wohlbekanntenen Blumen und Gewächse seiner Heimath freundlich entgegen. Hat man die Bergregion hinter sich, so bildet, wie schon bemerkt, das ganze übrige Uhehe mit dem südlich sich anschließenden tributären Ubena einen Theil des centralafrikanischen Hochplateaus, welches die erwähnten Reisenden in einer Höhe von 4—5000 Fuß seiner ganzen Länge nach vom Nordost nach Südwest, dem Nyassa zu, durchzogen.

Das ganze Land stellt eine große, wellige Ebene dar, rundliche, nur sehr unbedeutend gewölbte Hügel wechseln mit sehr wenig sich einsenkenden Thälern ab; dieses Wellenland ist überall bedeckt mit grünen Grassflächen auf gelblichem Grund. Dieses die Gestalt und Beschaffenheit des ganzen Landes. Dasselbe erfreut sich nun aber eines äußerst kühlen, ja kalten Klimas — die Expedition Thomsons mußte unzählige Male Mittags unter einem wolkenlosen Himmel halten und mehrere Feuer anzünden lassen, damit die erstarrten Träger sich nur wieder einigermaßen erwärmen konnten. Thomson selbst marschirte im August meist im Ueberzieher und hüllte sich noch in einen Plaid. Auch der Temperaturwechsel ist ein großer. Einmal notirte Thomson 4 Uhr Nachmittags 21½ Grad R., zwei Stunden später, einige Minuten nach Sonnenuntergang — Abends 6 Uhr — aber nur 6 Grad R. (S. 226.) Die Hauptsache ist aber, daß das wohlbewässerte Land, abgesehen von seinem Wildreichthum einen außerordentlichen Reichthum an Rinderheerden besitzt. Allenthalben sahen und bewunderten die Reisenden die vielen weidenden Viehheerden in den Vertiefungen und auf den Anhöhen.

Allenthalben trafen sie aber auch größere und kleinere Ortschaften, die Häuser solid gebaut in Tembeform und sogar hier und da mit Gemälden von Schlangen und Krokodilen geziert. Auch hier waren die Reisenden stets durch den Reichthum an europäischen Blumen erfreut, da in dem großen afrikanischen Centralplateau das Klima ebenfalls „more nearly approximate to the temperate condition of our own country“ (d. h. nahezu unserm Klima gleich) sei. (Thomson S. 240.)

Das Volk besteht aus großen, schön gewachsenen Gestalten, welche in ihren langen, flatternden Gewändern fast antik aussehen. Sie sind ein reines Hirtenvolk, das aber im Ertragen von Strapazen und Entbehrungen aller Art eine ganz unglaubliche Ausdauer entwickelt; sie können mehrere Tage, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, marschiren und sind dann doch noch, wenn sie auf den Feind stoßen, die tapfersten Kämpfer. Sie stehen in Folge ihres Kriegsglückes und ihres Handels geistig hoch, auch ihre

Moralität hat sich sehr gehoben; niemals, so versichert Thomson, sei er von diesem braven Volke bestohlen worden, obgleich oftmals sein Gepäck wegen Mangels an Wachmannschaften deren Belieben preisgegeben war.

### **Länder zwischen der Küste und den Schneebergen.**

Für die Länder zwischen der Küste, dem Kilimandjaro und Kenia sind eine ganz vorzügliche Quelle die Würtemberger Missionare Krapf und Rebmann; ihre Ausprüche erscheinen vom colonialpolitischen Standpunkte aus noch wichtiger als diejenigen selbst der berühmtesten und naturwissenschaftlich geschulten Afrika-Reisenden, weil die letzteren der Natur der Sache nach ihrem Reiseberuf obliegend, die Länder nur in raschem Schritte durchheilen konnten, während Krapf und Rebmann jeder ein großes Stück seines Lebens in Ost-Aequatorial-Afrika und mitten unter den Eingeborenen selbst zugebracht, darnach auch die verschiedenen Jahreszeiten kennen gelernt hatten. Beide waren nebstdem als Bauernsöhne auf dem Lande aufgewachsen und daher mit den Bedürfnissen und Lebensgewohnheiten des deutschen Bauernstandes und den desfalls namentlich auch an Ackerbaukolonien zu stellenden Anforderungen auf's Genaueste bekannt.

**Johann Ludwig Krapf**, geb. 1810 zu Derendingen bei Tübingen, studirte Theologie, trat 1837 in den Dienst der englischen Church Missionary Society, war bis 1842 in Schoa, südlich Abyssynien, thätig. Am 13. März 1844 kam dann Krapf in Mombas an, er gründete in der Nähe das Missionshaus zu Rabbai und verweilte daselbst bis zum 25. September 1853, wo er nach Europa zurückkehrte, also fast zehn Jahre lang. Er starb im Jahre 1881 in Kornthal.

**J. Rebmann**, geb. 1820 zu Gerlingen bei Leonberg, gleichfalls Theologe, trat 1846 in den Dienst der Church Missionary Society und kam am 10. Juni 1846 zur Unterstützung Krapf's in Mombas an. Er verheirathete sich 1852 und blieb 30 Jahre auf der Station bei Mombas, den Wanika das Evangelium lehrend. 1875 erblindet, kehrte er nach Europa zurück und starb in Kornthal bei Krapf am 4. October 1876.

Vom Jahre 1849 bis 1857 hatte auch Missionar Erhardt aus Württemberg allda gewirkt, der dann nach Indien ging.

Später waren die Missionare New und Wakefield auf der Station thätig.

Heutigen Tages wirkt in Mombas der englische Missionar Handford, in Kisolutini bei Rabbai der englische Missionar Schaw, und in dem nahen Jomvu der englische Missionar Wakefield, letzterer seit 1862 thätig, jetzt

der Nestor unter den dortigen Missionaren, dennoch aber vollständig gesund. Thomson, Massai-Land, S. 38. Johnston, Kilimandjaro, S. 47.

Sämmtliche Missionare haben sich durch Erforschung der Gegend und durch schriftstellerische Arbeiten über ihre Wahrnehmungen verdient gemacht.

## Usambara.

Diese herrliche Gebirgslandschaft, welche den großen wirthschaftlichen Vorzug genießt, hart an der Küste zu liegen, wurde von Johann Ludwig Krapf (und damit unter den Europäern also erstmals von einem Deutschen!) zwei Mal bereist, nämlich in der Zeit vom 12. Juli bis 1. September 1848 (Band II., S. 89 u. ff.) und vom 10. Februar bis 14. April 1852 (Band II., S. 274 u. ff.; vergl. auch Roskofschny, S. 118 u. ff.)

Krapf nennt (S. 118) Usambara „das ostafrikanische Alpen-Land“, in welchem Berg auf Berg, Bach auf Bach, Schlucht auf Schlucht folge, wo, je höher man steige, je kühler und angenehmer die Luft werde, wo kühles Wasser aus den Granitfelsen rinnt und überall kleine Weiler hervorragen mit Anpflanzungen von Welschkorn, Reis, Bananen und Zuckerrohr.

Wir entnehmen aus seinen von Roskofschny geradezu für erschöpfend erklärten Schilderungen im Einzelnen ferner:

Von der Küste ab kommt zunächst (S. 385) eine ebene, gras- und holzreiche Gegend mit gutem, viel betretenem Wege: überall sah man wohl angebaute Waschinsii-Dörfer.

Nach Ueberschreiten des Mruka wird die Gegend ungemein romantisch und erinnert an manche Gegenden des Schwarzwaldes und der Schweiz — der genannte Fluß fließt durch eine Felschlucht, an deren Seiten ein schöner Wald sich ausbreitet. Dann folgt morastiges, von vielen Bächen durchschnittenes Land.

Der Kombokora ist eine von Nord nach Süd sich ziehende Bergkette, welche 4000 Fuß erreicht, das erste Hochgebirge von der Küste, von welcher es durch 600 bis 800 Fuß hohe Hügel getrennt ist.

Auf der Höhe des Gebirges, ebenso von Kisara, hat man eine herrliche großartige Aussicht auf die Berge von Usambara.

In Utinde, „einer uneinnehmbaren Naturfestung“, daher für Anlage einer Station geeignet, herrschte eine so empfindliche Kälte, daß Krapf es nicht mehr außerhalb der Hütte aushalten konnte. Die Aussicht war eine der großartigsten, die Krapf in Ost-Afrika traf und tief unten sieht man das Thal Kerenge und überblickt weithin die Berghöhen, über welche

der hohe Bumburi hervorragt. Das Kerenge-Thal traf Krapf völlig unbewohnt. Hierauf ging der Marsch weiter, bergauf, bergab, bald an Abgründen vorbei, bald an steilen Felsen empor; je näher man der Residenz Fuga kam, wo Krapf vom Könige mit großen Ehren empfangen wurde, desto mehr nahm die Rauheit der Berge ab, diese wurden kuppelförmig und auf den Kuppeln stehen die Dörfer.

Die Wasambare sind ein kräftiger Menschenschlag, ihre Hautfarbe ist bedeutend heller als die aller Negervölker, ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau und Viehzucht — andere Producte aber, so sagt Krapf, wie Zuckerrohr, Taback u. s. w. könnten sie bald zum reichsten Volk der Ostküste machen.

Fingerzeige von wirthschaftlicher Tendenz enthält das Krapf'sche Reisejournal in Menge; wir heben hervor:

II. S. 109. Die langen und dicken Bäume in Usambara, die sich für Schiffbau und alle Arten von Schreinerwerk eignen, könnten in Flößen auf dem Zigi zur Küste gebracht werden.

II. S. 113. In Usambara wird Taback reichlich gepflanzt und in Kuchen an andere Stämme verkauft. (100 Stück für  $\frac{1}{4}$  Thaler.)

II. S. 114. Das Zuckerrohr wird ausgefaugt — das Welschkorn giebt mit Schmalz einen nahrhaften Brei, die Banane wird im Mörser gestoßen und dann gebacken — so ein Brod darstellend.

II. S. 117. Jeder Ackerbauer (in Welschkorn, Reis) hat von 10 Mäßen Ertrag eines an die Schatzkammer des Königs Kimeri in Fuga abzuliefern, daher kommt das viele Getreide, das jährlich von Tanga nach Sansibar und Arabien eingeführt wird.

II. S. 117. Der Gipfel Tambiri, 2000 Fuß hoch, wäre geeignet für die erste Missionsstation — 15—17 Stunden von der Küste. —

II. S. 119. Ueberall sind Wälder mit schönem Bauholz, Pisang, vorzüglichem Zuckerrohr — es fehlen nur — die Kirchen und Schulhäuser!

II. S. 121. Es sind auch weiter im Innern Wälder vorhanden mit hohen dicken Bäumen, für Schiffbau geeignet, die Millionen werth sind.

Ferner ist das Vieh sehr schön, die Kühe hatten meist Hörner aber keine Höcker, gerade wie in den Niederlanden. —

II. S. 505. Die Ostküste von Afrika könnte so viel Baumwolle erzeugen, daß das Bedürfniß von beinahe ganz England befriedigt werden könnte. —

I. S. 196. Die nahe gelegene Insel Pemba bezeichnet er als die Reis- und Schmalzkammer von Ostafrika.

Ferner: Hinter Mombas machen die Suaheli Schiffsbretter aus den herrlichen Waldbäumen, die sie an arabische Schiffbauer verkaufen.

erreicht  
an die  
F  
Mfara  
zungen  
S  
II  
unerm  
den S  
II  
Gegen  
II  
an der  
um ein  
II  
Ebene  
Dschag  
  
W  
feiner  
Usam  
S  
Wanite  
II  
von vi  
der Str  
So  
hohe P  
weiten  
musse d  
Fe  
"2  
Ausfich  
und U  
scheiden  
nicht v  
W  
faltigke

Ferner: Hinter Mombas wird aus den eine Höhe von 60—70 Fuß erreichenden Kopalbäumen der Gummisaft gewonnen — viel Geld wird an diesem werthvollen Firniß verdient, der nach Europa und Indien geht.

Ferner I. S. 257. Nördlich von Mombas bei Takaungu (also im Mfara-Land) werden die tieferen und sumpfigen Gegenden zu Reisplantagen, der ebene Boden zu Mais und Cassave benutzt.

Speziell über Eisenbahnen bemerkt Krapf:

II. S. 95. Wie leicht wäre es, nördlich von Usambara durch die unermessliche Ebene eine Eisenbahn zu bauen bis nach Umamwesi an den Seen, „wo es nicht mehr weit bis zum Congo sein soll.“

II. S. 104, empfiehlt er eine Eisenbahn an der Wadingo-Küste, da die Gegend sehr eisenhaltig sei. —

II. S. 197, über den Hügel Ndunguni bei Mombas bemerkt er: „Dieser an der Küste beginnende Hügelzug mit seinem Plateau sollte benutzt werden, um eine Eisenbahn quer durch Afrika zu bauen.“

II. S. 42 bemerkt auch **Rebmann**, wie leicht es sei, in der großen Ebene zwischen Küste und Dschagga-Land eine Eisenbahn zu bauen, zumal Dschagga und Ugono Eisen genug enthalten.

#### **Rebmanns** Berichte über Usambara, Teita, Taweta.

Missionar **Rebmann** berichtet in Band II, Seite 45 (anlässlich seiner ersten Reise nach Dschagga vom 27. April bis 10. Juni 1848) aus Usambara:

Schimba in Usambara ist die südliche Fortsetzung des von den Wanika bewohnten Küstengebirges, eine Tagesreise von Rabai entfernt.

Unmittelbar westlich von demselben sah ich die prächtigsten Landstrecken von vielen Wasserbächen durchzogen, und die Zeugen der Fruchtbarkeit auf der Stirne tragend, fast gänzlich unbenutzt daliegen.

Land genug für Tausende von Familien, während das geräumige und hohe Plateau des Schimba-Berges die schönste und gesundeste Lage mit einer weiten Aussicht über den nahen indischen Ocean und dem beständigen Genuße der frischen Seeluft für christliche Niederlassungen darbietet.

Ferner schreibt **Rebmann** Band II, Seite 22, 23 über Teita:

„Von jenen Thälchen stiegen wir wieder auf und hatten eine herrliche Aussicht, besonders nach Süden und Südwest, wo mein Führer die Pare und Ugono-Berge noch von den Nebelwolken, die alles umhüllten, unterscheiden konnte, was ich mit meinen schwachen Augen, obgleich bewaffnet, nicht vermochte.“

Wie prächtig ist doch die ganze Landschaft in ihrer reichen Mannigfaltigkeit von Bergen, Hügeln und Thälern mit dem üppigsten Pflanzen-

wuchs. Ich glaubte in den Jura-Bergen im Basel-Gebiet oder in der Gegend von Cannstadt in meinem Vaterlande zu wandern, so schön war das Land, so lieblich das Klima.

Ich wanderte über die Berge und Thäler, so leicht und froh wie dort. Es war freilich kühles Wetter, nebelig und regnerisch, keine Sonne schien, aber obgleich es in den Thälern bedeutend heißer sein muß, wenn die Sonne scheint, als in der Heimath, so ist es auf den Bergen doch immer ziemlich kühl.

Ungeachtet der Kälte des Grafes und Gebüsches von unten und des Nebels von oben spürte ich doch garnichts vom Fieber. Das Klima kann nicht anders als gesund sein, besonders auf den Berggipfeln, auf welchen die Leutas ihre Dörfer gebaut haben.

Nachdem wir noch einmal ein Rinnthal überschritten, kamen wir auf eine Höhe, von der wir in ein etwas breiteres Thal im Westen hinabschauten, das, wie fast alle der von Süd nach Nord einander parallel laufenden Bergketten des Bura, mit Pisangbäumen und Zuckerrrohr bepflanzt war.

Wir stiegen auf einen Seitenhügel in das Thal hinab und kamen durch Pflanzungen mit Welschkorn und Bohnen hindurch, die zusammen mit der Pisangfrucht (Bananen) und ihrem Vieh, das jedoch nicht zahlreich ist, obgleich sie die größten Viehheerden haben könnten, die Hauptnahrung der Bewohner ausmachen.

Das Welschkorn hat schon begonnen, in Kolben zu schießen.

Wie schade ist es doch für den herrlichen Reichthum von Gras, daß es jährlich unbenutzt verderben muß! Unermesslich viel des schönsten Landes steht hier der Kirche Christi offen. Die Bestimmung dieser herrlichen Länderstrecken muß ja doch noch eine große werden.

Ferner Seite 42 (vom Dschagga-Lande aus):

„Zwischen allen diesen Bergen breitet sich als ihre gemeinsame Basis, deren Höhe über dem Niveau des Meeres nur 1500 Fuß beträgt, auf die man durch das Küstengebirge der Wanika hinaufsteigt, wie ein Ocean die große Ebene aus, die bis vor kurzer Zeit von den wilden und nomadisirenden Wakuasi bewohnt gewesen, jetzt aber mit Ausnahme der kleinen Landschaft Laweta am nördlichen Ufer des Ipe-Sees, gänzlich den wilden Thieren überlassen ist.

Welcher Bestimmung harren diese eigenthümlich gestalteten Ländermassen entgegen? Gewiß einer herrlichen!

Wie leicht ist es hier Eisenbahnen u. s. w. zu bauen, wozu Dschagga und Ugono Eisen genug zu enthalten scheinen.“

Im Januar bis März 1857 besuchten die Engländer **Burton und Speke** die Landschaft Ujambara, wobei sie sich zuerst von Mombas, der

Küste  
Flüsse  
L

die Re  
schrift  
voran  
Reise  
jenige  
nischer  
(I

züge,  
und m  
ausgest  
sind be  
und M  
doch fa  
D

Flußp  
Hollus

D

nannt  
U

Antilop  
T

Kiliman  
Ue

zum 6.  
Massiv

beide si  
kurzer

denn di  
S

Klima d  
— „fai

Im  
drei Wü  
Weiber,

Au  
untertha

Küste entlang, nach der Pangani-Mündung wendeten und sodann jenem Flusse entlang aufwärts zogen. Sie drangen vor bis Fuga.

Burton beschreibt die Reise in dem Werke

Zanzibar, City, Island and Coast, Band II.

die Reise nach Fuga speciell im VII. Kapitel, S. 183, dem er als Ueberschrift den von uns auf dem Titelblatt adoptirten Ausspruch von J. v. Müller voransetzt, was um so bedeutungsvoller ist, als nach dem Ausspruch anderer Reisechriftsteller (von der Decken, Band II, S. 323) Burton gerade derjenige Reisende ist, der bekanntermaßen am liebsten die Nachtseiten afrikanischer Natur behandelt. Wir heben aus seinen Einzelschilderungen hervor:

(II. S. 141.) Westwärts von Pangani-Mündung sind blaue Höhenzüge, auf welchen das Auge gern ruht, wenige Ruinen auf den Hügeln, und man wäre an die Ufer des Rheins versetzt, mit Kiosks und Minarets ausgestattet, würde die Gegend an Constantinopel erinnern. Die Felder sind bepflanzt mit Melonen, Erdnüssen, Kofus, Betel, Jams, Holfus, Mais und Nelken. Vieh ist an der Küste selten, desto mehr Ziegen und Geflügel, doch kamen Milch und Butter reichlich aus dem Innern.

Der Hafen Pangani exportirt jährlich 35000 Pfund Elfenbein, auch Flusspferdzähne im Gewicht von 160 Pfund das Stück; ebenso werden Holfus, Mais, Butter und Balken exportirt.

Die Beamten in Pangani werden vom Sultan Kimweri ernannt (S. 148).

Auf dem Weg nach Tongwe fand man Elephanten, Löwen, Büffel, Antilopen (S. 168).

Tongwe (S. 171) ist der erste Posten des Usambara Massivs, das im Kilimandjaro kulminirt.

Ueberhaupt ist (S. 210) der Höhenzug vom 1.° nördlicher Breite bis zum 6.° südlicher Breite genau das Nämliche, was in Westafrika das Massiv des von Burton gleichfalls besuchten Camerun-Gebirges ist; beide sind vulkanisch, beide sind abnorme Elevationen, beide werden in kurzer Zeit, so wage er zu sagen, mit Weißen colonisirt sein, denn die dünne Bergluft wirkt dort wie eine abgenommene Last.

Schon in Tongwe (nur 9 engl. Meilen entfernt von Chogwe) ist das Klima deliçios gemäßig, und zwar im vollen afrikanischen Sommer (Januar) — „fair is the land“.

In Kohode begegneten sie einem Häuptling, (S. 194) der hatte nur drei Wünsche: Pulver, Kugeln, Brandy — dafür wolle er geben: Männer, Weiber, Kinder.

Auf der Höhe von Bugiri ist ein fruchtbares Terrain, stark bevölkert, unterthan dem Kimweri; der Pangani wird von da an ein Bergstrom.

Man kam schließlich in die Residenz des Sultans Kimweri in Fuga (S. 229). Kimweris Dynastie kommt aus Nguru, sein Vater Schubugah dehnte die Grenze des Reichs von Pare und von Mishi ostwärts bis zum indischen Ocean aus.

Fuga liegt in einem kalten, gesunden Klima, 4500 Fuß über der Meeresfläche, hat 500 Hütten und 3000 Einwohner.

Das Volk von Usambara hat einen starken Zusatz von semitischem Blut und vermehrt sich sehr stark.

Wie alle Viehzucht treibenden Volksstämme seien sie furchtsam (?) und melancholisch. Sie treiben das Vieh auf die Weide; daß die Kühe keine angespannten Euter haben, sei ein Zeichen rationeller Viehzucht.

Die Einwohner sind sehr industriell, da das Klima viel Bedürfnisse erzeugt, trotzdem verstanden sie sich gegen die rauhe Bergluft noch nicht genügend zu schützen.

Die Leute sind stark gebaut und haben nur eine leichtbraune Farbe.

Am 10. Februar 1857 trat Burton den Rückweg an und war am 9. März 1857 wieder an den Panganifällen.

Besonderen colonisatorischen Werth haben wohl seine Bemerkungen, daß (II. 230) in Usambara Ueberfluß an Tabak herrsche, dessen Geschmack besser sei als sonst auf dem Festlande, und der in Packeten nach Sansibar versendet werde — und daß (S. 271) die Berge besonders geeignet seien für das Wachstum der Baumwolle, sowie endlich (S. 237), daß hier tragbare Cofospalmen, noch 30 engl. Meilen von der See entfernt, gut fortkommen.

Auf seiner im Jahre 1867 unternommenen Refognoszirungstour an der Sansibar-Küste, die dann schließlich zur Anlage der Station Bagamoyo führte, besuchte der katholische Missionsvorstand Pater Horner in Sansibar eine Reihe von Küstenplätzen, darunter auch diejenigen der Landschaft Usaramo.

Horner (Schneider) „Die Katholische Mission in Zanguebar“, Regensburg bei Manz, 1877.

Es wurden hiebei die der Küste zunächst gelegenen Berge von Usambara bestiegen, dieselben bieten prachtvolle Ebenen und eine herrliche Aussicht. (S. 103.)

In Tanga traf man einen schönen Hafen und Insel, im Rücken terrassenförmig sich erhebende Hügel und Berge, hinter denen der afrikanische Montblanc, der Kilimandjaro, aufragt. (Wohl aber dort nicht sichtbar.) In der Nähe von Tangatta besuchte er die Ruinen einer halbzerfallenen Stadt. (S. 108.) Da diese Ruinen, wie deren übrigens noch eine ganze

Menge an andern Punkten der Ostküste sind, ein sprechender Beweis eines frühern hoch entwickelten Kulturlebens an dieser Küste sind, lassen wir hier die Detailbeschreibung dieses Ruinenbesuchs folgen, wie sie das frühere Werk Horner's Reisen 1867—1870, Regensburg 1873, S. 188,

enthält:

In Tangatta fanden wir die Ruinen einer alten persischen Stadt. Diese Ruinen erinnerten an die unserer alten Schlösser im Elsaß. Um dieses für jenes Land merkwürdige Alterthum zu besichtigen, mußten wir Fußpfaden folgen, die eigentlich nur von Gazellen begangen werden können.

Vor alter Zeit wurde ein Theil der Stadt vom Meere verschlungen. Man sieht die majestätischen Ruinen gut erhaltener Gräber, über denen Pyramiden aus gehauenen Steinen sich 15 Meter hoch erheben.

Überall begegnet man geräumigen Todtenkapellen mit Inschriften in persischer Sprache.

Mitten unter den Häusern, die großartig gewesen sein müssen, sieht man noch eine wohlerhaltene Moschee von hundert Fuß Breite und dreihundert Fuß Länge. Die acht Schiffe, die man vollständig unterscheidet, weisen darauf hin, daß es eine Hauptmoschee war.

Horner bemerkt noch, daß das weiter nördlich am Meere gelegene Städtchen Wanga eine bedeutende Töpferei habe. Horner (Schneider). S. 100.

#### Archidiafon Farler in Mangila:

In der ersten Hälfte der 1870er Jahre gründete die Englische „Universities-Mission“ eine Station in der zu dem Reiche Usambara gehörigen Provinz Bondei, und zwar in Mangila.

Der erste Missionsvorstand Rev. Charles Mlington verweilte daselbst nur kurze Zeit. Sein Amtsnachfolger war im Jahre 1875 Archidiafon Farler.

Anläßlich eines vorübergehenden Aufenthalts in London berichtete Farler in der Abendsitzung der Englischen Geographischen Gesellschaft in London vom 25. November 1878, über Usambara

Proceedings. Februarheft 1879. Seite 81 und folg.

Er beginnt (S. 82) mit der Bemerkung, Usambara werde mit Recht „the Switzerland of Afrika“ genannt, und faßt (S. 92) schließlich sein Urtheil über das Land dahin zusammen:

Wenn wir die wunderbare Fruchtbarkeit betrachten, zugleich mit der Nachbarschaft der Küste, da die Berge nur durch eine dreißig Meilen breite Hochebene von der Küste getrennt sind, so ist es unmöglich zu zweifeln,

daß das Land eine große Zukunft hat. Ich wurde von mehreren Häuptlingen gebeten, ihr König zu sein; allein dazu eine Regierung einzurichten, fehlt es mir an dem nöthigen Gelde. Sicher ist aber, daß das Land einer Regierung, die es versteht seine Hülfquellen zur Entwicklung zu bringen, jegliche zu dessen Gunsten vorgestreckte Ausgabe schnell ersetzen wird.

Das Land bildet ein Glied der großen Gebirgskette, welche von Abyssynien bis nach Natal reicht (S. 82). Es ziehen im Ganzen vier, durch Gebirgsthäler, Hochebenen und Terrassen von einander getrennte Bergketten, die sich in den höheren Partien bis zu 6000 Fuß erheben, durch das Land. Die Erhebungen sind durch vulkanische Action entstanden, sie bestehen aus Granit und Feldspath, niedere Ausläufer enthalten Sandstein und Blei. (Plumbago.) Ein Höhenzug, der nach Specke schon im 12. Grad bei den Somali beginne und bis zum 8. Grad Südbreite reiche, enthalte fossile Seethiere in Kalkformation. Die Berge sind regelmäßig bis zur Spitze bewaldet, die Vorhügel haben auf ihren Rämmen theilweise keine Waldung, sondern weichen, elastischen Rasen.

Die Landschaft ist schön und mannigfaltig, hier sanfte Thäler und Hügel-Abhänge mit Wald bestanden, dort wilde Schluchten mit jäh abstürzenden Klippen von blankem Granit.

Das Land ist wohlbewässert, jeder Berg hat seine Quelle, jedes Thal seinen Bach. Vier, allerdings nicht schiffbare Flüsse, durchziehen daselbe von West nach Ost, in den Ozean sich ergießend, der (nach Krapf flossbare) Zigi, der einen großen Theil der Landschaft Bondei mit Wasser versiehende, auch bei größter Trockenheit wasserreiche Mfulumuzi, der Ukumbini und der Quari.

Der üppige Alluvialboden enthalte rothen Lehm mit einer Thonschicht auf Granit und Sandstein. Ich möchte sagen, es giebt keinen fruchtbareren Erdboden in der ganzen Welt (I should say no more fertile soil could be found in the world) und ich bin sicher, er wird jedwelche Tropengewächse produziren.

Die Flora ist eine ganz extensive, in den Wäldern gedeihen: Ebenholz, Copal, Teak, Akazien, Gummi, Drchill-Flechte, Betelpfeffer, Strichnosens-Bäume, viele werthvolle Nuzhölzer (producing valuable worth); auch Boabab, Tamarinden, Palmen aller Art nebst einem wilden Pflaumenbaum. Exportirt wird Sesam, Reis, Indisch Korn, Gummi, Tabak — Baumwolle von guter Qualität ist hier zu Hause, wird aber nicht cultivirt (S. 91/92). (S. 86, S. 91.) Die ganze Tangataküste wird von hier aus mit Getreide versorgt (S. 87). Auf seinen Reisen sah er viele Viehheerden und Ziegenheerden grasen (S. 59).

Ar  
zu der  
große  
plantag  
Hi  
ifolirten  
gelegene  
10 Jah  
Ab  
langen  
gesund;  
einen  
Ne  
genau  
auf irg  
Ne  
  
Ne  
Da  
leste sei  
Si  
wie die  
täglich  
erbietig  
bei den  
Fa  
1.  
Da  
kann du  
Zu  
die ober  
Ka  
Hain v  
500—6  
(Reis,  
Ur  
Fische,  
Taback,

An wilden Thieren sah er Antilopen (von der Größe einer Kuh, bis zu derjenigen einer kleinen Ziege); ferner Gazellen, Leoparden, Hyänen, große Affen, die Löwen, wie auch anderwärts, sehr geneigt, gerade die Küstenplantagen zu devastiren.

Hinsichtlich des Klimas ist zu bemerken: das auf der Spitze eines isolirten Hügels 790 Fuß hoch am Ausgange eines Hochgebirgsthales gelegene Magila wo jetzt bald 15 Jahre engl. Missionare und Farler selbst 10 Jahre verweilten, ist selbstredend gesund.

Aber auch von einer zwischen hier und der Küste gelegenen 16 Meilen langen Einöde schreibt er (S. 87): „Viele Theile dieser Einöde sind sehr gesund; ich habe in derselben öfters Nachts im Freien geschlafen, ohne irgend einen Nachtheil für meine Gesundheit.“

Uebrigens schildert er diese meist sehr fruchtbare Einöde (S. 86) als genau einem englischen Park gleichend, so daß er öfter nach dem Schlosse auf irgend einem der nahen Hügel sich umzublicken versucht habe.

Ueber den Markttort Umba (S. 87) schreibt er:

„Umba ist nicht ungesund, zwei Glieder der Univers. Mission haben hier zwei Jahre gelebt, ohne erhebliches Unwohlsein und ohne von der Malaria attackirt worden zu sein.“

Ueber das Volk wird gesagt (S. 91):

Dasselbe bildet mit den Dschaggabewohnern dieselbe Rasse, die Dialekte seien fast die gleichen, der persönliche Verkehr ein sehr inniger.

Sie seien eher semitischen Ursprungs, als Neger, prachtvolle Gestalten, wie die antiken Bronzestatuen aussehend, geistig reich veranlagt, klug im täglichen Leben, gastfrei, zur Dankbarkeit geneigt, tapfer, bescheiden, ehrerbietig gegen Eltern und höheres Alter; beide Geschlechter sehr fleißig bei den Feldarbeiten. Einige können schreiben.

Farler beschreibt dann noch zwei Reisen, nämlich:

1. seine regelmäßige Tour von der Küste nach Mangila.

Der Hafen an der Tangata-Bai, Mworongo, ist geschützt, bequem und kann durch Baggerung<sup>o</sup> bedeutend verbessert werden (S. 85).

Zwei Meilen geht der Weg durch wohlkultivirte Farmen, dann folgt die oben erwähnte Einöde.

Nach 3 Stunden ein nie austrocknendes tiefes Quellwasser in einem Hain von Kokos. Die Gegend ändert ihren Charakter — es kommen die 500—600 Fuß hohen Vorberge. Zulezt kommt 4½ Meilen Kulturland (Reis, Sorgum, indisch Korn) bis Mangila.

Unterwegs ist der Markttort Umba. Die Suaheli bringen dahin trockene Fische, Salz, eiserne Hacken, Baumwollstoff und holen Reis, indisch Korn Taback, wilden Honig.

An den 12 Meilen langen südlichen Bergausläufern liegen zahlreiche Ortschaften.

Auch nach Norden zieht ein wohl kultivirter, zahlreich bevölkerter Höhenzug.

2. Am 28. August 1876 trat er eine Reise nach Mjasa, das im Westen höher am Gebirge gelegen ist, an.

Längere Zeit ging es durch eine gewellte hügeliche, gut bewaldete, reich kultivirte (Reis, indisch Korn, Bananen, Tabak), mit zahlreichen Dörfern ausgestattete Gegend.

Allmählich hörten die Zeichen von Kultivation und Leben auf.

Hochwälder ohne Dschungeln treten auf. Höher aufwärts wieder Plantagen (Tabak und Korn), noch höher weiche Rasen, wohlriechende Kräuter, wilde Orangenwälder, Viehheerden.

Man marschirte 6 Stunden in einem erhabenen, von Gestrüpp freien Hochwald, der keinen Sonnenstrahl durchließ und war in Hendei, doch ohne den Zweck der Reise erreichen zu können.

Auf der mehr nördlich gewählten Rückreise passirte man Thäler mit üppiger Vegetation, hatte in Bulwa (5000 Fuß) den Blick auf die ferne See, hatte auf einem anderen Berge einen herrlichen Blick in's Kurathal, und kam schließlich an gut kultivirten Bergabhängen vorbei wieder nach Mangila.

Wir berichten an anderer Stelle (S. 58), daß in der Sitzung der „Geographischen Gesellschaft“ vom 26. Januar 1885, in der Johnston seine Kilimandjaro-Tour vortrug, Farler sein günstiges Urtheil über Usambara wiederholte mit dem Anfügen, daß ganz Usambara ein gesundes Land sei, das mit Rücksicht auf die unmittelbare Nähe der Küste schon in ganz wenigen Jahren der Kultur werde erschlossen sein.

Derselbe Farler zeigt aber auch, daß selbst das geistliche Gewand mitunter nicht die Kraft verleiht, die Wahrheit zu bezeugen, wenn nationale Eifersucht mit im Spiele ist!

Im October 1885 brachte die „Times“ einen Brief des Archidiacon Farler, de dato Sansibar, 8. September 1885, in welchem derselbe Farler über dasselbe Usambara u. A. schreibt:

„Ich vertraue, daß die deutsche Regierung alle diese wilden Pläne, in ungesunden tropischen Ländern Niederlassungen zu gründen, genau untersuchen wird, ehe sie dieselben sanktionirt.“

Für Engländer ist Usambara gesund, für Deutsche ungesund — für Engländer ist die Erschließung von Usambara eine naturgemäße Entwicklung, hoffentlich schon in den nächsten Jahren, für Deutsche ist es ein wilder Plan!

In  
Deutsch  
geschloss  
eigenen  
1878 u  
Verhält  
In  
5 Gene  
Kalindo  
erklärt  
er sagt,  
von S  
Fort I  
25. No  
von 10  
seinen  
ganzen  
1869 f  
M  
und d  
wußte.  
F  
weri, S  
Band  
Kinjaf  
S  
afrikan  
U  
tenden  
von B  
S  
als sei  
bedarf  
Theile  
werden  
Geistli  
Religi  
zutrete  
denselb  
bezeich

In demselben Briefe wird aber auch der Rechtsbestand der von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft mit den Häuptlingen von Usambara abgeschlossenen Verträge von Farler aus Gründen angegriffen, die mit seiner eigenen Schilderung in seinen Londoner Vorträgen vom 25. November 1878 und 26. Januar 1885 über die geschichtlichen und staatsrechtlichen Verhältnisse in Usambara im völligen Widerspruch stehen.

In seinen Vorträgen hat Farler das ganze große Reich, das vor 5 Generationen von Mkanda gegründet worden sei und aus den 4 Provinzen Kalindo, Usambara, Bondei und Mbuga besteht, für vollständig unabhängig erklärt — in dem Brief an die Times vom 8. September 1885, in welchem er sagt, er verweile seit 1875 in Usambara, figurirt auf einmal der Sultan von Sansibar als Oberherr. (Vielmehr hat der Sultan nur das kleine Fort Tongwe, wie Farler 1878 selbst sagt.). Nach dem Vortrag vom 25. November 1878 (S. 84) hat Sultan Kimwere, der erst 1868 im Alter von 100 Jahren mit Hinterlassung von 100 Söhnen starb, dieses Reich mit seinen 4 Provinzen souverän und ungetheilt regiert. Sein Nachfolger im ganzen Reich wurde sein ältester Sohn Sekalavu, welcher aber schon 1869 starb.

Alsdann brachen Thronstreitigkeiten aus, welche heute noch fortdauern, und die Farler auf seiner Reise vom 28. August 1876 nicht beizulegen mußte.

Farler sagt aber selbst, daß der zweitälteste Sohn des 1868 † Kimweri, Simboya, die anderen Prätendenten, nämlich den, nach von der Decken Band I, S. 316 nicht thronberechtigten 8jährigen Sohn des Sekalavu, Kinyassi, und dessen Oheime Ribanga und Mkande geschlagen habe.

Simboya ist also jetzt Herr, und mit diesem hat die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft contrahirt (vergl. Kurt Weiß. S. 25/26. S. 41).

Uebrigens hat die Gesellschaft auch Verträge mit den übrigen Prätendenten (Ribango und Mkange) und mit den angeblichen Republikanern von Bondei.

Sansibar spielt nach Farler in den Kämpfen nur soweit eine Rolle, als seine Unterthanen beide streitende Theile mit Feuerwaffen und Schießbedarf unter der Bedingung versahen, daß die Kriegsgefangenen beider Theile sofort an die arabischen Sklavenhändler als Sklaven abgetreten werden müssen; und für dieses Regiment des Sultans wagt der genannte Geistliche, dem englischer Chauvinismus höher steht als alle Pflichten der Religion und des Christenthums, deren geschworener Diener er ist, einzutreten. Mit Recht hat sogar die Frankfurter Zeitung (29. October 1885) denselben als einen offenbar „sehr neidischen und wüthenden“ Archidiacon bezeichnet.

Er handelte aber doch wenigstens aus, wenn gleich verwerflichem Patriotismus!

Noch weniger Billigung verdient aber jener deutsche Missionsgeistliche, der in den bekannten, gegen Dr. Peters Vortrag in Bremen geschriebenen polemischen Artikeln der Weserzeitung vom 17. December 1885 u. folg. aussprach: „Die deutsche Regierung werde gewiß das Vertrauen nicht täuschen, das sein Amtsbruder Farler zu derselben ausgesprochen habe.“

Der ganze Vorgang zeigt allein schon dem deutschen Volke sattfam, was es von der gegen die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft inscenirten Polemik zu halten hat.

Fast gleichzeitig mit dem Engländer Thomson, welcher am 2. März 1883 in Mombas abgegangen war, unternahm der praktische Arzt **Dr. G. A. Fischer** in Sansibar im Auftrag der Geographischen Gesellschaft in Hamburg von der Pangani-Mündung, die er am 30. Dezember 1882 verließ, eine Erforschungsreise zum Kilimandjaro und von da nördlich durch das Massai-Land bis zum Naiwascha-See. Das Ergebniß dieser Reise — ein Separat-Abdruck aus den Mittheilungen der Geogr. Gesellschaft in Hamburg 1882 u. 1883 — ist niedergelegt in: „Dr. Fischer. Das Massai-Land (Ost-Äquatorial-Afrika). Hamburg bei L. Friedrichsen. 1885.“

Fischer durchzog, zuerst den Pangani entlang, beim Beginn seiner Reise das Usambara-Land.

Er bezeichnet das Pangani-Mündungsgebiet, das 20 Seemeilen einwärts sich erstreckt, als „ein Kulturland“, reichlich bepflanzt mit Cocosnuß, Mango und Bananen.

Weiter einwärts hemmen Wasserfälle die Schiffbarkeit des Pangani.

Auf das genannte Mündungsgebiet folgen Ortschaften der Wascheni, die sich 5 Tagereisen in das Innere erstrecken. (S. 5.)

Hierauf folgen die Waruvu, ein Zweig der Useguha, welche „einen großen Viehstand“ haben.

Landschaftlich ist dieser Theil des Flusses am schönsten — Sycomoren, andere Hochbäume mit Lianen unrannt, Fiederpalmen, Raphiapalmen begrenzen das über Steingeröll dahinbrausende Wasser.

Negerkorn geräth in dem rothen Lehmboden vorzüglich.

Auch im Gebiet von Fuga ist reichlich Nahrung. (S. 6.) Fischer wendete sich jedoch nicht dahin, sondern zog mit Ueberschreitung der Grenzen des Usambara-Reichs am Pangani auf schwierigerem, aber zollfreiem Weg weiter bis nach dem 450 Meter hoch gelegenen Mkaramo, wo der Useguha-Häuptling Sodenga wohnt. (24. Februar 1883.)

Hier hören alle Ansiedelungen auf — das weite Gebiet bis Kruscha

ist unbewo-

sich, Min-

Auf

Samboja,

(S. 62.)

Die

bau und

wohnern

Sie

formation

Diese

Am 1

In

26. Janu

getragen

der Archid

nach Usam

und fand

und einem

Nach seine

1500 Met

geeignet;

Erstreckung

einigen

nur ein p

weilen in

lande nie

das über

borene R

eignet. F

deihen w

Distanz d

werden;

Diese bil

wenn er

ein reiches

der Ueber

Kultur er

mandjaro-

ist unbewohnt. Aber auch die Vegetation der feuchten Küstenzone ändert sich, Mimosen und Akazien werden herrschend.

Auf der Rückreise wählte Fischer den Weg über Ngua, wo Häuptling Samboja, und über Buga, wo dessen Sohn Kimeri wohnen. (5. Aug. 1883, S. 62.)

Die Eingeborenen von Usambara (S. 61) sind ein friedfertiges, Ackerbau und Viehzucht treibendes Volk, in Sprachen und Sitten mit den Bewohnern von Useguha nahe verwandt.

Sie wohnen auf den das Land durchziehenden Bergzügen (Granitformationen) und in breiten Thälern.

Diese Leute haben Feuerwaffen.

Am 14. August 1883 war Dr. Fischer wieder an dem Pangani-Ausflusse.

In der mehrfach erwähnten Sitzung der Geogr. Gesellschaft vom 26. Januar 1885, in welcher zuerst Johnston seine Kilimandjaro-Reise vorgetragen hatte, entspann sich hieran anschließend eine Diskussion, in welcher der Archidiacon Farler mittheilte, daß er vor etwa 10 Jahren als Missionar nach Usambara ging. Er durchwanderte Usambara nach allen Richtungen und fand es ein überaus schönes Land mit uralten herrlichen Wäldern und einem unglaublichen Reichthum an Orchideen und Farren jeglicher Art. Nach seiner Ansicht sind die den Fuß des Kilimandjaro umgebenden etwa 1500 Meter über der See liegenden Landschaften für europäische Besiedelung geeignet; Usambara erkannte er als ein gesundes Land in seiner ganzen Erstreckung von der Küste bis zum Kilimandjaro-Gebiet. Als ihn vor einigen Jahren der junge Sultan von Usambara besuchte, blieb letzterer nur ein paar Tage in Farlers Station, da er fürchtete, bei längerem Verweilen in jenen niedrigeren Regionen das in seinem heimathlichen Hochlande niemals auftretende Fieber zu bekommen. Das ist ein Zeichen für das überaus gesunde Klima der Hochlande. Hier und da haben Eingeborene Kaffee gepflanzt und gezeigt, daß Usambara sich für den Kaffeebau eignet. Farler glaubt, daß auch Thee, Cinchona und Kokospalme dort gedeihen würden. Die Transportschwierigkeiten können für eine große Distanz durch Benutzung der Flüsse Luvu (Rufu) und Sigi überwunden werden; ersterer mündet bei Pangani, letzterer in die Bai von Tanga. Diese bildet einen großen und guten Hafen. Farler sagte zum Schluß wenn er sich daran erinnere, daß hier etwa 45 Kilometer von der Küste ein reiches und fruchtbares Land der Kultivation harret, so könne er sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß dasselbe in wenigen Jahren der Kultur eröffnet sein werde. Alsdann würden die Schönheiten des Kilimandjaro-Gebiets in erreichbare Nähe gerückt sein; er hoffe, daß, bevor er

seiner Missionsthätigkeit in Afrika definitiv Valet sage, ihm noch die Freude zu Theil würde, eine von Cook persönlich zu den Kilimandjaro-Höhen geleitete englische Reisegesellschaft allda herzlich begrüßen zu dürfen.

### Pare-Gebirge.

Auf seiner Reise zum Naiwascha-See besuchte Dr. Fischer im März 1883 das Pare-Gebirge, ebenso wie auf seiner Rückreise im August 1883.

Er fand da Ackerbau und Viehzucht (Stallfütterung). Hauptsächlich gepflanzt werden: Mais, Erbsen und Bohnen.

Ueber das

### Kilimandjaro-Gebiet

ist Rebmanns Schilderung deswegen so interessant, weil er der erste Europäer, (ein deutsches Auge!) war, der (am 11. Mai 1848, Krapf, Bd. II. S. 30) den gewaltigen Schneeberg erblickte.

Er meldet in seinem Reisejournal:

„Wir sahen diesen Morgen die Berge von Dschagga immer deutlicher, bis ich gegen 10 Uhr den Gipfel von einem derselben, mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt, zu sehen glaubte. Mein Führer hieß das Weiße, was ich sah, schlechtweg „Kälte“ (beredi); es wurde mir aber ebenso klar als gewiß, daß es nichts anderes sein könne, als Schnee!“

Er war ausgezogen mit 11 Trägern, der Regenschirm und die Bibel bildeten seine einzige Ausrüstung, und aus dieser las er bei dem Anblicke des Königs der ostafrikanischen Berge den 111. Psalm:

„Er läßt verkünden seine gewaltigen Thaten seinem Volke, daß er ihnen gebe das Erbe der Heiden.“

Die Dschagga konnten nicht begreifen, wie man ohne Speiß, Speer und Schild und ohne Zaubermittel eine solche Reise machen konnte! (S. 37.)

Er schildert aber auch den wirthschaftlichen Werth des Dschagga-Landes (Bd. II, S. 33.)

„Je mehr wir uns von dem Flusse den Dschagga-Bergen näherten desto reichere Vegetation fanden wir hier:

Hie und da große prächtige Bäume, wie ich sie an der Küste noch nirgends gesehen habe. Endlich traten wir in ein herrliches Wiesenthal ein, das dick mit Gras bewachsen war, welches uns bis an die Hüften reichte. Reiches Futter für Tausende von Kühen.

O Christen, welch herrliches Land hat Euch Gott zum Erbe aufbehalten!

S. 35. Ich betrachtete das schöne Land, das von Fruchtbarkeit zu frohen schien, und die größten Gegensätze im verhältnißmäßig kleinen Umfang

darbot. In meiner nächsten Umgebung der schöne Gona-Fluß und an seinen Ufern sowie am Fuß der Berge umher der reichste Pflanzenwuchs, ganz schwarz-grün — ewiger Sommer; — und wenn ich die Augen aufhob, erblickte ich scheinbar nur wenige Stunden entfernt, in Wirklichkeit aber 1 — 2 Tagereisen, den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten Kilimandjaro.“

S. 42 bemerkt er, daß auf Schiffen sich die Reise nach Dschagga und Ugono eine gute Strecke weit zu Wasser machen lasse.

S. 42 spricht er die Vermuthung aus, daß die Portugiesen schon in diesem Gebiet Niederlassungen gegründet haben müßten, 6 Tagereisen entfernt gegen Usambara zu sehe man einen einsam aufsteigenden Berg, darauf befand sich eine zerfallene Festung mit einer Kanone aus der Portugiesen-Zeit — in Dschagga selbst auf dem Weg nach Useri wolle sein Führer angeblich ein Brustwerk für Kanonen gesehen haben. Auch soll der Dschaggastamm Madschane, der unter dem König Mamkinga steht, noch in Besiz der Tradition über die Portugiesen sein.

Die Gebiete nördlich von Sansibar, nämlich die Länder der Wanika, der Landschaften Usambara, Pare, Teita, Taweita und Dschagga, also die Gebiete zwischen der Küste und dem Kilimandjaro werden besonders eingehend geschildert in dem Werke:

Baron Carl Claus von der Decken

Reisen in Ost-Afrika in den Jahren 1859 bis 1860, bearbeitet von Otto Kersten, früherem Mitglied der Deckenschen Expedition. Heidelberg und Leipzig bei Winter 1869. fol.

Von der Decken unternahm zwei Reisen zum Kilimandjaro, die eine von Mombas aus vom Juni bis November 1861, die zweite von dem Küstenstädtchen Wanga aus vom Oktober bis Dezember 1862.

„Auf der ersten Reise mit dem

### Wanika-Land

beginnend, rühmt er die herrliche stärkende Luft der Ebene,“ — betont (S. 236) im Gebiet der Wakamba den fruchtbaren Ackerboden, die trefflichen „Weiden, den Reichthum an Eisen in vorzüglicher Güte,“ — bestätigt die Wahrnehmung des Würtembergers Krapf (aus der Zeit von 1844—1854), der diesen Volksstamm „muthig, unternehmend, ausdauernd, gastfrei und großmüthig“ nennt. Der Weg führt dann (S. 237—238) durch ausgedehnte Pflanzungen, schöne Grasflächen, durch anmuthige, von Antilopenheerden und Strauße belebte Landschaften; auch zeigten sich Spuren von Elefantenheerden. Am Radiaro-Berg traf man wieder bepflanztes Land, insbesondere Zuckerrohr, Bananen, Kokospalmen. Die wunderbare Luft machte das Wandern in der Hochebene so angenehm und erfrischend, daß

man sich nirgends wohler fühlen konnte (S. 241). Mit vollem Rechte (S. 242) hätten Krapf und Rebmann mit berebten Worten die Schönheit dieser Landschaft gepriesen, in der man jedoch wochenlang wandern könne, ohne einen Menschen zu treffen.

### **In Teita-Lande**

dagegen sei eine zahlreiche Bevölkerung, die Leute seien sehr wohlhabend in Folge des reichlichen Karawanenverkehrs; sie seien thätig und arbeitsam und besitzen zahlreiche Kuh- und Ziegen-Heerden; selbst der jüngste Nachwuchs der Familie müsse in der Wirthschaft schon mitarbeiten.

Mitunter ist die Temperatur recht kühl, so war es in der Nacht vom 7. Juli 1861 so bitterkalt (nämlich nur 13° R, während Decken 22—23 gewöhnt war), daß derselbe vor Frost selbst unter 2 wollenen Decken nicht schlafen konnte.

Die Expedition aß frische Straußeneier und sah zahlloses Wild (Büffel, Elephanten, Rhinoceros, Giraffen, Antilopen, Zebra). Produzirt werden: Hühner, fette Ziegen, Bohnen, Erbsen, Bananen, türkischer Weizen, Maniok, Melonen, Erdnüsse, Zuckerrohr, Taback, Salz, Butter.

### **In Taweta**

(S. 261) wanderte man 1½ Stunden durch Pflanzungen von Bananen und Zuckerrohr, durch hohen Wald und dichtes Unterholz, „ein üppig grünes und blühendes, von zahlreichen Bewässerungscanälen durchzogenes Land.“

Dann gelangte man zum

### **Kilimandjaro-Gebiete:**

(S. 267.) Großartig übergangslos aus der Bergmasse aufsteigend, erhebt sich der Kilimandjaro, von Oben herunter beschneit bis zur Sattelhöhe, — ein alter, durch Einstürze zerstörter Feuersteiner.

Der Kilimandjaro ist nur ein Vorposten einer Anzahl ähnlicher, vielleicht noch höherer Schneeberge bis zum Aequator, darunter der Kenia.

(S. 269.) In einer Höhe von 3000—4000 Fuß — Dschagga-Land genannt — beginnen die Pflanzungen der Eingeborenen; allda sind reichlich bewässerte Felder, Gemüseländereien (Bohnen), Wiesenflächen, schattige Wälder der unschätzbaren Bananenstaude, die mit ihren 10—12 Fuß langen Blättern nirgends in so vorzüglicher Qualität gedeiht und einfach durch Stecklinge vermehrt, Brod, Kartoffeln und Obst ersetzt und gleichzeitig den Menschen kleidet.

Es giebt kein Volk von gleicher Schönheit, Kraft und Festigkeit, hier herrscht kein träger Müßiggang, überall sind Pflanzungen von Bohnen und Erbsen; sie treiben Viehzucht wie in den vorgeschrittenen

Ländern Europa's — mit Stallfütterung, der Dünger der buntscheckigen Höckerkühe wird sorgsam verwendet. Großartige Schanzgräben und Wasserleitungen sind Zeugnisse eines uns ebenbürtigen Geistes. Die mit den Schneemassen des Kilimandjaro gespeisten Wasserleitungen sind vortrefflich gehalten, mit Kühnheit über Schluchten weggeführt, an Bergwänden hingezogen, oberhalb der menschlichen Wohnungen.

S. 271. Die zum Schutz gegen die Massai angelegten Schanzgräben sind 2—3 Klafter breit.

Ohne die ständige Anspannung aller ihrer Kräfte wäre auch dies glückliche Bergvolk entnervt — sie bilden so einen rechten Kontrast gegen die in Trägheit und Laster versunkenen wehrlosen Küstenvölker!

Ein lebhafter Handelsverkehr besteht mit den Suaheli-Karawanen; Elfenbein wird allda gegen Baumwollstoffe, Metallwaaren, Perlen umgetauscht.

S. 272. „Das Kilimandjaroland ist ein Mittel- und Anziehungspunkt für den ostafrikanischen Verkehr und würde, wenn gesittete Völker hier Einfluß zu gewinnen suchen würden, dieses in noch höherem Grade werden können, weil es nahezu in der Mitte liegt zwischen dem indischen Meere und den großen Binnenseen.

Für eine europäische Ansiedlung würde kein Tropenland größere Vortheile bieten, als eben Dschagga: Hier findet der Europäer, komme er als Glaubensbote, Ackerbauer oder Handelsmann, ein herrliches gesundes Klima in allen Abstufungen von den Bananenregionen bis zu den Gebieten, wo Weizen und nordische Pflanzen gedeihen; er findet eine kräftige und unverdorbene Bevölkerung, welche nicht nur das Land zu bebauen und zu beschützen weiß, sondern auch viele, das Leben verschönernde Künste versteht.

Dschagga ist in der That ein Paradies, soweit ein solches denkbar, und Jeder, der dies wunderbare Land gesehen, wird mit Entzücken von ihm sprechen, selbst wenn er dort wie Decken, viel Ungemach von dem Wankelmuth und der Bettelei der kleinen Könige erfahren mußte.

Aus den Einzelheiten der Beschreibung seines Aufenthalts heben wir noch hervor:

S. 273. Die Luftwärme sank Nachts auf 11° R.

S. 278. Das Land birgt eine Menge Elephanten. (S. 281) Weiter bergaufwärts wird der Pflanzenwuchs großartig, ungeheure Bäume, Gräser, Blumen, Alpenrosen treten auf — kurz das Bild wird feenhaft. (S. 289) Der Lagerplatz in Kindi bot eine ganz herrliche Aussicht auf den Meruberg und den schneebedeckten Dom des Kilima, doch (S. 291) konnten die Führer vor Kälte Nachts nicht schlafen.

Der Weriverifluß stürzt in einer mit herrlichem Grün geschmückten Schlucht über mächtige Felsblöcke.

Am 4. September 1861 trat Deeken den Rückweg an (S. 302) und war am 18. September wieder in Taweta, von wo es wieder zur Küste (Pangani-route) ging. Man marschirte mehrere Tage durch eine sonnenverbrannte Ebene, über dürrer Boden durch hohes stachliches Gras und gelangt endlich nach

### Usambara.

Von diesem Lande sagt von der Deeken (S. 314):

Usambara ist eines der merkwürdigsten Gebirgsländer des an Gegenseiten so reichen Ostafrika's.

Ist Abessinien ein hohes, von Schluchten zerrissenes Tafelland, ist Dschagga ein bewohnter Gürtel rings um den einzelstehenden Kilimandjaro — so gleicht Usambara

einem Walde von Bergen, welche auf der einen Seite sich steil erheben, und, ohne breite Kuppen zu bilden, auf der andern wieder ebenso schroff abfallen, breitere und schmälere fruchtbare Thäler zwischen sich lassend.

Noch sei nichts Näheres bekannt über die Beschaffenheit seiner Berge, über seine Schätze, Thier- und Pflanzenwelt, trotzdem dieses Land nur wenige Meilen von der Küste und der Insel Sansibar gegenüberliegt.

„Daß Usambara Wunder bergen muß, verräth schon seine eigenthümliche Bildung und seine Lage am Beginn der großen Ebene, dafür spricht Alles, was wir von dort erfuhren.“

(S. 315). Die südlichen Ausläufer der Berge in U. stoßen auf den stattlichen Pangani-Strom und bilden ein Gebiet, welches alle Schönheiten einer tropischen Berglandschaft in sich vereinigt.

Der König des Landes, Kimeri, genießt die größte Achtung.

Die Eingeborenen sind kräftig gebaute, hellfarbige Leute, welche in Bezug auf Ausdauer bei der Arbeit die Bewohner der Küste und Ebene weit übertreffen. Sie leben von Ackerbau und Viehzucht, ihrem Reichthum, und überlassen den Handel den Arabern.

Ausgezeichnetes Zuckerrohr wächst in den Thälern, ebenso Taback auf den Bergen, wird aber nicht verwerthet. Unternehmende Fremde (S. 316) hätten hier die größten Vortheile, der König ist den Europäern freundlich gesinnt und wünscht deren Niederlassung.

Der Bau des Zuckerrohres wäre rentabel, Arbeitslohn und Lebensmittel sind billig, die Dampfmaschinen würden durch die Wasserkräfte ersetzt; Träger zur Küste waren für  $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$  Thaler monatlich zu miethen.

Von den Einzelheiten des Durchmarsches Deckens durch Usambara mag noch erwähnt werden:

(S. 317.) Mehrere Tage war seit dem 30. September 1861 von Westen her durch eine früher bewohnt gewesene Einöde zu marschiren; rechts hatte man dann die nördlichen Ausläufer der U.-Berge.

Am 5. October traf man wieder ausgedehnte Pflanzungen von Mhogo, Matama, Bananen und Kokospalmen, letztere ein Zeichen der Nähe des Meeres. Am 6. October traf man ausgedehnte Pflanzungen von Getreide und Bananen. Am Rande des Hochlandes angelangt, hatte man den Anblick des Meeres.

Am 9. October 1861 besuchte Decken die aus der Geschichte der Mjara bekannte Ortschaft Gasi.

Hierauf gelangte man am 10. October 1861 wieder nach Mombas.

**Aus der zweiten Reise von der Deckens zum Kilimandjaro**, welche am 8. October 1862 von dem Küstenstädtchen Wanga (südlich Mombas) unternommen wurde. (Band II. S. 9 u. folg.) mag noch Folgendes zur Ergänzung hervorgehoben werden:

Man kam sofort in eine üppige, parkgleiche Landschaft Usambaras, südlich vom Umbraflusse, dann aber durch eine dürre, verbrannte Steppe, in welcher Elephanten und Rhinoceros die einzigen Wegbereiter waren.

Am 6. Tag war man in einem Bergkessel (Mbaramu), dann kommt eine wasserlose Einöde, dann aber die bergige Landschaft Pare mit prächtigen Bäumen, wilden Felspartien, plätschernden Wassern.

Am 24. October war man wieder in den reichen Jagdgründen (Band I. S. 256—260) des schönen Zipe-Sees. Man setzte dort ein in Hamburg gebautes eisernes Boot zusammen und besuhr den See. (S. 27.) Von hier ging man nach den Ugono-Bergen (II. 14—18) von Verschanzungen ganz umgeben, mit einem herrlichen Lande in der Mitte

„die riesigen Feuer der Eisenarbeiter — athletische Gestalten —  
„dampften in weiten Gruben und sonderbaren Defen.“

Es wird hier das treffliche Ugono-Eisen gewonnen, welches durch einen großen Theil Ostafrikas verbreitet ist und höher geschätzt wird, als das schwedische. Frauen brachten Eisensand — auch Magneteisensand aus einem Bache, die Folge einer Zersetzung eisenglimmerhaltigen Gneises.

Die weitere Zubereitung des Eisenerzes erfolgt mittelst Schmelzens des geschlemmten Sandes in tiefen Gruben. Nach dem Erkalten entsteht mit Schlacken gemengtes Eisen; das rohe Eisen wird im Schmiedefeuer zu kleinen Haken verarbeitet.

Die Expedition machte einen kleinen Abstecher nach Aruscha (S. 27/29) ins Massailand, einem Hirtenvolk ohne festen Wohnsitz. Man gewahrte

auf dem Marsche eine zahlreiche Heerde von Elephanten, 40 Stück, viele Weibchen (S. 29).

Jenseits der Grenzen traf man Bananen, prächtigen hohen Wald und Waldwiesen, die so traulich waren, wie in der Heimath.

Bd. II. S. 38—46. Man durchzog sodann wieder das Dschagga-Land, an Schanzgräben und Wasserleitungen vorüber durch üppig grünes Land, man bewunderte die Frauen, das Ebenmaß ihres Wuchses, die anmuthig stolze Haltung derselben, man marschirte dann (S. 43) wie Napoleon in Egypten, d. h., die Gelehrten und die Esel gingen in der Mitte — und kam endlich (S. 46) zu Sultan Mandara in Moschi, einem jungen, hübschen Mann von 20 und einigen Jahren, der den Baron (heute heißt er dort noch „Baroni“, vergl. Johnston, S. 10, Englisches Blaubuch, S. 58, Curt Weiß, S. 34) fragte: ob wir nicht Lust hätten, uns bei ihm niederzulassen und dann Blutsbrüderschaft mit Decken schloß.

S. 50. Decken bezog dann ein Lager 6000 Fuß über der Meeresfläche. „Grasflächen mit Orchideen und Glockenblumen“ erinnerten an die sommerlichen Wiesen der Heimath.

Am 29. November 1862 (S. 51) macht er einen Besteigungsversuch und gelangt bis 2000—3000 Fuß unter der Schneelinie (genau 14043 englische, 13176 Pariser Fuß, 4280 m), muß aber umkehren, „die Schwarzen würden sonst vor Kälte erstarrt sein“.

Die Vegetationsscala hatte sich bei diesem Hochmarsche dahin gestaltet: Zuerst grünes Weideland und Bananen, dann neue Grasflächen, ein an Farben reiches Gebüsch, großartiger Hochwald, Wiesen, Matten mit gelb blühendem Ginster, Heidekraut, endlich leeres, steiniges Feld.

S. 54:

„Die Landschaft machte den Eindruck eines großartigen Parkes, in welchem man von schönen Rasenplätzen in Gruppen hoher Bäume tritt, und von da wieder in schattigen Gebüsch oder zwischen Blumenbeeten wandelt.“

Wunderbar war die durch die Abnahme von Licht und Wärme bedingte Veränderung der Farbe.

Man hatte zahlreiche Spuren von Elephanten (sogar bis zu beträchtlicher Höhe), von Schweinen, von Einhufern und großen Zweihufern gesehen.

S. 57. Decken wollte durch einen Knaben Dschagga lernen und sich dann in Dschagga zur Verbreitung der Gesittung und Einführung dauernder Verhältnisse dort niederlassen — ein Plan, der nur daran scheiterte, weil er, einer der edelsten Söhne der Nation, dem ein Denkmal im Dschaggalande zu errichten einfache Pflicht der Deutschen

sein wird — auf dem Marsche hierher im Jahr 1865 am Zuba durch, muthmaßlich aus Handelsneid der Araber hervorgegangenem Meuchelmord, sein Leben lassen mußte, wie er auch ein großes Vermögen der Sache seines Volkes geopfert hatte.

Am 4. Dezember 1862 trat man den Rückmarsch an, in der Richtung auf Bura, dessen Einwohner als ärmlich und schmutzig geschildert werden; man hatte mit Wassermangel zu kämpfen, durchzog eine Landschaft des gewöhnlichen afrikaniſchen Charakters: rothe, mit einzelnen Dornbüſchen beſtandene Ebenen — gelangte nach Ndara, weiterhin an des Württemberger Miſſionar und Kilimandjaros-Entdeckers Rehmans Miſſionshaus, und ſchließlich wieder nach Mombas.

Nach dem Zeugniß von Jonſton, der dort 1884 vier Monate verweilte, ſind die durch v. d. Decken vom Kilimandjaro-Gebiet erſtmals aufgenommenen Karten ganz vorzüglich und heute noch die einzig maßgebenden.

Die ſchon durch v. d. Decken bereiſten nördlich von Sanſibar zwiſchen der Küſte (Mombas) und dem Kilimandjaro gelegenen Länderſtriche wurden ferner bereiſt und geſchildert von dem Schottländer **Joſeph Thomson**, in dem Werke: „Durch Maſſai-Land“. Leipzig, 1885.

Derſelbe hebt S. 178 ff. die Vorzüge einer Reiſe gerade durch dieſes Gebiet von der Küſte bis Lameta für den Europäer hervor.

Auf dieſer ganzen Strecke ſei keine peſtilenzialische Küſtenregion zuerſt zu überwinden, ebenſo ſeien keinerlei Sümpfe zu durchſchreiten, noch ermüdende Auf- und Abſtiege durch höhere Gebirge, die hier fehlen oder in ihrer iſolirten Lage einfach umgangen werden. In dieſem ganzen Länderſtriche ſeien daher auch keine Fieber, — kein europäiſcher Reiſender brauche ſich hier vor einer Reiſe in das Binnenland zu fürchten, ſobald er Vorſicht im Trinken beobachte. Die Luft wirke auf der ganzen Tour ſtets ſtärkend und erheiternd; die kühlen Nächte ſichern erquickenden Schlaf.

Aus ſeinen Einzelschilderungen heben wir hervor:

Derſelbe verließ am 2. März 1883 mit 110 Trägern die Stadt Mombas und durchreiſte zuerſt das Wanika-Land.

Ein und eine halbe Stunde hinter dem ſchönen Hügelland Rabai traf er (S. 57) prächtige Weideplätze.

Er kam dann in Kwale (S. 57) in ein Gebiet, welches von einem aus dem Innern vorgeschobenen Theile des großen Ukamba-Stammes bewohnt wird. Die Stammesangehörigen beſitzen allda viele Rinder, Schafe und Ziegen.

Hierauf gelangte er weiter weſtlich in das wellenförmige Land der Duruma, einem meiſt dornigen und wenig fruchtbaren Gebiete.

Die Gebüſche, Dickichte, Dornen geben jedoch den Eingeborenen eine dichte Decke und damit einen willkommenen natürlichen Schutz gegen die Maſſai.

Dann folgte unbewohntes Land (bis nach Teita ſind keine Menſchen mehr).

Der Boden war ſandig, röthlich-grau, mit ſeltſamen von Natur und Menſchenhand ausgehöhlten Steinen.

In Taro traf man nach 4 Tagen zum erſten Male wieder Waſſer.

Dann folgt — eine angenehme Abwechſelung — eine wellenförmige Landſchaft von wunderbarer Fruchtbarkeit (S. 63).

Hierauf folgt eine wasserleere Wüſte (Njika).

Die angenehme Abwechſelung von Hügelrücken und Thälern macht einer entſchieden todten ebenen Fläche Platz, die ausgedorrt und wasserleer erſcheint, als ob kein Tropfen Leben spendenden Regens den eiſenerfüllten Boden erfrifchte. Die dichten Dſchungeln, die graſigen Lichtungen, der offene Wald verſchwinden und an ihre Stelle tritt ſozuſagen ein Wald von Skeletten. Geiſterhaft und geſpenſtiſch iſt der Anblick dieſer grau gefärbten Bäume und Büſche, denn ſie ſind von Laub oder Zweigen faſt völlig entblößt.

In Maungu (S. 67) traf man endlich wieder Waſſer — hier ſollen viele Dörfer früher geſtanden haben, jezt iſt der Diſtrikt völlig leer.

In

### Teita

Kam man wieder (S. 69) in ein bewohntes bergiges Land von großer Fruchtbarkeit. Man traf prächtige Anpflanzungen, plätschernde Waſſerfälle, eine köſtliche, kühle Bergluft. In dem auf dem Berge, 1540 m hoch gelegenen Dorfe Munji traf Thomſon einen allda ſeßhaften Europäer, nämlich den englischen Miſſionar Bray.

Die Ausſicht war intereſſant und mannichfaltig. Das ganze Ausſehen des Hochlandes von Teita ähnelt ſehr einem Archipel von Inſeln, welche in großer Steilheit aus einem grau-grünen Meer ſich erheben, da die große öde Ebene ſie von allen Seiten umgiebt.

Man kam dann zu den Ndara-Bergen. Ueberaus reiche Anpflanzungen von Zuckerrohr und Bananen, Caſſave und Süßkartoffeln wurden wahrgenommen (S. 70).

Die Beſtellung der Felder iſt Arbeit der Frauen, daher deren ſchöne Entwicklung der Gliedmaßen und ihr durchweg geſundes Ausſehen im Gegenſatz zu den Männern, die ſchmal und wenig muskulös ausſehen.

Nach einem ermüdenden Marsche über niedere Hügel gelangte Thomſon von den Wateita-Niederlaſſungen an das Südende der Bura-Kette in

ein kleines Thal mit üppiger Vegetation. Dann kam wieder eine wasserleere Fläche, die in 2 Tagen in Märschen von 2 Uhr Morgens bis Abends 6 Uhr zurückgelegt wurden. Man traf Kuh-Antilopen (Hartbeests), Zebra und Giraffen häufig; Nachts hörte man das Gebrüll der Löwen.

Der Reisende betrat dann das 730 m über dem Meere gelegene

### Taweta,

welches Land er (S. 87) „das kleine afrikanische Arkadien“, (S. 244) „ein „Waldparadies“ und (S. 100) ein „Kaleidoscop von unendlicher Schönheit“ nennt.

Beim Eintritt in dieses schattige Gebiet war Allen zu Muthe, als seien sie aus einem Fegefeuer ins Paradies gekommen (vergl. auch Koskofschny, S. 151).

Es mag daher hier zunächst seine Beschreibung eines dortigen Urwaldes (S. 94) ihre Stelle finden:

„Wir sind in Bewunderung verloren über die erstaunliche Masse des Pflanzenwuchses, der uns überall in die Augen fällt. Die Natur spielt hier mit der Erzeugung großartiger Bäume, welche häufig 25—30 m hoch astlos emporkwachsen, bevor sie ein prächtiges schattiges Laubdach entfalten. Dann verschlingen sich die Zweige mit denen der umstehenden Bäume, bis nur noch schwaches, buntfarbiges Licht durchdringt, welches in unzählige Lichter umhertanzt und zittert.

Ogleich die Bäume bis zu jener Höhe ohne Aeste sind, so hat es doch nicht den Anschein, als ob wir in einem Walde von Stämmen wanderten, wie zwischen den Masten eines gefüllten Hafens. Ganz im Gegentheil! Von jedem günstigen Punkte schwingen sich biegsam, mit Laub bedeckte Schlingpflanzen von Baum zu Baum oder hängen in zierlichen dunkelgrünen Geflechten am kräftigem Stamme herunter. Schöne Palmen — die Raphia und die Hypaene oder wilde Dattelpalme — blühende Gesträucher, eine Unzahl Farren und dann wieder blühende Pflanzen, erfüllen die Zwischenräume, bis das Auge an dem üppigen Wachstume und der tollen Verschwendung ganz irre wird.

Affen, Hornvögel, Eichhörnchen und das liebliche Geplätscher der Wasser des schneegefüllten Lumi, der den herrlichen Wald von Taweta ernährt und ihm fruchtbare Feuchtigkeit das ganze Jahr hindurch zuführt, beleben das herrliche Bild.

Von Taweta aus genießt man aber auch schon den Anblick des durch seine Silberkrone als König der Berge Ostafrikas ausgezeichneten 5800 m hohen Kilimandjaro.“

Doch auch nach der praktischen Seite verdient Taweta das gleiche Lob. Das Land zeichnet sich aus durch seinen Rindviehreichthum, namentlich sind die Kühe schöne fette Thiere, die übrigens nie herauskommen, sondern mit geschnittenem Futter ernährt werden.

Auch an Lebensmitteln war kein Mangel (S. 93). Fische, Geflügel, Eier, Hammel- und Ziegenfleisch, Tomaten, süße Kartoffeln, Yams, Maniof (oder Cassava), grüner Mais, Zuckerrohr, goldige Bananen und Gemüse verschiedener Art füllten den Tisch der Reisenden mit angenehmer Abwechslung und üppiger Fülle.

Nirgends trifft man dazu so angenehme männliche Eingeborene, von friedlichen Gewohnheiten, männlich angenehmen Sitten, überraschender Ehrlichkeit.

Nebstdem ist Taweta für die Händler ein Ort von der höchsten Wichtigkeit.

Nach Süden führte ein Abstecher durch eine schöne, parkartige Landschaft zum Jipe-See, in dessen Nähe sich sehr viel Wild (Hirsche, Ziegen, Antilopen) aufhält.

In Taweta war gleichzeitig mit Thomson der Deutsche, Dr. Fischer, eingetroffen (mit 230 Mann und einer Elfenbein-Karawane). Jeder zum Verdruß des Andern. (Thomson, S. 201; Roskofschny, S. 153.)

Es wird wohl nur nationale oder Gelehrten-Eifersucht gewesen sein, wenn Thomson bemerkte, er habe den Dr. Fischer weder in der Wildniß, noch unter gewöhnlichen gesellschaftlichen Verhältnissen treffen mögen.

Die Expedition setzte hierauf ihren Marsch fort zum

### **Kilimandjaro-Gebiete.**

Der bewohnte Gürtel des Berges ist das Dschagga-Land, von welchem Thomson im Allgemeinen bemerkt:

„Dasselbe hat alle Vorbedingungen gedeihlichen Ackerbaues, einen fruchtbaren Boden, eine reichliche Bewässerung, daneben prachtvolle Rinderheerden und ungeheuer viel Wild.

Ich habe noch niemals eine entzückendere, parkartigere Landschaft gesehen.“ (S. 137.)

Merkwürdig ist, daß mit Ausnahme des schmalen Gürtels am Berg-  
abhäng die ganze übrige Gegend, eine der reichsten in ganz Afrika, unbewohnt ist — es ist das den Einfällen der Massai zuzuschreiben.

Thomson machte zunächst beim Sultan Mandara in Moschi Halt, von welcher Ortschaft er (S. 125) folgende denkwürdige Beschreibung giebt:

„Moschi liegt auf dem schmalen Rücken eines Bergzuges, welcher nach beiden Seiten von einem tiefen Thal begrenzt wird. Vom oberen Theil desselben leiten sehr geschickt angelegte Miniaturkanäle das Wasser eines

kleiner  
währe  
reich  
ande  
gemise  
Kartof  
Grup  
zarten  
besetzt  
saftige  
führte  
Fettsch  
lebens  
Moschi  
fällige  
Wech  
Osten  
in gek  
Ruhe  
man  
angere  
„Präd  
überfa  
wie in  
Flusse  
im Ne  
aller  
„der  
heitlich  
bare  
in die  
Elenar  
bisher

26. J  
Jipe-

kleinen Baches über den ganzen Bergrücken, und verbreiten so über ihn während des ganzen Jahres die fruchtbringende Feuchtigkeit. Einen reicheren und mannichfaltigeren Anblick genoß ich an keinem anderen Punkte Afrikas. Die reiche Grasdecke wechselte ab und war gemischt mit Bananen-Wäldchen, Feldern mit Bohnen, Hirse, Mais, süßen Kartoffeln, Yams u. s. w. Hier und da standen, gleich Wachen, kleine Gruppen stämmiger Bäume. Die Ufer der Bewässerungskanäle waren mit zarten Frauenhaar-Farren und ähnlich aussehenden Gewächsen reich besetzt. Träges Vieh lag um die Hütten herum oder weidete im kniehohen, saftigen Grase; lustige, muntere Ziegen hüpfen um die Kanalufer oder führten mit drohender Miene heitere Kampfspiele auf. Mit ungeheuren Fettschwänzen, die um die Beine watschelten, beladene Schafe sahen so lebensmüde aus, als ob sie sehnsuchtsvoll auf das Messer warteten. Moschi, wie es vor mir lag, hatte die reiche Fruchtbarkeit und das gefällige Aussehen von Taweta, aber den schönen Vorzug eines Wechsels von Berg und Thal vor diesem voraus. Nach Süden, Osten und Westen war die Aussicht unbeschränkt; nach Norden thürmte sich in gebietender, majestätischer, Ehrfurcht einflößender Mächtigkeit und stiller Ruhe die schneebedeckte Spitze des Kibo empor. Nach keiner Seite hatte man das Gefühl der Beschränkung, das Blut lief wärmer durch die Adern, angeregt durch die nervenstärkende Bergluft, bis man sich gedrungen fühlte, „Prächtig!“ zu rufen und den Berg himmelwärts zu erklimmen. In Moschi überkam Einen nicht das Gefühl des köstlichen, lotusessenden Nichtsthuns, wie in dem träumerischen, poetischen Leben zu Taweta.“

Aber auch in anderen Dschagga-Staaten, so beispielsweise am Lumi-Flusse, herrschte dieselbe Fruchtbarkeit. Auch hier traf man Lebensmittel im Ueberflusse (S. 214); so: schöne Bananen, Pisang, Yams, Getreide aller Art; ferner saftige Fische, fette Schafe, Butter und Milch — kurz, „der ärgste Bielfraß hätte die Massen nicht bewältigen können,“ gelegentlich gestattete man sich Eierkuchen aus Straußeneiern (S. 241). Jagdbare Thiere, in Menge und Schönheit vorhanden, sind: Büffel (rudelweise in dichtem Gebüsch), Rhinoceros, Wildbeest oder Gnu, Giraffen, Zebra, Elenantilopen, Grants-Antilope, Hartbeest, Strauße und Hyänen (S. 241).

Am 11. August 1883 brach dann Thomson auf nach Norden in das bisher noch gänzlich unbekanntes Gebiet der Massai (S. 238).

In der Sitzung der geographischen Gesellschaft zu London vom 26. Januar 1885 trug Johnston, welcher am 14. November 1884 am Jipe-See den Kilima zuletzt gesehen und dann am 31. Dezember 1884 wieder

in London eingetroffen war, in lebhaften Farben vor, wie sehr das Dschagga-Land zu europäischer Auswanderung sich eigne.

Da wir über das Jonston'sche, übrigens erst ein volles Jahr später erschienene Reisewerk, ausführlich referiren, kann dessen Vortrag hier übergegangen werden.

Nur eine Bemerkung, die wir in seinem Reisewerk nicht finden, die aber namentlich für den Verkehr, speciell auch für einen Eisenbahnbau höchwichtig ist, mag hier eine Stelle finden. Sie lautet:

„Der Abstieg von dem 600 m. hoch gelegenen Binnenlands-plateau nach der Küste erfolgt so allmählich, daß man den ganzen Weg von Pangani bis an den Fuß des Kilimandjaro mit einem Wagen zurücklegen könnte, ohne ein Hinderniß zu treffen.“

In gleicher Weise traten als Redner in diesem Sinne Thomson, Farler und Maples auf, um aus eigener Wahrnehmung das Gehörte zu bestätigen.

Am Schluß dieser an Jonstons Vortrag sich anschließenden Diskussion erfolgte das für uns Deutsche sehr bemerkenswerthe prophetische Schlußwort des Präsidenten der Gesellschaft: bei der gegenwärtigen Aera des Vordringens und Zugreifens müsse er leider fürchten, daß die soeben gehörten interessanten Mittheilungen über so schöne Gegenden wie Taweita und die Abhänge des Kilimandjaro eine oder die andere Macht zur Aussendung einer Expedition veranlassen würden, um von jenem Distrikte Besitz zu ergreifen. (Proceedings. 1885. Märzheft. S. 159.)

Außer von Thomson wurden, wie soeben bemerkt, die  
**Distrikte nördlich von Sansibar von der Küste bis zum  
Kilimandjaro**

bereist auch von dem Engländer **H. S. Jonston** und geschildert in seinem soeben erschienenen Werke:

The Kilima-Njaro Expedition a record of scientific exploration in Eastern Equatorial-Afrika. London, Regan Paul Trench & Co. 1886. (Bisher noch nicht in's Deutsche übersezt.)

Jonston, welcher sich bereits durch seine Congo-Reise einen Namen als Afrikaforscher gemacht, erhielt von zwei gelehrten Gesellschaften in London (der Royal Society und der British Association) unter Bewilligung eines Reisefonds von 1000 £ Sterl. den Auftrag, das Thier- und Pflanzenleben nahe an der Schneegrenze des Kilimandjaro zu untersuchen und von da nun thunlichst große Sammlungen aller Gattungen und Arten mit nach Hause zu bringen.

Er verließ zu diesem Zweck London im Anfang März 1884, war nach

einem  
per D  
ganze  
Juni  
quarti  
4 Mo  
zum 2  
2  
besteig  
1884  
da im  
zweite  
genau  
2  
Tawe  
Er tr  
vorüb  
Ende  
31. D  
doch  
sehen  
2  
obach  
stellen  
2  
Corre  
jenes  
2  
Reise  
verste  
entlan  
licher  
beim  
Dft=  
See,  
Dcea  
See  
lische  
Gan

einem Besuche von Lamu und Mombas in Sansibar, ging dann mit Trägern per Dampfer wieder nach Mombas, von wo er in dreizehn Tagen die ganze Tour bis zum Dschaggaland (Moschi) zurücklegte, woselbst er im Juni 1884 eintraf. Er wählte 1000 Fuß oberhalb Moschi sein Standquartier (der Platz heißt Kitimbiriu), und verweilte daselbst ungefähr 4 Monate, mit einer kurzen Unterbrechung in der Zeit vom 18. bis zum 28. August, die er in Taweta zubrachte.

Anfang September machte er den Versuch, den Kilimandjaro zu besteigen, kam aber nur bis zu einer Höhe von 10,000 Fuß. Am 18. October 1884 verließ er Moschi definitiv. Er ging zurück nach Taweta und von da in den Dschaggastaat Maranu. Von hier aus unternahm er einen zweiten Besteigungsversuch und gelangte bis ca. 2000 Fuß unter den Gipfel, genau 16315 Fuß hoch, ca. 1000 Fuß oberhalb der Schneelinie.

Mit Umgehung Maranus ging er dann über Kombo wieder nach Taweta zurück. Von da machte er Abstecher nach Uferi und zum Zipesee. Er trat dann den Rückweg an, passirte am 14. November 1884 am Zipesee vorüber, kam nach Pare (Gonja), nach Usambara (Mazindi) und gegen Ende November an den Pangani, dann nach Sansibar und war am 31. December 1884 wieder in London, trotz der sehr langen Heimfahrt, doch nur sechs Wochen später, als er am Zipesee den Kilimandjaro gesehen hatte.

Man sieht hieraus, daß Johnston in der Lage war, sehr genaue Beobachtung über den colonisatorischen Werth dieses Ländergebietes anzustellen, die er denn auch in seinem obigen Werke niedergelegt hat.

Wir haben darüber in No. 12 (pag. 52/54) der „Colonialpolitischen Correspondenz“ bereits referirt und können uns daher daraufbeschränken, jenes Referat hier einfach zu reproduziren:

Als ein für sich bestehendes unzertrennliches Kolonialgebiet stellt der Reisende den Begriff „Ost-Aequatorial-Afrika“ auf, worunter er ein Gebiet versteht, ungefähr beginnend am indischen Ocean zunächst dem Pangani entlang und sodann von hier aus dem 5. bzw. später dem 4. Grad südlicher Breite westlich bis zum 32. Grad östlicher Länge folgend, alsdann beim 1. Grade nördlicher Breite sich nach Osten wendend (mithin das Ost- und Nordufer des Victoria-Nyanja-Sees mit umfassend) zum Baringo-See, Kenia und Tana hin, und mit letzterem Flusse wiederum den indischen Ocean erreichend.

Dieses Ländergebiet, kurzgesagt zwischen der Küste und dem Victoria-See gelegen, bildet nach seinen charakteristischen Grundzügen in physikalischer, wirtschaftlich-kommerzieller und ethnologischer Hinsicht ein einheitliches Ganzes, und wenn irgend ein Land in ganz Afrika werth und würdig sei,

kolonisirt zu werden, so ist es nach Johnston in erster Reihe diese „herrliche Landschaft mit ihrem gesunden Klima.“

Diese gemeinsamen Grundzüge des Landes werden dahin angegeben: immense isolirte Bergmassen vulkanischen Ursprungs, das übrige Land, abgesehen von dem 10 Meilen breiten fruchtbaren und bereits cultivirten Küstengürtel, durchweg ein Hochplateau, welches, im Gegensatz zum übrigen Afrika, von sumpfigem und morastigem Boden gänzlich frei, vielmehr in weiten Distrikten durchaus nicht mit dem bekannten schrecklichen Riesengras von 6—8 Fuß Höhe, sondern mit elastischem Rasen bedeckt ist, den man nur mit dem schönsten europäischen natürlichen Rasenboden vergleichen könne, aus welchem sich parkartig jeweils einzelne Baumgruppen mit einer Regelmäßigkeit erheben, daß man meinen könne, sie seien gepflanzt. Wasservorrath sei in Hülle und Fülle vorhanden und gleichmäßig vertheilt, wengleich nur ein Fluß, der Tana, ganz und jeder Zeit schiffbar sei. Außer dem Viktoria-Nyanassa gehören hierher noch eine Anzahl fischreicher kleinerer Seen, z. B. der Zipe, Baringo u. s. w. Die Hochlande bis zu 10,000 Fuß und ebenso die Uferstrecken längs der Flüsse seien mit dem herrlichsten Bauholz bewachsen. Namentlich enthalten die Forsten des hart an der Küste gelegenen „kleinen Schweizerlandes“ Usambara Schiffsbauholz, das an der sehr nahen Küste und in Zanzibar sehr gesucht und je nach der Qualität mit 25—50 Dollar per 50 Cubikfuß bezahlt wird.

Eisenerze werden in Ost-Aequatorial-Afrika im Ueberflusse gefunden, Kupfer augenscheinlich auch (S. 545), denn die Eingebornen besitzen rohe Ringe und Schmucksachen von diesem Metall, das nicht von der Küste gekommen sein könne. In vielen Gegenden sind vorzügliche Bausteine und Kalksteine.

Das Klima in diesem Distrikte sei gesünder, als in irgend einem sonstigen Theile des ganzen afrikanischen Continents. In der Nachbarschaft und näher der Basis des Kilimandjaro, also noch keineswegs auf diesem Berge selbst, war die größte Hitze, die der Reisende notirte,  $21\frac{1}{4}^{\circ}$  R., im wärmsten Theile des Innern dagegen die Maximalhitze  $24\frac{1}{4}^{\circ}$  R., die durchschnittliche Nachttemperatur in Hügel-Distrikten  $12\frac{1}{4}^{\circ}$  R., in den Ebenen  $16^{\circ}$  R.

Ein weiterer Spielraum für die Temperatur existirt nirgends, als am Kilimandjaro selbst, in zwei Tagen kann man von der Aequatorial-Hitze Tawetas zur arktischen Kälte, von tropischer Vegetation zur starren Wildniß von Eiszeld und Schnee emporsteigen. Die in der Mitte liegenden Terrassenländer des Dschagga-Landes aber zeigen in einer Höhe von 3000—6000 Fuß herrliche Regionen mit gleichmäßig feuchtem, niemals

der sog  
englisch  
wander

der M  
Kiliman  
temper

Temper

D

$12\frac{3}{4}$  C  
 $16\frac{3}{4}$  C

drigste

B

nach d

möglich

peratur

D

15,000

selbst f

tropisch

Meeres

die nie

diesem

wenn

Hitze, a

Schlaf

D

titäten

ganzen

wenn n

mit con

umherst

nehmen

sie gefä

Hörner

Innern

der Küst

die Häu

fell, we

Küste n

der sogenannten trockenen Jahreszeit weichendem Klima, welches ganz einem englischen Sommer in Devonshire gleicht und vollständig für die Einwanderung des europäischen Bauers geeignet ist.

In Kitimbiriu oberhalb Moschi im Dschagga-Lande, bloß 5000 Fuß über der Meeresfläche und noch 15 englische Meilen von den Schneefeldern des Kilimandjaro entfernt, woselbst sich Johnston 4 Monate (Juni bis September 1884) aufhielt, notirte derselbe, übertragen in Reaumur, folgende Temperatur dieser 4 Monate:

Durchschnitt im Schatten: Mittags 17 Gr., 8 Uhr Vormittags  $12\frac{3}{4}$  Gr., 6 Uhr Abends 12 Gr., niedrigste Hitze Mittags (12. August)  $16\frac{3}{4}$  Gr., höchste Hitze Mittags (12. Juni und 3. Juli)  $21\frac{1}{2}$  Gr., niedrigste Nachttemperatur  $9\frac{3}{4}$  Gr., höchste Nachttemperatur  $15\frac{1}{2}$  Gr.

Bei 10,000—11,000 Fuß Höhe (Baumgrenze), woselbst noch je nach dem Belieben des Kolonisten ein dauernder Aufenthalt recht wohl möglich ist, war die niedrigste Nachttemperatur  $1\frac{1}{2}$ , die höchste Nachttemperatur 15 Gr.

Der Schnee reicht von der Spitze (18,880 Fuß) bis zu 14,000 bis 15,000 Fuß herunter. Bei 15,000 Fuß ist die Vegetationsgrenze. Johnston selbst stieg auf bis zur Höhe von 16,315 Fuß. Selbst in den herrlichen tropischen Forsten von Taweta, noch in der Ebene, ca. 2300 Fuß über der Meeresfläche gelegen, betrug die höchste Temperatur (3 Uhr Nachm.) 24, die niedrigste (4 Uhr Morgens) + 13 Gr. Mithin ist die Temperatur in diesem Flachlande für den europäischen Auswanderer leicht zu ertragen, wenn nicht geradezu angenehm; niemals ist da Tags über eine extreme Hitze, auch sind die Nächte so kühl, daß Bettdecken erwünscht sind und der Schlaf erfrischend ist.

Ost-Äquatorial-Afrika ist des Jägers Paradies. Solche Quantitäten jagdbarer Thiere findet man sonst nirgends auf dem ganzen Erdenrund beisammen. In manchen Gegenden sieht man, wenn man auf einem Hügel steht, die Ebenen zu seinen Füßen ganz bedeckt mit kompakten Heerden von Antilopen in Schwadronen marschirend, mit umherstreichenden großen Heerden von Giraffen, mit große Flächen einnehmenden Straußenheerden. Büffel sind dort in solcher Unmasse, daß sie gefährlich werden können. Die Rhinoceros sind so zahlreich, daß ihre Hörner jetzt schon einen wichtigen Handelsartikel bilden. Das Horn, im Innern für Kleiderstoff vom Werthe einiger Pfennige angekauft, wird an der Küste mit 5 Mark das Stück bezahlt. Flußpferde sind in Menge dort, die Häute werden in Natal mit 100 Mark das Stück bezahlt, das Leopardenfell, welches man von den Eingeborenen für 2—3 Mark kauft, wird an der Küste mit 8—9 Mark bezahlt.

Der größte Reichthum von Ost-Aequatorial-Afrika ist aber das Elfenbein, das in seiner Qualität besser ist, als irgend eins, das sonst noch in Sansibar auf den Markt kommt.

Die Zahl der Elephanten, die sich in der Nähe des Kilimandjaro aufhalten, übersteigt viele Tausende. Der Elephant wird hier ein Gebirgsgänger, er bewohnt den Schneeberg bis hinauf zu den größten Höhen. Johnston sah selbst in einer Höhe von 13000 Fuß ein Männchen und zwei Weibchen mit der Geschicklichkeit von Ziegen einen Abhang hinaufklettern. Im Norden des Kilimandjaro, wo die Elephanten noch unbelästigt umherstreifen, vermehren sie sich jetzt noch nach Thomson sehr stark, ihr Elfenbein verweist unberührt, weil das Volk dort dessen Werth noch nicht kennt, man mag da einen Zahn, der in Europa seine 3000 Mark werth ist, vom Boden auflesen, oder für einige Pfennig Baumwollstoff kaufen.

Ein gutes Geschäft ließe sich auch mit dem Lebendigfangen der wilden Thiere machen, worin die Eingeborenen geübt sind. In Europa zahlt man behufs Garnirung der Zoologischen Gärten 2000—4000 Mark per Stück für junge Rhinoceros, Elephanten, Flußpferde, Giraffen, kleinere Summen für große Antilopen, Zebra, Büffel, Strauße, Löwen, Leoparden, Schlangen, Krokodile. Alle diese Thiere werden jetzt durch Hamburger und Oesterreichische Firmen aus Abessinien und dem östlichen Sudan bezogen. — Ost-Aequatorial-Afrika bietet einen Jagdgrund dieser Art, mit welchem sich Abessinien entfernt nicht vergleichen kann, und noch dazu sehr viel näher an der Küste.

Große Viehheerden (die hockerige Rasse asiatischen Ursprunges, das Zebu) werden nicht nur von dem Masai, sondern auch von den ackerbautreibenden Stämmen gehalten. Ochsenfelle werden z. B. nicht geachtet, man kauft eine ganze Ochsenhaut für einige Pfennige Kleiderstoff; stattliche Ochsen kaufte Johnston am Kilimandjaro für 20 Mark per Stück.

Die Massai verwenden schöne starke Esel, abstammend von dem wilden abessinischen Esel, massenhaft als Zugthiere.

Da in Ost-Aequatorial-Afrika die Tsetsefliege nicht vorkommt, so könnte ohne Anstand auch Pferdezucht getrieben werden. In Samburu, nördlich vom Massai-Land, sind schon jetzt Pferde in Menge vorhanden und werden vielfach von dort nach Sansibar verkauft. Ziegen und Schafe sind ebenfalls im Ueberflusse vorhanden, ebenso Geflügel. Johnston kaufte in zwei Tagen 80 Stück Hühner von schöner Race, groß, ganz weiß, mit auffallend langen Schwanzfedern, tüchtige Eierleger, für Kleidungsstoff von Zweipfennigwerth das Stück.

Eine Zeit lang ernährte sich seine ganze Karawane von Straußen-

eiern,  
Strauße  
H  
einige  
man n  
D  
bauen  
wendur  
bächen  
disches  
aber a  
M  
vortref  
Spinat  
gedieh  
Weizen  
zeugun  
Plante  
hier a  
liege a  
kam m  
a larg  
F  
namen  
Bevölk  
F  
sammt  
stellend  
Aequa  
Momb  
F  
beim  
überlie  
land  
er erö  
genig  
F  
Folge  
werde  
Kriege

eiern, das Stück zu 1 Pfennig; im Oktober 1884 kaufte er 12 junge Strauße, das Stück für 1 Elle Baumwollstoff.

Honig kommt in Masse auf den Markt, ein großer Topf voll kostete einige Pfennig; das Wachs wird von den Eingeborenen weggeworfen, weil man nichts damit anzufangen weiß.

Die Pflanzenwelt bietet reichliche Nahrungsmittel. Die Eingeborenen bauen im Dschagga-Lande unter bewunderungswürdiger industrieller Verwendung eines großartigen Netzes künstlicher Abzweigungen aus den Schneebächen des Kilimandjaro, Bananen, Süßkartoffeln, Arum, Zuckerrohr, indisches Korn, rothe Hirse, Bohnen und Erbsen, etwas Reis, besonders gut aber auch Tabak.

Nach Jonstons Erfahrungen gedeihen europäische Vegetabilien ganz vortrefflich; er selbst säete Senf, Kresse, Rettig, Carotten, Bohnen, Erbsen, Spinat, Borasch, Sago, Tomaten, Gurken, Melonen. Alles blühte und gedieh erstaunlich. In Laweta säete und pflanzte er mit gleichem Erfolg Weizen, Kaffee, Citronen, Orangen, Mango, Cocosnuß. Nach der Ueberzeugung dieses Fachmannes sind alle Voraussetzungen für einen gedeihlichen Plantagenbau in Zuckerrohr, Kaffee, Thee, Cacao, Vanille und Chinin hier gegeben wie nirgendwo besser. Der Hauptwerth dieser Gegenden liege aber in ihrer agrikulturnellen Zukunft, sie seien bestimmt, die Kornkammern (granaries, S. 549) der Welt zu werden, „possessing over a large area a European climate.“

Für die Kolonisation von Ost-Aequatorial-Afrika führt Jonston namentlich auch die sozialen Zustände und Verhältnisse der eingeborenen Bevölkerung an.

Die Eingeborenen, die in den Bergen und Wäldern wohnen, gehören sammt und sonders jener nach Sprache und Körper eine Einheit darstellenden großen Bantufamilie an, welche fast ganz Afrika südlich vom Aequator vom Victoria-Nyanza bis zum Kap, von Fernando Po bis Mombas bewohnt.

In Ost-Aequatorial-Afrika waren sie weit früher ansässig als die Massai, beim Vordringen der letzteren zogen sie sich in die Hochlande zurück und überließen den Massai die Hochebenen. So ist heutigen Tages das Dschagga-Land eine Enklave im Massai-Gebiete. Der Bantu ist überall Ackerbauer, er eröffnet die meiste Aussicht auf Civilisation, ist industriös, strebsam, selbstgenügsam und fühlt sich instinktiv zum Weißen hingezogen.

Aber auch der bisher halb nomadisirende Massai-Stamm beginnt in Folge seiner Berührung mit dem Küstenhandel immer mehr festhaft zu werden, und überall da, wo dieses körperlich und geistig hoch ausgestattete Kriegervolk zum Ackerbau übergegangen ist, ist es eins der fleißigsten und

ehrbarsten Negervölker und einer der besten Einkäufer europäischer Handelsartikel geworden, wie z. B. der jetzt Wakuavi genannte Massai Stamm.

Das Massai-Land selbst, also das Land zwischen dem Victoria-Nyanffa und der Küste — mit Ausnahme der darin gelegenen Berge, welche die Bantu-Völker inne haben — erklärt Johnston (S. 425) als „the finest country in Afrika.“

Aktuellen Werth werden endlich noch die Kolonisationsvorschläge haben, welche Johnston zum Zweck der Erschließung von Ost-Aequatorial-Afrika für die Civilisation macht. Wir deuten dieselben hier nur noch kurz an.

Der Reisende bemerkt (S. 555), daß bei einer Erschließung des äquatorialen Afrika der Kilimandjaro das Centrum der Operationen sein müsse, theils wegen seines feinen Klimas, theils wegen der Umgänglichkeit seiner Bewohner, theils endlich, weil von hier bis zur Ostküste vollkommen sicher zu reisen sei. Ein guter Hafen an der Küste sei zu occupiren.

Die erste Station sei in Uambara, die zweite in Pare, die dritte in Ngweno anzulegen, die genannten drei Gebirgsländer seien zudem als unentbehrliche Glieder in der Kette um dessentwillen von besonderer Wichtigkeit, weil sie sammt und sonders gesunde Gegenden seien, mithin die Gesundheit der Reisenden von der Küste in das Innere verbürgen. Nach Gründung der Stationen könne sofort mit dem Handelsverkehr, auch noch ehe bessere Kommunikationswege im europäischen Sinne geschaffen sind, begonnen werden, da die einheimische Art des Transportes eine außerordentlich billige sei, indem ein kräftiger Suaheli-Träger für 5 Dollar pro Monat und 20 Pfennig täglichen Verpflegungsaufwandes leicht erhaltlich sei; im zweiten Jahr aber nach Anlegung von Kultivationen an den Stationen sogar auch letztere Ausgabe wegfallen. Von der Kilimandjaro-Station sei dann auf zwei Wegen weiter vorzudringen, dem einen Weg westlich am Meruberg vorbei gegen den Victoria-Nyanffa-See hin, dem zweiten Wege nördlich zum Baringo-See ungefähr auf der von Thomson eingehaltenen Route.

Bei diesem weiteren Vordringen nach Westen und nach Norden von der Kilimandjaro-Station aus, wofür z. B. wahrscheinlich noch nicht die erforderlichen Kapitalkräfte zur Disposition stehen, hofft Johnston zunächst auf den Forschungsgeist, die Jagdlust und den patriotischen Sinn der Jugend desjenigen europäischen Landes, welches klug und berechnend genug sein wird, die Civilisation von Ost-Aequatorial-Afrika unter seine Lebensziele aufzunehmen.

## Aruscha.

Nach Klein-Aruscha gelangte Dr. **Fischer** auf seiner Reise ins Massai-Land im März 1883, und auf seiner Heimkehr im Juli 1883.

Das von ihm bezogene Lager lag 700 Meter hoch.

In Klein-Aruscha giebt es das ganze Jahr hindurch Nahrung in Fülle (besonders Mais, Bohnen, Erbsen, Bananen, Bataten, Zuckerrohr) — der Viehstand sei aber gering.

Auf seiner Rückreise vom Naimascha-See kam Dr. Fischer am 10. Juli 1883 nach Groß-Aruscha am Meruberge.

Hier wohnen Wakuavi, ein Massai-Stamm, der sich mit Negern vermischt hat, von den reinen Massai aber zersprengt wurde.

Sie haben sich, seitdem sie durch ihren Sklavenhandel mit den Mohamedanern Feuerwaffen erhalten haben, den Massai fürchtbar gemacht, kein Massai wagt sich in ihr Gebiet. Auch sie unternehmen Raubzüge, um Vieh und Menschen zu erbeuten, welch' letztere sofort an die Mohamedaner als Sklaven verkauft werden.

Doch wird auch Ackerbau und Viehzucht getrieben.

Die Fischer'sche Expedition erreichte dann wieder am 22. Juli 1883 in Klein-Aruscha ihre alte Route, auf welcher sie an die Pangani-Mündung zurückkehrte.

---

## Kilimandjaro-Gebiet.

Von Klein-Aruscha zog **Fischer** (Massai-Land S. 14/15), anfangs längs des Kongaflüßchens hin dem 4000 Fuß hohen Litema-Gebirge zu durch baumloses Grasland, dann durch lichte Waldungen, durch die sich zahlreiche Bäche schlängeln, hierauf durch ein von vielen Heerden Gnu-Antilopen belebtes Savannenland und gelangte am dritten Tag — am 31. März — nach dem im äußersten Westen des Kilima gelegenen Dschagga-Staate Kombofo. Die Eingeborenen kamen den Fremden freundlich entgegen.

Man hatte einen prächtigen Blick auf die zum Kilima sich hinziehende lichtbewaldete Ebene mit zahlreichen Bächen, hierauf stärkeren Wald.

Das Wasser des Sonja-Baches hatte Mittags 12° R.

Am 7. März sah Fischer den Kilimandjaro wolkenfrei. (S. 16.)

Die östliche Spitze zeigt einen auffallenderen Unterschied in der Schneemasse, auf der domförmigen westlichen Spitze liegen zu jeder Jahres-

zeit dicke, nur durch schmale dunkle Streifen unterbrochene Schneemassen, die die ganze Kuppe einnehmen.

S. 17. „In Folge der zahlreichen Bäche, welche das am südlichen und südwestlichen Abhange des Kilima gelegene Dschagga-Land durchströmen, und in Folge der reichlichen Niederschläge ist dieses Gebiet natürlich von einer außerordentlichen Fruchtbarkeit. Zu jeder Zeit finden die Karawanen hier Nahrung in Fülle.“

Das Land ist feucht, kalt; — Morgens nach Sonnenaufgang waren nur 12° R.

## Das Massai-Land.

Thomson: „Durch Massai-Land.“ Leipzig 1885.

Am 10. August 1883 brach Thomson im Dschagga-Land auf zu seinem bemerkenswerthen Vorstöße in und durch das bisher noch eine terra incognita bildende Massai-Land, wobei jedoch nicht außer Acht zu lassen ist, daß er die Ehre der Entdeckung mit dem Deutschen Dr. Fischer, der eine große Strecke weit einen von uns gleichfalls in diese Sammlung aufgenommenen Parallelmarsch unternahm, zu theilen hat.

Nördlich vom Kilimandjaro dehnt sich zunächst die Njiri-Ebene aus. Es ist dieses eine nördlich von dem 5700 Meter hohen Bergriesen Kilimandjaro sich erstreckende nahezu 300 Kilometer lange und 30—60 Kilometer breite Bodensenkung oder Mulde, welche auf beiden Seiten von 2000—3000 Meter hohen, aus schwarzer Lava bestehenden Plateaurändern eingefast wird, die stellenweise so steil ansteigen, daß der Verkehr zwischen dem Hoch- und Niederland nur auf den abschüssigen Pfaden möglich ist, die das Vieh der dortigen Hirtenstämme oder das zahlreiche Wild im Laufe der Jahrhunderte ausgetreten hat.

Diese Mulde enthält (S. 245) Teiche und Sümpfe mit Salztheilen, weiterhin Strecken mit einer reinen weißen Kruste von Natron und Salpeter.

Weiterhin (S. 247) traf man große, schöne Rinderheerden.

Auch wo die Gegend öde und unfruchtbar ist, birgt sie wenigstens Wild in außerordentlicher Fülle, so Straffen, Gnu, Zebras, Löwen, auch Büffel und Elephanten. Thomson erzählt uns in seinem Buche häufig und mit Begeisterung von seinen Erfolgen in diesem Jagdparadiese, so z. B. auf Seite 251/252, wo er schreibt: „Ich jagte um den Fuß des Doenje-Grof und bei meiner Rückkehr konnte ich auf meine wirklich bewunderns-

werthe  
4 Unt  
Opfer  
gewöhn  
Lande  
Elepha  
einen  
höhe r  
Meine  
versorg  
Tage  
D  
revier,  
er vor  
S

B  
den D  
In  
bisher  
genüht  
D  
aber ei  
unter  
In  
unbekan  
Dams,  
S  
erfreute  
Na  
tane D  
zu Tau  
dessen  
vögeln  
Th  
er habe

werthe „Strecke“ hinweisen, welche 4 Rhinoceros, 1 Giraffe, 4 Zebras und 4 Antilopen aufwies, welche alle innerhalb 6 Stunden meiner Büchse zum Opfer gefallen waren. Das wird dem Leser eine Vorstellung von der ungewöhnlichen Häufigkeit und Mannichfaltigkeit des großen Wildes in diesem Lande geben. Auch sahen wir einige Büffel und zahlreiche Fußspuren von Elephanten. Ein Elephantenjäger von der Küste schloß am gleichen Tage einen von mir auch gesehenen Elephanten. Derselbe hatte eine Schulterhöhe von 3,1 Meter, und die beiden Zähne wogen wenig unter 90 Kilo. Meine Jagdbeute ersparte uns mehr als eine Traglast von Waaren und versorgte meine eigenen Leute und die halbe Pangani-Karawane mehrere Tage hindurch mit nahrhafter Kost.“

Der oben genannte Berg Doenje-Grof ist indessen nicht bloß Jagdrevier, sein oberer Theil ist vielmehr mit Massai-Heerden dicht besetzt, da er vortrefflichen Weidegrund bietet.

S. 264 schildert er den Blick von dem Hochlande von Kapte:

Die Situation ist mehr europäisch als mittelafrkanisch, saftiges Gras, heimathlicher Klee, Bäume, denen der gemäßigten Zone ähnlich.

Büffelheerden, Elephanten, Rhinoceros zeigen freilich, daß wir hier in den Tropen sind.

In Ngongo sind undurchbringliche Wälder, keine Karawane vermochte bisher hier sich Eingang zu verschaffen, das Elfenbein vermodert hier ungenützt!

Die Tage sind zwar hier recht heiß (25 Grad R.), die Nächte bringen aber eine köstliche Kühle von 4—5 Grad R., einmal fiel das Thermometer unter den Gefrierpunkt.

In den hochliegenden Gegenden von Kikuju (S. 272) ist Trockenheit unbekannt, überall herrscht eine erstaunliche Fruchtbarkeit, süße Kartoffeln, Yams, feiste Schafe und Ziegen sind in ungeheuren Mengen da.

Später (S. 287) traten die Coniferen der gemäßigten Zone auf, doch erfreute auch eine Heerde von 10 Elephanten (S. 292) die Reisenden.

Nachdem Thomson sich an der herrlichen Aussicht von dem alten Vulkan Doenje-Longona aus erfreut (S. 295), dann weiter schreitend Zebra zu Tausenden selbst gesehen, erreichte er den

Naiwascha-See,

dessen Oberfläche sich als eine lebendige Masse von Enten und Wasservögeln darstellte.

Thomson bemerkt, daß dieses Dr. Fischers letzter Punkt gewesen sei, er habe umkehren müssen, weil seine Vorräthe auf  $\frac{1}{4}$  herabgeschmolzen,

und derselbe sich außerdem dadurch, daß er sein Lager zu nahe am See errichtete, Fieberanfalle zugezogen habe. (S. 298.)

Der See liegt 180 Meter hoch, hat 19 Kilometer Länge und 14 Kilometer Breite, drei kleine Inseln erheben sich aus seiner Mitte — sein Wasser ist süß (S. 306) — in der Nähe besuchte Thomson auch Dampf-löcher. (S. 303.)

Auf Wegen, getreten von Myriaden Vieh, wendete er sich dann nach dem Kenia.

Ein herrlicher Weidgrund, eine liebliche Landschaft, strotzend von reichster Ueppigkeit, wurde durchzogen. (S. 319.)

Imposante Massen eines Hochlandes traten auf, von Thomson die Ueberdure-Kette genannt, 3660—4270 Meter hoch. Dieses Hochgebirge wirkt natürlich weithin auf die Temperatur, das Gras war mit Reif bedeckt, einige Kilometer vom Aequator wurde der Ueberzieher unentbehrlich!

Endlich kam ein schimmernder weißer Pic mit glitzerenden Facetten in Sicht, es war

der Kenia. (Siehe auch S. 90 dieser Denkschrift.)

Näher schreitend kam man zunächst an einen herrlichen Wasserfall vorüber, der „Thomson-Fall“ getauft wurde (S. 335), und endlich genoß man (S. 343) von einer Höhe von 1740 Meter aus den vollen Anblick des 5640 Meter Höhe erreichenden Kenia vom Gipfel bis zum Fuße.

„Bis zu einer Höhe von 4600 Meter über dem Meere (2866 m über der Hochebene) ist der Böschungswinkel außerordentlich gering, zwischen 10 — 12°, in dieser Höhe von 4600 m erhebt sich aber der Berg plötzlich unter einem starken Neigungswinkel zu einer zuckerhutartigen Spitze, welche seiner Höhe noch 1040 m hinzufügt.

Thomson war überrascht, in dieser Gegend eine große Menge Kameele zu finden, welche den Galla im Nordosten geraubt worden waren. Auch mit dem Pferde sind die Massai bekannt, welches sie Burta nennen. (S. 345).

Die Expedition wendete sich dann in nordwestlicher Richtung nach dem Baringo-See; in diesem gewaltigen Länderstriche zwischen Kenia und Baringo-See wohnen jedoch keine Menschen (S. 346), obwohl das Land einem Netze funkelnder Bäche gleicht und das Wild reichlich vorhanden ist (S. 347); Thomson selbst schoß zwei schöne Stiere. (S. 349).

Endlich hatte man den zwischen dem Aequator und dem 1.° nördlicher Breite liegenden „geheimnißvollen“

Baringo-See

erreicht. Thomson macht (S. 350) von diesem See folgende Beschreibung:

D  
"  
Meeres  
wänd  
In der  
gleich  
Fast i  
kleiner  
einer g  
S  
Ul  
aus w  
W  
und de  
des Ho  
nördlic  
D  
die T  
gewese  
S  
beizum  
W  
gebirgi  
Alles  
S  
Wälde  
Landsc  
Ziegen  
auf W  
blumen

„Ich habe in meinem Leben auf viele wunderbare, packende Seelandschaften in Afrika herabgesehen; ich habe den Nyassa bewundert von den Bergen im Norden, den Tanganika im Süden, Osten und Westen, den Leopold-See von den Bergen von Tipe, aber keine dieser Ansichten kann an Schönheit, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit auch nur annähernd mit der Landschaft wetteifern, welche sich jetzt vor mir auf dem Rande des Hochlandes von Leikipia ausbreitete.“

Thomson fährt dann beschreibend fort (S. 351):

„Man stelle sich eine Mulde oder Bodensenkung von etwa 1200 m Meereshöhe und 30 km Breite vor, an deren beiden Seiten zwei Bergwände in sehr großer Steilheit zu einer Höhe von 2700 m aufragen. In der Mitte dieser Bodensenkung liegt eine funkelnde Wasserfläche, strahlend gleich einem Spiegel in den kräftigen Strahlen der tropischen Sonne. Fast in ihrer Mitte erhebt sich eine malerische Insel, umgeben von vier kleineren Inseln — gleich einer Gruppe von natürlichen Smaragden in einer glitzernden Schale polirten Silbers.“

Im X. Kapitel, S. 359 u. folg. folgt dann eine

Allgemeine Beschreibung des Massai-Landes und Volkes, aus welcher wir Folgendes hervorheben:

Außer in der unmittelbaren Nähe der hohen Berge (z. B. des Meru und des Doenje-Engai) ist das Land unbewohnt. Auch der größere Theil des Hochlandes Leikipia ist ganz unbewohnt, da die Massai sich aus dem nördlichen Theil zurückgezogen haben. (S. 359, S. 364.)

Der Charakter des Landes ist hinlänglich gekennzeichnet, wenn man die Thatsache festhält, daß es der Schauplatz vulkanischer Thätigkeit gewesen ist. (S. 362.)

Ein besonders hoher Werth ist der Kenia- und Aberdare-Bergregion beizumessen. Ueber dieses Hochplateau wird S. 363 gesagt:

Eine entzückendere Gegend ist schwerlich in ganz Afrika vielleicht nicht einmal in Abessynien.

Wenn auch durchschnittlich 1800 m hoch gelegen, ist sie doch nicht gebirgig, sondern zeigt wogenförmige, schwellende Flächen und enthält Alles, was nur eine Landschaft angenehm machen kann.

Hier erblickt man dichte Strecken blühender Gebüsche, dort herrliche Wälder, bald durchwandert man eine parkartige, von Rudeln Wild belebte Landschaft; und dort wandern wieder große Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen knietief in üppiger Weide. Das Auge verweilt auf Nadelhölzern, auf Wäldern fichtenartiger Bäume und überall kann man Heideblumen, süßriechenden Klee, Anemonen und andere bekannte Blumen sich

zu Sträufen winden. Vergeblich schaut man aus nach anmuthigen Palmen, die in den bilderreichen Vorstellungen des ungereiften Reisenden eine so große Rolle spielen. Das Land ist mit einem Netze geschwätiger Bäche und Flüsschen bedeckt, welche in Leikipia zu dem geheimnißvollen Guasi-Njiro zusammenfließen, während sie in Kituju den Tana-Fluß bilden, welcher durch das Galla-Land zum Indischen Ozean fließt und weiter im Süden, in Kapte, die Wasserläufe sich zum Flusse Athi vereinigen, welcher durch Ukumbani zum Flusse Sabaki fließt.

Hinsichtlich der klimatischen Verhältnisse müssen noch folgende Punkte hier hervorgehoben werden:

Trotz der reichen Bewässerung des Landes ist die in Tropengegenden oft so lästig fallende Regenmenge hier sehr gering, nur im Februar, März und April fallen die Regen. In 14 Monaten wurde die Expedition nicht 10 Mal vom Regen überrascht. Es existiren durchaus keine Moräste mit schädlichen Ausdünstungen, vielmehr ist die Luft stets trocken und kräftigend und die Winde bringen erfrischende Kühle. Die nur mäßig warmen, oft aber auch sehr kalten Nächte richten den Menschen vollends wieder auf. (S. 365.) Die schroffen Aenderungen in der Temperatur werden nicht lästig, weil die Luft so trocken ist.

Der Abschnitt schließt mit einer interessanten wissenschaftlich sehr werthvollen Darstellung des eigentlich zwischen dem 1.<sup>o</sup> Nordbreite und 5.<sup>o</sup> Südbreite in einer Breite von 150 Kilometer (gleich 1½ Längengrade) sesshaften Halb-Nomadestammes der Massai selbst, in allen seinen Eigenthümlichkeiten, die wir hier übergehen müssen.

Wir heben daraus nur hervor, daß Thomson die Massai nicht für Neger, sondern für Hamiten erklärt (es herrsche am Nil und in Nordafrika dieselbe Sprache), sie seien namentlich mit dem [Bantu-Stamme nicht verwandt, nähmen vielmehr einen höheren Rang in der Stufenfolge des Menschengeschlechts ein, sie besitzen den ersten Anfang einer Regierung. Sie besitzen ferner Anstand, rednerische Gewalt, Ordnungsliebe und ein Schickslichkeitsgefühl beim Redekampf, kurz eine Menge Eigenschaften, um welche man sie nach Thomsons Meinung (S. 386) heutigen Tages in den europäischen Parlamenten beneiden könnte.

Vor seiner Rückkehr trat Thomson vom November 1883 bis Januar 1884 vom Baringo-See noch einen Seitenmarsch westlich bis zum Gestade des Viktoria-Nyanza-See's an und zurück zum Baringo-See, welchen wir gesondert zur kurzen Darstellung bringen.

Zum Baringo-See alsdann zurückgekehrt, trat Thomson nach einer Rast von einigen Wochen unter dem 22. Februar 1884 den Rückweg zur Küste an. Die furchtbaren Strapazen einer ständigen Reise seit August

1883  
6 Wochen  
E  
tungen  
S  
Kilima  
Ukamb  
als:

bezeichn  
An  
in Rab  
D  
schadet,  
um den

An  
bei Fri  
durchzo  
W  
4. Gra  
S. 396  
umfaßt,  
westlich  
S. 267  
Massai-  
An  
Reise h  
In  
land, th  
zeigten  
hohe B  
und m  
ganze S  
Ngurum

1883 riefen schließlich eine Dysenterie hervor, an welcher er während 6 Wochen auf der Rückreise litt.

Er war daher nicht in der Lage, auf der Rückreise viel neue Beobachtungen zu machen.

Südlich vom Naiwascha-See schlug er indessen — mit Umgehung des Kilimandjaro — eine neue Route mehr südöstlich in der Richtung auf Ukambani ein, die ihn durch das Gebirgsland Ulu führte, daß er (S. 514) als:

„dicht bewohnt, fruchtbar, gut angebaut, mit zahlreichem Vieh ausgestattet,“

bezeichnet.

Am 21. Mai 1884 war er wieder in Ndara (S. 516), 3 Tage später in Kabai, hierauf in Mombas.

Daß Thomson durch diese gewaltige Reise sich körperlich nicht geschadet, geht daraus hervor, daß wir ihn ein Jahr später am Venue treffen, um den Erfolgen der Flegel'schen Expedition entgegen zu arbeiten.

### Das Massai-Land

(nördlicher Theil).

Am 2. April 1883 brach Dr. Fischer („Das Massai-Land.“ Hamburg bei Friedrichsen, 1885) vom Dschagga-Lande aus auf gegen Norden, und durchzog diesen Theil des Massai-Landes bis zum Naiwascha-See.

Wenngleich das Massai-Land nach Krapf (II. S. 269) bis zum 4. Grad Südbreite reicht, und nach Johnston („Kilimandjaro,“ 1886, S. 396) sogar das deutsche Schutzgebiet Nguru (6. Grad Südbreite) mit umfaßt, so wird doch vorzugsweise, so auch von Fischer, das nördlich und westlich vom Kilimandjaro bis zum 2. Grad nördlicher Breite (Krapf, II. S. 267; Johnston a. a. D., S. 396) gelegene Land schlechtweg als das Massai-Gebiet beschrieben.

Aus den Einzelheiten der Schilderungen Fischer's über seine Massai-Reise heben wir hervor:

Im April 1883 zog man meist durch üppiges, fast baumloses Weideland, theilweise auch durch öde, ausgedörrte Flächen (S. 18 u. ff.); an Wild zeigten sich Giraffen, Zebra und Gnu. Man erreichte das 1800—2000 m hohe Bergland Matioma (S. 22), den schönen 8000 Fuß hohen Geleiberg und machte in dem, von ackerbautreibenden Wakuavi bewohnten, das ganze Jahr hindurch wohlbewässerten, am Fuß des Gebirgszuges belegenen Nguruma eine 7 tägige Rast.

Es herrscht in diesen Gebieten ein großer Rinderreichthum, oft begegnen den Karawanen Rinderheerden in der Zahl von tausend Stück (S. 36).

Weiter folgte ein welliges, von einzelnen Hügeln überragtes 1600 m hohes Hochland, in welchem es bei viel Regen sehr kühl war, und ein kurzer, saftiger Grasteppich die Bodendecke bildete (S. 42).

Nach 53 Marschtagen, 82 Tage seit dem Ausbruch von Mauri, am 11. Mai 1883, erreichte Fischer den äußersten Punkt seiner Reise, nämlich den Naiwascha-See (S. 42). Ein herrlicher Blick! Eine üppige Trift, domförmige Hügel, darauf zahlreiche Massai-Lager wie schwarze Punkte hingestreut, überall zahlreiche Rinderheerden und dazu der von Hügelzügen und einzelnen Bergen umgebene Naiwascha-See, der noch ein halb Mal so groß, wie der Züricher See ist. Es ist ein Hochlandssee ohne Ausfluß, mit einer Umgebung von Bimssteinen und Schlacken. Die Wasserwärme bei Sonnenaufgang war  $15\frac{3}{4}^{\circ}$  R. Die Luftwärme Nachts im Minimum war  $8\frac{1}{2}^{\circ}$  R.

Ein Fieberanfall, dem Fischer durch Verlegung seines Lagers, 30 m über dem nördlichsten Ende zu spät vorbeugte, sowie der Umstand, daß von 40 Lasten Eisendraht bereits 30 Lasten, von 25 Lasten Perlen bereits 20 Lasten durch Tributzahlungen verausgabte waren, endlich der Umstand, daß die Träger den Weitermarsch aus Furcht vor den Massai verweigerten, zwang, an den Rückmarsch zu denken.

Den nördlichsten Punkt des Sees beschreibt Fischer's Karte: „herrliches Weideland, Löwen, Hyänen, Zebra, Gazellen.“

Der daselbst sesshafte Häuptling Kidaru besitzt 200 Rinder und 1000 Schafe und Ziegen (S. 44).

Die Temperatur daselbst war Nachts  $9\frac{1}{2}^{\circ}$  R., einmal sogar  $7\frac{1}{4}^{\circ}$  R., das Tagesmaximum war  $18\frac{1}{2}^{\circ}$  R.

Im Westen des Sees sind große Waldungen; die stark bewaldeten Berge Kikujus namentlich bewirken, daß während eines großen Theiles des Jahres Regen fällt.

Am 7. Juni 1883 wurde der Rückmarsch wirklich angetreten (S. 46).

Wieder ging es durch herrliches Weideland mit viel Wild, im Sussua-Distrikte traf man heiße Quellen — in einer Schlucht eine Dampfsäule von 10 Fuß Höhe (S. 48), man zog dann an dem östlichen Ufer des 50 englische Meilen langen und 10 englische Meilen breiten Natronsees (Wassertemperatur  $40^{\circ}$  R.) entlang; ein schönes, reizvolles Bild, obwohl eine Vegetation ganz fehlte — im Osten die Gelei- und Kitumbia-Berge, im Süden der schroff ansteigende, noch aktive, sich unvermittelt aus der Ebene erhebende Vulkan Doenjo-Ngai. Er hat eine Pyramidengestalt mit schroff abfallenden glatten Wänden, der Krater an der nördlichen

Seite  
spitze  
öde u  
bemer  
Nachts  
letzte  
man  
Erde  
Gegen  
Strau  
hoch,  
Massa  
legen  
und i

um d

Afrika  
gen, d  
Nr. 9  
lassun  
okkup  
Ngur  
zu de  
eigne

Seite, welcher zwei seitliche Begrenzungen, die aussehen, wie zwei kleine spitze Dreiecke hat, ist gut sichtbar; außer Moos keine Vegetation, das Land ist öde und trocken, graue Lavamassen sind das einzige Gestein. Dr. Fischer bemerkte nur einmal etwas Rauch aus dem Krater aufsteigen, doch sollen Nachts zuweilen feurige Streifen sichtbar und Getöse hörbar sein. Der letzte Ausbruch erfolgte im Dezember 1880. Vier Tagereisen weit hörte man damals donnerartiges Getöse, starke Rauchmassen stiegen auf; die Erde zitterte so, daß Stehende zu Boden fielen und die Massai aus der Gegend flohen.

Von Seiten der Eingeborenen wird hier Salz gestochen.

Wildreichthum herrscht in der Nähe (Kuhantilopen, Elenantilopen, Strauße, Hasen, Warzenschweine, Kiebitze, Kienvögel, Flughühner).

Am 7. Juli 1883 kam man in das Bergland von Mondul, 1400 Meter hoch, und erreichte dann Kisongo, den letzten Distrikt, wo jährlich jederzeit Massai anzutreffen sind. (S. 53.)

Hierauf folgt der Meruberg (nach S. 126, Jonston, 14,700 Fuß, gelegentlich aber selten mit etwas Schnee bedeckt).

Im Südwesten umsäumt den Berg waldiges, sehr wildreiches Land, und im Walde liegen viele große Grasplätze.

(Nach Jonston a. a. O. ist der Berg von einem gebildeten Volk, von Ackerbauern aus dem Bantustamme bewohnt; an seiner Basis wohnen Massai-Stämme, welche große Viehzüchter sind und deren Heerden sich über die großen Ebenen zwischen Merue und Kilima an den oberen Gewässern des Pangani, hier Rufu genannt, ausbreiten.)

Die Expedition Fischer's wendete sich dann nach Groß-Uruscha.

S. 25 u. ff. giebt Fischer eine interessante Schilderung des „im Kampfe um der Kinder willen freudig sterbenden“ Hirtenvolkes der Massai.

### Massai-Land

(südlicher Theil).

Der englische Arzt **Baxter**, welcher fast 6 Jahre im östlichen Central-Afrika zubrachte, machte über weiter südlich gelegene Landschaften Mittheilungen, die in den „Proceedings of the R. Geograph. Society“ (London 1883, Nr. 9, S. 538) veröffentlicht wurden. Er besuchte einige Massai-Niederlassungen, die, im südlichsten Theile des von diesem kriegerischen Volke okkupirten Gebietes, nahe den Nordgrenzen des deutschen Schutzgebietes Nguru, belegen sind. Betreffs des Klimas jener Gegend glaubt Baxter sich zu der Ansicht berechtigt, daß Europäer sich, bei Beobachtung geeigneter Verwahrung gegen die Sonne, hier einer eben so

guten Gesundheit zu erfreuen vermögen, wie zu Hause; denn die Malaria existirt hier nicht, da das Land über 1000 Meter über der See liegt; während fünf Monate fallen gelegentliche Regen, der Rest des Jahres aber ist außerordentlich trocken.

### **Generelles über die Länder der Galla, Massai und Somali.**

Dr. Fischer („Mehr Licht im dunklen Welttheil“ S. 97.)

Die von Galla, Massai und Somali bewohnten Gebiete gehören zum großen Theil zu den fruchtbarsten und für den Europäer zuträglichsten, welche das tropische Afrika aufzuweisen hat.

Es sind das die zwischen den ostafrikanischen Schneebergen, dem Kap Guardafui, dem Victoria Nyanza und Abessinien gelegenen Länder, deren Hochplateau 5000—6000 Fuß über dem Meere liegt, während die Gebirge und Pies sich bis zum ewigen Schnee erheben.

Die Veränderungen im Klima, in den Regenverhältnissen und in der Vegetation beginnen in einer Höhe von 1400 Metern.

In den nördlichen Theilen dieses Territoriums ziehen die Eingeborenen bereits einen ausgezeichneten Kaffee, auch Gold kommt dorthier und das meiste Elfenbein findet sich in diesen Gebieten, die er zum Theil selbst kennen lernte.

Cameron (in der „Revue Coloniale“ 1885, Dezemberheft S. 42):  
„Der von Thomson entdeckte Osten des Victoria-Sees und die Hochlande bis Abessinien hin sind ein Gebiet, wo wir in Kurzem eine europäische Kolonisation finden werden, so gesund, reich und prosperirend wie Brasilien.“

### **Das Ländergebiet zwischen dem Baringo-See und Victoria-Nyanza-See.**

Dasselbe bereiste Thomson „durch Massai-Land, Leipzig 1885“ in der Zeit von Anfang November 1883 bis Januar 1884.

Er berichtet darüber:

In der Landschaft Ndjemp, südwestlich am Baringo-See, traf er zahlreiche künstliche Kanäle zur Bewässerung; er lobt die „besondere Ehrlichkeit“ der Einwohner.

Auch im Wakamasia-Lande sind die Bäche der Gegenstand einer göttlichen Verehrung. (S. 433.)

Als man allmählich dem Victoria-Seegebiete sich näherte, fand man im Kwa-Sundu-Lande die Lebensmittel überraschend billig und anscheinend unererschöpflich. (S. 433.)

Mehl für 1 Tagesration für 4 Leute kaufte man für eine Perlschnur, süße Kartoffeln für 8 Mann um denselben Preis.

Ein Schaf kostete 15 Perlschnüre, eine Ziege 20 Perlschnüre.

Man durchzog wiederum (S. 437) prächtige Graswiesen und traf überall zahlreiches Vieh.

Im Kavirando-Lande, im Dorf Seremba, traf man eine große Industrie in Eisen, zu der das Erz durch regelmäßigen Bergbau in einer nördlich gelegenen Hügelkette gewonnen wird. (Man verfertigt Eisendraht mit schöner Silberpolitur, Hacken, Speere, die in der ganzen Provinz in Handel kommen.)

Endlich (S. 442.) erreichte man die glitzernde Bai des großen Sees, und damit den Endpunkt der Reise. (72 Kilom. oder 45 engl. Meilen vom Nil.) Das Vorwärtsschreiten nach dem noch 2 Tage entfernten Uganda schien Thomson gefährlich. (Vergl. dessen Brief an die Times vom 18. Februar 1886. Die dort über die deutschen Annexionen gebrauchten Ausdrücke „shameful and unjust,“ richten sich nach dem Obigen durch sich selbst, sind aber im Munde eines sonst so bedeutenden Mannes recht beklagenswerth.)

Bekanntlich mußte Bischof Hannington, der im October 1885 von hier aus nach Uganda vordringen wollte, diesen Vormarsch mit dem Leben büßen. —

Auf dem Rückmarsch zum Baringo-See traf Thomson am 30. December 1883 im Elgon-Gebirge eine Masse 4—5 Fuß hoher, in dem Felsen durch Menschenhand künstlich ausgehöhlter, von Menschen bewohnter Höhlen. (S. 457.)

Er vermuthet, daß hier in dunkler Vorzeit eine, in Künsten und Civilisation hoch entwickelte Rasse (etwa gar die alten Egypter) nach kostbaren Steinen oder vielleicht nach kostbarem Metall gegraben habe. (S. 458.)

Beim Weitermarsch traf er wieder eine Gegend (S. 470.), in welcher künstliche Kanäle das Wasser von weiter Entfernung herbeiführten, um die unten liegenden Aecker zu bewässern.

Dann bemerkt er Seite 474:

Ueber das Sudland hinaus liegt Engobot, welches erst seit wenig Jahren dem Küstenhandel geöffnet ist.

Dann kommen 130 Kilometer unbewohnten Waldes, in welchem Elephanten unbelästigt umherschwärmen und Elfenbein unberührt verrotten soll. Hier kann man einen Zahn, der 3000 Mark werth ist, umsonst auflesen — da das Volk keine Handelsbeziehungen hat.

Ueberhaupt (S. 477.) liegt nördlich vom Baringo-See eine Gegend von höchster Bedeutung und Wichtigkeit, deren Erforschung

durchaus nöthig ist — in 14 Tagen könne man da vermuthlich leicht einen Werth von 20,000 Mark Elfenbein erschließen. Am Baringo-See selbst, zu welchem Thomson schließlich zurückkehrte, erlegte er noch selbst in 10 Tagen 6 Zebras, 4 Rhinoceros, 4 Büffel, 3 Elephanten, 1 Giraffe und 1 Antilope.

### Ukamba-Land und Kenia.

Gleichwie den Kilimandjaro erstmals ein deutsches Auge erblickte, so verhält es sich auch mit dem Kenia (vergl. S. 82 dieser Druckschrift).

Das Ukamba-Land (Ukambani), dessen äußerste nördliche Grenze der Kenia bildet, besuchte **Krapf**, „Reisen in Ostafrika, Kornthal 1858,“ zweimal, nämlich im November und Dezember 1849 (Bd. II. S. 135—195) und vom 11. Juli bis 30. September 1851 (Bd. II. S. 195—274).

Die durchreisten Gegenden schildert er als schwach bevölkert, von Duruma bis Manegu fand er gar keine Menschen.

Der Durchschnittscharakter des Landes sei sehr wenig Wald, in manchen Gegenden sei das Holz sogar sehr rar, aber desto geeigneter sei das Land für Ackerbau und Weideplätze. Wild: Elephanten, Giraffen, Antilopen u. treffe man in Masse. Von Rabbai (hinter Mombas) bis zum Kenia seien es ungefähr 100 Stunden.

Er überschritt den Adi, einen schönen Seitenfluß des Sabaki.

Den Kilimandjaro sah er öfters im fernen Westen.

Er durchzog Kitumbulio und Kitui.

Den schneebedeckten Kenia sah er am 4. Dezember 1849, nachdem er von Kiwoi (deutsch: „Rauchberg“) aufgebrochen war. (Bd. II. 167.)

„Der Berg erstreckt sich von Ost nach Nordwest bis West. Er erschien mir wie eine ungeheure Mauer, auf deren Spitze ich zwei große Thürme oder Hörner erblickte, welche nicht weit von einander stehen und dem Berg ein imposantes Ansehen geben. Der Gipfel ist nicht, wie der Kilima, kuppelähnlich, sondern dachstuhlartig.“

II. 213: Gegen Nordwesten erhebt sich das Land immer mehr, so daß ich glaube, die Basis des Kenia sei 5—6000 Fuß über der Meeresfläche, die relative Höhe 12—13000 F., also absolute Höhe 18—19000 F.

Das Schneewasser führt den Flüssen immer frisches Wasser zu, welche sonst in der heißen Zeit vertrocknen würden. (II. 223.)

S. 219. Nächstlich von Baringo ist das Land der Wamaa-Stämme, welche viel Landbau und Viehzucht treiben. Dieselben haben so viel Kühe, daß sie mit dem Melken derselben erst um Mittag fertig werden.

S. 220. Die Länder von Kiremia sind am leichtesten von Brawa aus zu erreichen, an ihren Bergen wächst viel Welschkorn und Zuckerrohr.

S. 221. Der Berg Kidimni bei Kiwoi bot eine herrliche Aussicht und eine kühle Luft.

S. 227. Das Land erhebt sich immer mehr, aber auf sanfte Weise, so daß isolirte größere und kleinere Berge aus der unermesslichen Ebene hervorragen.

Von Kidimni an ist keine menschliche Wohnung mehr bis zum Tana, auf eine Entfernung von 34—36 Stunden.

Die Wakuavi, die früher in dieser Wildniß nomadisch umherzogen, wurden von den Massai und Wakamba vertrieben.

Nachher kam Krapf in sehr schönes Land, das zum Ackerbau und zur Viehzucht sehr geeignet wäre, auch mit Bächen sehr guten Wassers ausgestattet ist. (S. 228.)

Man durchschritt dann die Wildniß Mbiti (deutsch: Gras), die mit großen Heerden Antilopen bevölkert ist, kam an Berg Datr, den früheren Hauptsitz der Wakuavi. (S. 229.)

Der letzte Punkt war der starke Zuflüsse vom Kenia erhaltende Tana, der schon hier schiffbar ist, da der in er trockenen Jahreszeit mannstief, in der Regenzeit aber hier 6—8 Fuß tief ist und in Folge der Schneezuflüsse niemals austrocknet.

Den Charakter der Bevölkerung — der Wakamba — schildert Krapf als „geschwätzig, lärmend, unzuverlässig und habgierig — andererseits seien sie aber auch wiederum muthig, unternehmend, ausdauernd, oft großmüthig. Das Bewußtsein ihres Reichthums und ihrer Unabhängigkeit mache sie stolz und aufbrausend.“ (II. 262.) Dieser Reichthum kommt daher, daß sie die Mittelpersonen zwischen dem Innern und der Küste sind — sie gehen 100 bis 200 Stunden in das Innere zum Elfenbeinhandel. (I. 232.) Sie leben meist von Fleisch und Milch, sind aber keine Nomaden. (I. 234.) Sie gehören zu dem großen südafrikanischen, vom Aequator bis zu den Kaffern reichenden Sprachstamm, von Krapf „orphno hamitisch“ (schwarzbraun hamitisch, im Gegensatz zu nigro hamitisch, schwarz hamitisch), heutigen Tages Bantu-Völker genannt.

Alle Arbeiten (Bebauen des Landes, Holen des Holzes, Mahlen des Mehls etc.) liegen den Frauen ob.

Krapf schätzt den ganzen Stamm auf 70,000 Seelen.

Krapfs Absicht war, in diesem Ukamba-Lande eine Station zu errichten. An dieser von ihm in dieser Richtung entwickelten Thätigkeit wird nun heutigen Tages fortbauen:

Die evangelisch-lutherische Mission für Ostafrika in Bayern, eine in Nürnberg zusammengetretene Vereinigung, welcher bereits in einem hohen Oberkonsistorial-Erlaß vom 13. Januar ds. Js. die Genehmigung erteilt ward, der auf ihre diesbezügliche Eingabe erging, und in welchem es heißt, daß das Kgl. Oberkonsistorium „von dem in dem Berichte dargelegten zeitgemäßen Plane mit lebhaftem Interesse Kenntniß genommen habe und dem Unternehmen den göttlichen Segen wünsche.“

In einer zur näheren Begründung dieses Missions-Unternehmens in Deutsch-Ostafrika erschienenen Brochüre (Separatabdruck des Nürnberger Missionsblatts 1886, Nr. 2 und 3) obigen Titels heißt es S. 16/17:

„Für diejenigen, die gerne wissen möchten, wo und unter welchem Volke in Ostafrika wir missioniren wollen, geben wir hier zum Schlusse noch einige Mittheilungen über das Wakamba-Volk, dem unsere Missionsarbeit zunächst gewidmet sein soll.

Das von uns in Aussicht genommene Land Ukambani erstreckt sich nordwestlich hinter Mombas zum Kenia-Berg und dem Tana-Flusse hin. Beide hat Dr. Krapf auf seiner zweiten Reise nach Ukambani gesehen, und von dem Wasser des Tana getrunken. Die Wakamba werden auf etwa 80,000 Seelen geschätzt; sie sind in ihrer eigentlichen Heimath ein ackerbauendes Volk; die weite von den Zuflüssen des oberen Sabaki-Flusses durchzogene und bewässerte Hochebene gewährt ihnen dazu hinreichend Platz und mehrentheils fruchtbaren Boden. Außerdem treiben Viele von ihnen auch Handel, namentlich mit Elfenbein, das sie aus den noch ferneren, sehr elefantenreichen Strichen zur Küste bringen. Sie sind deshalb wohlhabend und zum Theil auch weltgewandt. Freilich neigen sie dadurch auch zur Ueppigkeit, haben sich das Sklavenhalten angewöhnt und begehen in neuester Zeit auch Einfälle in die Nachbarländer, wie sie denn z. B. das Teita-Land fast ganz entvölkert haben. Für die Mission sind sie, nach Krapf und Grundemann, deswegen von so großer Wichtigkeit, weil sie in Ostafrika weit herumkommen und deswegen auch im bekehrten Zustande der Verbreitung des Evangeliums in Gegenden, wo bis jetzt noch kein Europäer hingekommen, außerordentlich nützlich sein könnten.

Ein kleiner Theil dieses Volkes hat sich aus dem Innern, aus seinem eigentlichen Heimathlande, bis an die Küste bei Mombas hingezogen und lebt dort von Ackerbau und Viehzucht. Sie sind fleißiger, als z. B. die Wanika, und bringen ihre Producte auf den Markt nach Mombas. Hier im Wanika-Lande, in ihren zerstreuten Dörfern, lernte Krapf sie kennen und erlernte auch ihre Sprache. Er hat das Evangelium Marci in ihre Sprache, das Kikamba, übersetzt und drucken lassen; ebenso das Evangelium Mathäi. Diese beiden Schriften würden unseren Missionaren zunächst ein

Anhal  
Wafan  
in die  
die vie  
mit ih  
im An  
mit eu  
für un  
Sprach  
Mit d  
hat, si  
stützun  
Deutsc  
Andere  
lieferte  
U  
genden  
und ab

D  
nach de  
Ackerla  
D  
lung.  
Scheri.

B  
Ruinen  
D  
Si  
Büffel.  
nirgend  
B  
eine G

Anhalt zur Erlernung jener Sprache sein können, und das Mittel sein, den Wakamba auch einen Theil des Wortes Gottes in ihrer Sprache gedruckt in die Hände zu geben. Außerdem würde, wie gesagt, die Kisuahili-Sprache, die viele Wakamba als Handelsleute verstehen, als Mittel zur Verständigung mit ihnen dienen. Jene kleinen Wakamba-Dörflein nahe der Küste, beinahe im Angesichte des Hafens von Mombas und in unmittelbarer Berührung mit europäischem Verkehr, würden sich auch als geeignete erste Wohnsitze für unsere Missionare darbieten und denselben zugleich zur Erlernung der Sprache dienen, bis sie in das eigentliche Ukambani ausziehen könnten. Mit der englisch-kirchlichen Mission, die dort unter den Wanika ihre Station hat, sind wir in Verkehr getreten und hoffen ihre freundschaftliche Unterstützung zu gewinnen. Sie würde ja damit nur quitt machen, was einst Deutschland ihr geleistet, indem es ihr einen Kraps, Rebmann, Erhardt und Andere als Bahnbrecher ihrer und der ostafrikanischen Mission überhaupt lieferte.

Ueber das Land Ukambani hinaus stünden unserer Mission die Gegenden um den Berg Kenia und in weite Fernen bis an die ägyptische und abessinische Grenze als völlig freies Missionsgebiet offen.

Gez. Pfarrer Ittameier in Reichen schwand u. s. w.“

#### **v. d. Decken über den Durnford oder Wabuschi-Fluß**

(Juli 1865, Band II., S. 279).

Derselbe bildet eine bequeme, aber nur kurze Strecke reichende Fahrt nach dem Innern — an seinen Ufern befindet sich ein sehr einträgliches Ackerland; flussaufwärts ist Grasland.

Der Distrikt bietet Vortheile für eine europäische Ansiedelung. (In der Nähe sind der Kilowani-See und die Flüsse Schiridi und Scheri.)

#### **v. d. Decken über den Tula-Fluß**

(Juli 1885, Bd. II., S. 279 u. ff.)

Bei der Fahrt auf dem Tula kommt man an vielen portugiesischen Ruinen — Beweise früherer europäischer Plantagenbauten — vorüber.

Dann kommt eine Steppe und das Fahrwasser wird seicht.

In Rumbo, am 2. Tage, traf man großen Wildreichthum, namentlich Büffel. Weiterhin sah man 30 Giraffen und auch Elephanten, die sonst nirgends so nahe an die Küste herankommen.

Bei einer zweiten Fahrt erreichte man nach einem 6stündigen Marsche eine Höhe von 500 Fuß und traf ein Parkland, frische Grasflächen, ab-

wechselnd mit Busch und Wald. Man traf da Giraffen, Dryz- und Kudu-Antilopen, sowie Pavianheerden.

Choleraausbruch zwang zur Rückkehr.

### Die Formosa-Bai und der Tana

(v. d. Decken, Bd. II., S. 264 ff.).

Am 10. November 1865 war v. d. Decken am Osi. Man bewunderte die Majestät des Urwaldes (Manglebäume) und die anfängliche Breite des Flusses (wie die Elbe bei Dresden).

Nach fünfstündiger Flußfahrt erreichte man Dorf Kau, „der äußerste Punkt, bis zu welchem der Einfluß des Sultans reicht.“

Die Landschaft rings um Kau gehört den unabhängigen Galla; wenig Bodenbau, aber vortrefflicher Viehstand, fette Zebu, Ochsen in großen Heerden, viele Antilopen.

Der Galla-tribe hier heißt „Wapokomo“. Entdeckt wurde der Ausfluß des vom Kenia kommenden Tana. Schiffe mit mehr als 5 Fuß Tiefgang können nicht einlaufen, dann aber hat der Fluß 18—24 Fuß Tiefe.

Der übertretende Schlamm verleiht den Feldern eine wunderbare Fruchtbarkeit.

Thsharra, nahe an der Küste, ist der letzte Vorposten der Halbkultur des Küstenlandes (hat Kokospalmen, Reis, Mtama).

Dann beginnen die Dörfer des Gallastammes oder vielleicht Gelotenstammes der Wapokomo, 25 Meilen lang, mit einem dreimal so breiten Gebiete.

Die Formosa-Bai, d. h. „schöne Bai“ hat einen guten Ackergrund — alle menschlichen Wohnungen wurden aber 1867 von den Galla zerstört.

Ueber die Galla ist S. 372 u. ff. noch weiter bemerkt:

Das Land der südlichen Galla ist nach Brenner das bestbebaute und fruchtbarste, das er auf seinen Reisen gesehen.

Auch Wakefield rühmt mit warmen Worten die Schönheit des reichen Binnengebietes der Formosa-Bai und sein gesundes Klima. Drei größere Flüsse, der Sabaki, Tana und Osi, versehen Witu mit befruchtender Feuchtigkeit.

Die Galla in Körperbau und Gesichtsform nähern sich den Europäern. Ihr Haar ist schwarz und lockig, ihre Haut hat keine unangenehme Ausdünstung.

Die südlichen Galla sind willensstark und freiheitsliebend; es herrscht Sittenstrenge, die Frauen nehmen keine untergeordnete Stellung ein, müssen aber freilich tüchtig mitarbeiten.

Sie haben einen Ueberfluß an Heerden, Kameelen und Pferden. Zum Reiten dienen aber Ochsen. Die Tsetse-Fliege ist nur selten.

Die südlichen Galla umfassen ca. 20 000 Köpfe.

Der Schriftsteller versichert: „eine vernünftige Vormundschaft wird sie zur alten Blüthe bringen, die die Portugiesen so sehr erstaunte!“

### Juba-Fluß und Somali.

(von der Deeken's Tod bei der Juba-Expedition; erschlagen am 30. September 1865 in Berdera. Band II. S. 273 u. folg.)

Am 29. Juli 1865 war man mit dem in Hamburg besonders für diesen Zweck gebauten Dampfer „Welf“ an der Mündung des Juba-Flusses, wo man Schwierigkeiten mit der Einfahrt hatte und die kleine Barkasse „Passpartout“ verlor.

Am 15. August 1865 begann der „Welf“ seine Fahrt stromaufwärts.

Große fast baumlose Grasebenen, wie sie den ostafrikanischen Küstenstrichen ihr Gepräge geben, traf man auch hier.

(S. 302.) In Hindi traf man entlaufene Sklaven aus Brawa und Jumbo als sehr fleißige und geschickte Ackerbauer, „ein Beweis, daß auch die ostafrikanischen Küstenvölker brauchbar sind“.

(S. 303.) Fänden die Leute nur mehr Absatz für ihre Erzeugnisse, so würde das Land eines der gesegnetsten werden. In Manamsunde aber kann man wegen einer Tsetse-Fliege kein Rindvieh halten. Später traf man das Geier-Perlhuhn, das prachtvollste aller Perlhühner, dann Antilopen überaus häufig und Büffel bisweilen in starken Heerden.

Krokodile und Flußpferde wimmeln im Flusse. 60 Meilen nach Nordwesten gewahrte man beträchtliche Berge.

Man erreichte Bardera, welches arabischen Ursprungs zu sein scheint. (S. 316.)

Die Somali bewohnen ein Gebiet von 10,000 Quadratmeilen; sie gelten in Sansibar als raubgierig und europäerfeindlich (??).

von der Deeken theilt jedoch diese von Sansibar aufgekommene Ansicht nicht. — Man treffe auch feingesittete und gutmüthige Somali (S. 321), selbst ein Burton, der am liebsten die Nachtseiten afrikanischer Natur aufrolle, wisse (S. 323.) uns freundliche Bilder aus dem Leben der Somali aufzurollen. Burton selbst führt uns im Somalilande an eine Stätte der Gesittung, „wo der Mensch wieder sesshaft wird und das Feld baut“. „Volle Ernten“ — sagt er — „lohnen hier des Landmanns Mühe. Die Männer gehen ohne Waffen, die Bewohner der Dörfer nahmen uns freundlich auf.“

Am 25. September fuhr der „Welf“ in Bardera ab und gelangte Morgens 11 Uhr an einen Wasserfall — unmittelbar vor der Schwelle stieß er auf und mußte entladen werden.

Am 28. September 1865 ging Decken mit seinem Nachen nach Bardera zurück und wurde allda am 30. September 1865 erschlagen.

Am gleichen Tage überfielen 200 Bardera-Leute, deren Scheich Hamadi ben Kera von Anfang an eine Verdacht erweckende Haltung gezeigt hatte, das Lager. Die Europäer Maler Trenn, welcher die Reise mitgemacht, um nach Deckens Wunsch das landschaftlich schöne Dschagga-Land für die Freunde in der Heimath zu malen, und Steuermann Kanter wurden erschlagen, Brenner, der zehn Jahr später 1875 als österreichischer Consul in Sansibar starb, und vier weitere Europäer flüchteten zur Küste. Ohne diese Katastrophe würde vielleicht für Deutschland schon vor 20 Jahren die coloniale Gründung erfolgt sein, die sich jetzt vollziehen muß!

### Somali-Land

(südlicher Theil.)

Hierüber spricht sich Baron von der Decken auch in einem seiner letzten, gewissermaßen sein Vermächtniß an das deutsche Volk enthaltenden Briefe an seine Mutter, die Frau Fürstin Adelheid von Pleß, welcher pag. 25/27 von Kersten über Colonisation in Ostafrika, Wien bei Hilberg 1867, mitgetheilt wird, im Wesentlichen folgendermaßen aus:

Djubafluß, Stadt Jumvo, 0°, 14' 30" südlicher Breite, am 14. August 1865.

„Die Gegend ist eine prächtige, das Land ist außerordentlich fruchtbar, dagegen wenig angebaut. Die Temperatur ist im Sommer bei Tage noch nicht über 28° R. gestiegen, bei Nacht ist sie 17½ bis 18° R.; das Wasser des Flusses, wenn auch etwas röthlich gefärbt, eignet sich gut zum Trinken. Hausvieh ist in großer Anzahl und zu mäßigen Preisen vorhanden. Man zahlt den Somali für 1 großen Ochsen 5—6 Maria-Theresien-Thaler (per Stück ca. 1½ preuß. Thaler). Bei den Gallas stellen sich die Preise noch niedriger, so daß ich einen Ochsen mit 2½ Thlr. in Baumwollenzeug bezahlt habe. Korn ist im Verhältniß theuer, besonders jetzt kurz vor der Ernte. Wild, vorzüglich Antilopen und Zebras, findet sich in großer Menge; in der trockenen Jahreszeit kommen auch größere Thiere, als Büffel, Giraffen und Elephanten, aus dem Innern nach der Küste.

„Meiner Meinung nach könnte man keinen schönern Punkt zu einer europäischen Ansiedelung finden. Die Barre ist freilich nur für Schiffe geringern Tiefgangs und nur während zweier Monate, October

und W  
Büffel,  
ist kein  
Boden  
Häuten  
sich ge  
zu Wa  
Da  
wären  
„S  
kurzer  
erhalte  
kanals  
Es  
gehen L  
mehr J  
Ken  
weitere  
„D  
eine wei  
hin zieh  
träglich  
würden  
Ken  
mäßige  
zu unte  
Die  
v. Schic  
mandirte  
Der k.  
Raddam  
2 Fuß  
bis Veri  
bera fest  
einen flo  
solcher n  
können.  
Nac  
5 Tager  
Arm na

und März, ohne Gefahr zu passiren, dagegen bieten Kismayo und Cap Bissel, zwei Stunden südlicher, einen gesicherten Ankerplatz. Das Klima ist kein entnervendes; Europäer wären vollkommen fähig, selbst den Boden zu bebauen. Der ziemlich bedeutende Handel mit Elfenbein, Häuten und Sesaamsaat aus dem Innern, den die Barawa-Leute jetzt an sich gezogen haben, würde natürlich sich hierher wenden, wo der Transport zu Wasser auf dem Djuba so viel Kosten und Schwierigkeiten aufhebt.

Das Land wäre umsonst zu haben, und die benachbarten Völkerschaften wären durchaus nicht zu fürchten, wenn man ihnen fest entgegenträte.

„Ich bin fest überzeugt, daß eine hier angelegte Kolonie in kurzer Zeit sehr floriren und nach zwei bis drei Jahren sich selbst erhalten würde, sowie daß derselben nach Vollendung des Suezkanals eine bedeutende Zukunft bevorsteht.

Es ist ein Jammer, daß wir Deutschen solche Gelegenheiten vorübergehen lassen, uns auch Kolonien zu verschaffen, besonders da man jetzt mehr Interesse für die Marine zeigt.“

Kersten, am angeführten Orte, macht zu diesem Briefe folgende weitere Bemerkung:

„Das Klima auf dem Djubaflusse selbst, der sich von Berdera an durch eine weite Ebene gleich der oben geschilderten in weiten Krümmungen dahin zieht, wird von den zurückgekehrten Expeditionsmitgliedern als sehr zuträglich und dem vom Jumvo ähnlich geschildert; die meisten von ihnen würden sich gern einer neuen Expedition anschließen.“

Kersten (S. 34/37) verknüpft damit den Vorschlag, eine regelmäßige Dampferverbindung mit dem Innern auf dem Djuba zu unterhalten, zu dessen näherer Begründung er weiter ausführt:

Dieser Vorschlag stützt sich vorzüglich auf die Ansichten des Herrn v. Schich, der den „Welf“, den Dampfer des Baron v. d. Decken, kommandirte und die Verhältnisse dort besser als irgend Jemand kennen muß. Der k. k. Fregattenkapitän v. Schich meint, es wäre mit einem kleinen Raddampfer von 60—80 Fuß Länge, 15 Fuß Breite ohne die Räder, und 2 Fuß Tiefgang ein Leichtes, in 8 Tagen von der Mündung des Djuba bis Berdera vorzudringen; der „Welf“, der jetzt 4 Meilen oberhalb Berdera festsetzt, war 120 Fuß lang und hatte über 3½ Fuß Tiefgang; für einen kleineren Dampfer wäre also ein Festfahren nicht zu befürchten; ein solcher würde auch leicht die Stromschnelle oberhalb Berdera überschreiten können.

Nach der Aussage der Eingebornen ist der Djuba-Fluß bei Gananeh, 5 Tagereisen oberhalb Berdera, weit wasserreicher, weil er dort einen starken Arm nach Süden sendet. Von Abyssynien bis Gananeh bringen die Ein-

geborenen ihre Waaren auf dem Flusse herab, von da an benützen sie den Landweg, weil ihnen hier das Fahrwasser nicht mehr gut genug ist. Bestätigte sich die Nachricht von der Schiffbarkeit des Djuba bis Abessinien hinein, so wäre diese Wasserstraße von größter Wichtigkeit für Handel, Kultur und Wissenschaft. Ein kleines Fort bei Gananeh, Berdera, oder an den vermuthlichen Stromschnellen, würde die Somalen in heilsamem Respekt erhalten und Handel und Schiffahrt dort genügend schützen. Wenn die Produkte der Flußufer und des Innern schnellen und leichten Absatz durch regelmäßigen Dampferverkehr fänden, so würden diese Gebiete bald einen ungeahnten Aufschwung nehmen.

Ob die Waaren von Djuba aus ihren Weg besser um das „Kap der guten Hoffnung“ herum, oder durch das rothe Meer nehmen, wird sich erst später entscheiden lassen; wahrscheinlich aber werden europäische Schiffe ebensogut wie die Dau's und Bogalo's der Eingeborenen ihre Reise nord- und südwärts mit den Monjunen machen können.

### Somali-Land (nördlicher Theil).

Das Somali-Land war bisher noch sehr wenig bereist worden, daher ziemlich unbekannt geblieben. — **Claus v. Anderten**, welcher einen Auftrag der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft im Somali-Land zur Ausführung zu bringen hatte, hat sich längere Zeit zu diesem Zwecke in diesem Lande aufgehalten und mehrere Streifzüge unternommen.

In der „Colonialpolitischen Korrespondenz“, Nr. 7 und 8 des Jahrgangs 1886 ist darüber der nachfolgende interessante Bericht Andertens veröffentlicht worden.

Dieser Bericht ist nicht nur von praktischem Interesse für die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, sondern sicherlich auch von allgemein geographischem und ethnologischem Werth, da eben — wie bereits bemerkt — das Somali-Land bislang noch außerordentlich wenig bekannt ist:

Am 1. September betraten wir das Land der Somali und zwar sofort nach unserer Landung zuerst die Haupt- und Residenzstadt des Großsultans Osman, Halule. Das Land, vom Meere aus gesehen, macht einen sehr einförmigen, sandigen Eindruck, doch ist das Hinterland um so fruchtbarer. Damit sich einerseits ein gutes Verhältniß zwischen mir und der Bevölkerung bildete, andererseits ich so schnell wie möglich einen ersten Ueberblick über das Land bekam, so unternahm ich Anfangs nur kleine Rekognoscirungsreisen ins Land, denen sich meist 2–3 Söhne des Sultans anschlossen.

Späte  
von de  
von W  
Kette  
nach I  
Regen  
verwit  
tion, n  
des W  
Terraf  
zu ein  
Terraf  
liegt.  
2 Met  
Boa v  
falzhal  
übersch  
Halbir

D  
und li  
von G  
sonder  
ca. 2<sup>1</sup>  
schwer

D  
Belmu  
Kette,  
Quell  
(Scha

E  
und es  
entfern  
findet  
Halule  
Terraf  
schütte  
wasser

D  
habe i

Später, als ich bekannter war, unternahm ich größere Touren und gewann von der Gegend folgenden Eindruck: Zwei lange Gebirgsketten ziehen sich von Westen nach Osten, ein schmales Thal einschließend. Die nördliche Kette beginnt in Ras Assier und fällt zum Meere sehr steil ab, während nach Norden Terrassen vorgelagert sind. Dieselben sind durch die in der Regenzeit vom Gebirge herabstürzenden Wassermassen sehr zerrissen und verwittert. In diesen Schluchten findet sich theilweise eine üppige Vegetation, während die oberen Terrassen wegen der geringen Humusdecke und des Wassermangels nur spärlich bewachsen sind. Die beiden untersten Terrassen haben eine gute Humusschicht und werden mit der Zeit vielleicht zu einem Paradiese umgeschaffen werden können. Vorgelagert der untersten Terrasse ist ein ca. 1000 Meter breiter Sandstreifen, auf welchem Halule liegt. In diesem Sandstreifen fand ich überall in einer Tiefe von  $\frac{1}{2}$  bis 2 Metern sehr schönes Wasser, welches besonders in der Nähe des Ras Boa vorzüglich zu nennen ist. In Halule selbst ist das Wasser etwas salzhaltig, weil ein Theil dieses Sandstreifens in der Fluthzeit vom Meere überschwemmt wird; die Stadt selbst liegt alsdann auf einer langgestreckten Halbinsel.

Diese vom Meere überschwemmte Fläche ist von Bäumen bewachsen und liefert für 600 bis 800 Kameele Futter, während sie den Bewohnern von Halule fast das ganze Brennholz giebt. Nicht nur bei Halule selbst, sondern auch zwischen dieser Stadt und Ras Boa greift das Meer fluthartig ca.  $2\frac{1}{2}$  Meile in das Land ein und überschwemmt hier einen schönen, schweren Lehm Boden, der momentan sehr mit Salz durchsetzt ist.

Dieser nördlichen Gebirgskette ist ein steil abfallender Felskegel Ras Belmuck vorgelagert, der zu den Terrassen allmählig abfällt. Die südliche Kette, steil im Ras Guardafui beginnend, schließt 2 sehr schöne fruchtbare Quellthäler ein, welche die Bevölkerung zu Fruchtgärten umgeschaffen hat (Schamba Sengjer und Sengwue).

Südlich von Hafun nimmt das Land einen anderen Charakter an, und es beginnt das fruchtbare Hinterland bereits eine Meile von der Küste entfernt; der Boden soll dem Lande der Warfangelli sehr ähneln. Hier findet sich nur der sogenannte rothe Sand (ein guter Lehm Boden). Zwischen Halule und Ras Belmuck finden sich auf einer etwa  $\frac{1}{2}$  Quadratmeile großen Terrassenfläche mit sehr schönem Boden und spärlichem Baumwuchs verschüttete Brunnen, welche in einer Tiefe von ca. 6 m sehr schönes Grundwasser gehabt haben sollen.

Das fruchtbare Hinterland hinter Halule, ca. 30 Meilen landeinwärts, habe ich noch nicht gesehen.

Das Klima und die Seebäder sind herrlich, die würzige frische Bergluft stärkend und belebend.

Das Volk der Somali, welches sich in seiner Abstammung ziemlich rein erhalten hat, gehört der Hamitischen Völkfamilie an. Seit unendlichen Zeiten bewohnen die Somali die Gebiete Ostafrikas zwischen Abessinien und dem Aequator, der Ostküste einerseits, und dem Stromgebiet des oberen Nillaufes andererseits. Da das ganze Volk streng mohamedanischer Religion ist, hat es sich gegen die Nachbarvölker fast ganz abgeschlossen und nur an den Landgrenzen etwas vermischt.

Nur vorübergehend sind in einigen Küstenplätzen Araber und Hindus als Kaufleute geduldet worden. Da es niemals Reisenden außer dem Baron Claus v. d. Decken, der leider ein so rasches und unglückliches Ende nahm, geglückt ist, mit dem unvermischten Volk in Freundschaft zu leben, so haben sich bis in die neueste Zeit die unglaublichsten Fabeln von diesem Negerstamme erhalten. Wenn ich auch nur 6 Wochen hier gelebt habe, also vielleicht kein kompetentes Urtheil besitze, so kann ich doch versichern, daß alle diese Erzählungen wirkliche Fabeln sind. Die Somali sind durchweg ein sehr liebenswürdiger, ordentlicher, reinlicher Menschenschlag, der aber leider eine unbeschreibliche Habgier, die zu zügeln nicht immer ganz leicht ist, besitzt. Dieses Volk ist nach seiner Lebensweise in Hirten und Städter einzutheilen.

Die Hirtenbevölkerung nomadisirt im ganzen Innern mit ihren großen Heerden und hat keine festen Wohnsitze, während sich die Städter in größeren und kleineren Ortschaften an der Küste niedergelassen haben. Jene ist sehr kriegerisch und unternimmt fast jährlich Raubzüge gegen die Nachbarvölker, um Menschen und Vieh zu rauben und diese Leute dann bei den Städtern gegen Geld, Kleider und andere Handelsgegenstände einzutauschen. Die Städter dagegen treiben Handel nach Indien und Arabien, beschäftigen sich viel mit Haiisichfang und Perlenfischerei. Bei den Städtern hat sich die Sitte, alles Fremde zu plündern, dahin gemildert, daß sie zur Zeit nur noch das Strandrecht an ihrer Küste ausüben und von allen ankommenden fremden Schiffen eine gewisse Steuer erheben, welche in Reis oder Matama (indisches Korn) besteht. Diese Abgabe (oder Geschenk) erbittet sehr bescheiden, aber bestimmt, einer der älteren auf das Schiff kommenden Somali. Höchst interessant ist es, die Bevölkerung zu beobachten, wenn sich ein Schiff vor dem Hafen zeigt. Zuerst streitet Jung und Alt, ob es weiter geht oder einläuft, sobald letzteres klar ist, von welcher Station es ist, und was es wohl bringen mag. Nachdem alles hin und her erwogen, stürzt die Jugend in das Meer, um schwimmend das Schiff zu erreichen, während die Männer mit ihren Booten an dasselbe

fahren  
durch  
alles r  
Nur d  
Einige  
schastu  
D  
Durch  
Matter  
Schug  
denn d  
bevölke  
hohe u  
Großer  
so lust  
J  
Steinh  
D  
weg a  
mali l  
Gerade  
den hü  
sichtiger  
tragen.  
oder b  
bänder  
währen  
Kleidun  
altgriec  
D  
Das g  
Gestalt  
verzehr  
edlen C  
W  
gesund  
haar o  
trägt.  
D  
er auff

fahren. Auf dem Schiff selbst wogt dann Alles hin und her, die kleinen durchweg schönen Gestalten und die straffen markigen Figuren der Männer; alles wird besehen, angefaßt und abgehandelt. Stehlen thut kein Somali. Nur die ihnen gegebenen Geschenke nehmen sie in ihren Booten mit. Einige Städter haben in der Nähe der Stadt Fruchtgärten, deren Bewirthschaftung den Sklaven obliegt. — —

Der Typus des Somali-Hauses ist die Kreisrunde ca. 3 Meter im Durchmesser und etwa manneshohe Hütte aus Stangen, Zweigen und Matten. Diese Bauart ist sehr einfach und schnell auszuführen, gewährt Schutz gegen Sonne und Regen und gestattet dem Winde freien Durchzug; denn die Matten unten am Boden lassen sich leicht lüften. Bei der Hirtenbevölkerung findet sich eigentlich nur diese Bauart vor, während der Städter hohe und geräumige viereckige Häuser baut. Die Steinhäuser, die sich die Großen des Landes bauen, stehen unbenutzt, da sie wärmer sind und nicht so lustig.

Ich ziehe auch das einfache Somali-Haus in hiesigem Klima jedem Steinhause vor.

Die Kleidung ist sehr einfach, geschmackvoll und besteht fast durchweg aus Amerikano, einem guten weißen Baumwollstoff. Der Somali liebt sich recht phantastisch herauszuputzen, besonders zum Gebet. Geradezu reizend ist die Kleidung der Frauen. Der Kopfsputz besteht aus den hübschen, langen, schwarzen Flechten, welche die Frauen in fast undurchsichtigen Netzen verstecken, während die jungen Mädchen die Haare frei tragen. Der meist sehr hübsche Hals, welchen eine Kette von Muscheln oder bunten Steinen ziert (auch Bernsteinketten und andere indische Halsbänder finden sich viel), bleibt ebenso wie Schultern und Arme frei, während der ganze übrige Körper durch eine sehr faltenreich arrangirte Kleidung bedeckt ist. Die Kleidung beider Geschlechter erinnert sehr an die altgriechische.

Die Nahrung der Somali besteht eigentlich nur aus Milch und Fleisch. Das ganze Volk ist daher sehr gesund und kräftig. Aufgeschwemmte dicke Gestalten sieht man garnicht (nicht einmal in Städten, in denen viel Reis verzehrt wird), sondern durchweg hübsche schlanke Figuren mit vielfach edlen Gesichtern.

Wäre die Bevölkerung nicht schwarz, so könnte sie geradezu schön gefunden werden. In den Städten scheeren die Männer häufig ihr Haupthaar oder tragen es kurzlockig, während die Hirtenbevölkerung es lang trägt.

Da der Somali wenig oder garnicht mit den Händen arbeitet, so hat er auffallend hübsche kleine Hände. Die Sehnen und Muskeln in Armen

und Beinen sind gut ausgebildet, und ist der Somali sehr zähe und ausdauernd. Ich selbst sah die mich auf meinen Streifzügen begleitenden Somali von Morgens 3 Uhr bis Abends 10 Uhr, außer 4 Stunden Mittagsruhe stets auf den Beinen, immer vergnügt und lustig plaudernd und nicht müde, während meine Zanzibarneger kaum vorwärts zu bringen waren.

Das innere häusliche Leben, in das ich mit der Zeit einen Einblick gewonnen habe, ist wie folgt:

Der Somali, der streng nach den Vorschriften des Korans lebt, hat in hiesiger Gegend meist nur eine Frau, welche ihm den inneren Haushalt führt und die kleinen Kinder erzieht. Sie steht dem Manne vollständig ebenbürtig zur Seite. Wenn mehrere Frauen im Hause sind, so wechseln sie sich tage- oder wochenweise dergestalt ab, daß eine Frau dem Eheherrn Gesellschaft leistet, während die anderen das Hauswesen besorgen. Für alle Beschäftigungen außerhalb des Hauses, wie Kochen, Brodbacken, Holz und Wasser herbeischaffen sind die Sklaven da, welche außer diesen Arbeiten ein sehr faules und gutes Leben führen. Die Tages-Eintheilung der Städter in hiesiger Gegend und jetziger Jahreszeit beginnt um 5 Uhr Morgens. Nach dem Aufstehen wird gebadet resp. die im Koran vorgeschriebene körperliche Waschung vorgenommen und dann gebetet. Das Frühstück, um sechs Uhr eingenommen, besteht aus Milch, Kaffee oder Thee mit Brod. Den ganzen Morgen bis 11 Uhr verbringen besonders die Männer mit Besuchmachen und -empfangen. Da die Wenigsten Geschäfte haben, so geniren sie sich gegenseitig nicht. Um 11 Uhr beten wiederum Einige, Andere lesen im Koran. Von 12—1 Uhr speist der Somali und zwar Männer allein und Frauen allein in einem großen Haushalt; in kleinen dagegen speist das Ehepaar zusammen, die Kinder zusammen und ebenso die Sklaven. Nach dem Mahle wird eine zweistündige Siesta abgehalten. Da der Somali sehr gesellig ist, so liebt er es, Freunde bei sich in seiner Häuslichkeit zu sehen und zu bewirthen, welches zweifelhaste Vergnügen mir gar oft zu Theil wurde.

Nach den landesüblichen Begrüßungsscenen erhält der Gast Thee oder Kaffee, alsdann Kettebettes mit Syrup-Sauce, ein recht schmackhaftes Gericht, alsdann Pfannkuchen von Mehl, Butter und Zucker und zum Schluß wieder Kaffee oder Thee. Die ganze Mahlzeit nimmt man auf der Erde liegend oder mit untergeschlagenen Beinen sitzend mit den Händen ohne Messer und Gabeln oder Löffeln aus einer gemeinsamen Schüssel ein. In einzelnen Häusern erhält man nach jedem Gericht ein Gefäß mit Wasser zum Händewaschen, in anderen nur zum Schluß.

Das Gespräch dreht sich meist um Deutschland oder um Religion. Mit welcher Liebe und Ehrfurcht diese Muhamedaner von ihrem Gotte

spreche  
Frömm  
sie hab  
andere  
sichten  
zu übe  
so beh  
3  
geschri  
hat, b  
ihren  
Häuse  
alle M  
und d  
Abend  
währe  
Kinder  
ca. 14  
vom  
Name  
Wörte  
=Sohn  
I  
Kinde  
Zeitre  
entwä  
Berfo  
I  
die I  
maßer  
vater,  
welche  
welche  
ständig  
heit,  
Essen,  
I  
nur m  
schwer  
Letter

sprechen, ist Achtung gebietend. Hier findet man wirkliche und wahre Frömmigkeit. Sehr gerne sprechen sie auch von der christlichen Religion und sie haben vor Christus eine sehr große Ehrfurcht. Sucht man das Gespräch auf andere Sachen zu bringen, so stößt man auf Aberglauben oder sehr kuriose Ansichten, welche man besser überhört, als zu widerlegen versucht, denn diese Leute zu überzeugen, ist unendlich schwer. Wenn sie auch zum Schluß ja sagen, so beharren sie doch im Stillen auf ihrer Ansicht und handeln auch darnach.

Zwischen 3 und 4 Uhr Nachmittags ist ein abermaliges Gebet vorgegeschrieben, welches jeder Einzelne für sich verrichtet. Nur wer Geschäfte hat, besorgt diese jetzt, alle übrigen Männer findet man gruppenweise vor ihren Häusern im Sande sitzend, auch die Frauen besuchen sich in den Häusern oder Hofräumen. Kurz vor Sonnenuntergang versammeln sich alle Männer nach den vorgeschriebenen Waschungen wieder in den Moscheen und die Frauen in ihren Häusern zum Gebet. Nach dem Gebet wird die Abendmahlzeit eingenommen, und nach dieser gehen die Kinder schlafen, während die Erwachsenen bis gegen 9 Uhr aufbleiben. Die Erziehung der Kinder schließt sich den Vorschriften des Korans eng an. Das Kind erhält ca. 14 Tage nach der Geburt seinen Namen, und zwar den Rufnamen vom nächsten Verwandten des Vaters oder der Mutter und als zweiten Namen den Rufnamen des Vaters. Beide Namen werden durch das Wörtchen „bin“ verbunden, welches im Deutschen vielleicht am besten durch =Sohn des= wiederzugeben ist.

Mit dem 6. oder 7. Jahre schicken die wohlhabenden Eltern ihre Kinder zur Schule, in der sie arabisch schreiben und lesen, den Koran und Zeitrechnung lernen. Da die männliche Jugend früh dem elterlichen Hause entwächst, so findet die Erziehung durch das gesellige Leben mit älteren Personen statt.

Die Jungfrauen heirathen meist mit dem 15. — 17. Jahre, während die Jünglinge ein Jahr länger warten. Eine Hochzeit wird folgendermaßen vollzogen: Der betreffende Mann besucht seinen zukünftigen Schwiegervater, sieht die Tochter an und macht dann dem Vater ein Geldgeschenk, welches dem Vermögen des Mannes entsprechend einerseits anzeigt, in welche Verhältnisse das junge Mädchen kommt, andererseits aber auch vollständig zur Aussteuer benutzt wird. Nach dieser geschäftlichen Angelegenheit, der die nächsten Verwandten beiwohnen, giebt der Vater ein großes Essen, welches ein oder mehrere Tage dauert.

Die Sprache ähnelt in ihrer Bildung sehr der arabischen, hat aber nur wenige Worte mit dieser gemeinsam, und ich halte sie auch für bedeutend schwerer zu erlernen. Zum Schreiben bedient sich der Somali der arabischen Lettern. Der Somali erkennt außer Gott nur seinen Sultan als Herrn

und letzteren auch nicht unbedingt an. Das ganze übrige Leben dreht sich um das Alter und die Familie, und diese beiden Faktoren bedingen die Unterordnung bei aller und jeder Gelegenheit. Für das Alter ist der Bart das Maßgebende. Mit dem 20. Jahre beginnt derselbe zu sprossen und mit dem 50. Jahre ist er gewöhnlich schon grau.

Aus dem Freiheits- und Gleichheitsgefühl entspringt eine gewisse Eifersucht und Habgier, welche keine Schranken kennt und sich bis auf die engste Verwandtschaft, sogar auf Brüder erstreckt.

Wer einem Somali ein Geschenk macht, hat alle auf dem Halse, denn alle wollen dasselbe haben.

Der Somali ist sehr stolz auf sich und sein Volk und hat neben diesem Nationalstolze auch eine große Liebe für seine Stammesgenossen. Vergreift sich Jemand an einem Somali, so treten sofort alle Anwesenden für denselben ein. Gegen Fremde ist besonders die im Innern wohnende Hirtenbevölkerung scheu wie Kinder, aber gutmüthig und freundlich. Der weiße Mann, wenigstens jeder Deutsche, kann hier ruhig ohne Waffen umhergehen. Er lebt hier sicherer als vielleicht in der civilisirtesten Stadt Europas. Der Sultan regiert, wenn man von einer Regierung sprechen darf, als Despot. Bei jedem wichtigen Schritte oder jeder zu verhängenden Strafe versammelt er das Volk, welches gerade in der Nähe ist. Der älteste und vornehmste Mann trägt der im Halbkreise um den Sultan sitzenden Menge mit lauter Stimme den betreffenden Fall vor. Nachdem dieser geendigt, geben einzelne alte Erfahrene oder Vornehme ihre Ansicht ab, und spricht der Sultan beeinflusst oder unbeeinflusst dann sein Urtheil, was sofort vollstreckt wird, resp. als Gesetz gilt. —

Die Sklaven der Somali führen, wie schon erwähnt, ein sehr bequemes und gutes Leben. Da der Somali das Verhältniß von Herr und Diener nicht kennt, so steht der Sklave, besonders wenn Muhamedaner, seinem Herrn vollständig gleich, und ist eher Freund als Diener zu nennen. Der religionslose Neger dagegen steht in einem untergeordneten Verhältniß.

Corr. 1886. No. 12. S. 54/55.

### **Dr. Fischer über die Somali-Küste.**

Zur Unterstützung dieses Berichtes über das Somaliland mag übrigens hier auf Dr. Fischers Schrift „Mehr Licht im dunkeln Welttheile“ Bezug genommen werden. Auf Seite 97 der erwähnten Schrift lesen wir in Bezug darauf Folgendes:

„Die Ostküste des Somalilandes ist durchaus gesund, sodas sich die Agenten der europäischen Kaufhäuser, die von Zanzibar sich vorübergehend

dort a  
Küsten  
denn d  
selbst  
Hinter  
theil, r  
päer a  
der Ju  
Länder  
Eindrin

U  
Colon  
18. Mä  
Jahrga  
Verfasse  
des So  
europäi  
feien u  
Weise f  
afrika  
im Dez  
der So  
Montag  
des So  
Bo

Brochür  
hältniß  
erziehen  
Wi  
stellung  
wiederh  
Küste in  
„Kölnise  
Joest.

Am  
Kapitän  
hohe Se  
Joes  
diesen K  
der Wac

dort aufhalten, trotz der hier herrschenden Wärme ordentlich erholen. Der Küstenstrich ist frei von Fieber, allerdings kahl und trocken, aber gesund, denn das ist im tropischen Afrika gleichbedeutend. Daß der Küstenstrich selbst nicht fruchtbar ist, hat in so fern nichts zu sagen, als die Hinterländer Werth haben. Denn es ist ein hoch zu schätzender Vortheil, wenn die Küstenorte und Hafenplätze, wo sich hauptsächlich die Europäer aufhalten müssen, in gesundheitlicher Beziehung gut sind. Auch bietet der Jubalfluß, der größte Fluß des Zanzibar-Gebietes, wie das unser deutscher Landsmann von der Decken gezeigt hat, einen günstigen Weg für das Eindringen in das Innere dar.“

Auch das Organ des Deutschen Kolonialvereins, die „Deutsche Colonialzeitung“ schilderte in einem ihr aus Berbera unter dem 18. März 1885 von wohlunterrichteter Seite zugegangenem Aufsätze (Zweiter Jahrgang. Heft 11, 1. Juni, S. 351) die Somaliküste als sehr reich. Der Verfasser schrieb, es sei überraschend, wie wenig bis jetzt dieser Reichthum des Somalilandes ausgenützt sei und welche günstige Chancen sich dort den europäischen Kaufleuten böten, zumal die Küstenplätze dort alle sehr gesund seien und die Konkurrenz der Indier kaum in Betracht komme. In gleicher Weise sprach sich auch schon, im Jahre 1844, Krapf aus, (Reisen in Ostafrika Bd. I. S. 75 und II. S. 418). In der Neuzeit hat Cameron im Dezemberhefte 1885 der Revue Coloniale (S. 422) auf den Reichthum der Somaliküste hingewiesen und auch Gerhard Kohlfs bezeichnete im Montagsblatte, Jahrgang 1885 No. 47 die Savannen und Weidegegenden des Somalilandes als eine Quelle großen künftigen Reichthumes.

Von besonderem Interesse ist, daß Dr. Fischer in seiner erwähnten Brochüre betont, daß auch diese nomadisirenden Somalistämmen sich in verhältnißmäßig kurzer Zeit zu ruhigen sesshaften und ackerbautreibenden Leuten erziehen lassen dürften.

Wie dringend im Interesse der gesammten civilisirten Welt die Herstellung geordneter Zustände am Cap Guardafui war, wurde schon wiederholt von Reisenden geschildert, welche die Gefahren dieser wilden Küste in ihrer ganzen Größe kennen gelernt haben, so noch unlängst in der „Kölnischen Zeitung“ vom Juni 1884, von deren Mitarbeiter, Dr. Wilhelm Joest. Derselbe bemerkt:

Am Cap Guardafui seien schon hunderte von Schiffen gescheitert; die Kapitäne athmeten erst auf, wenn sie es passiert haben, da meist Nebel und hohe See dort herrschen.

Joest spricht seine Verwunderung aus, daß noch keine Aktiengesellschaft diesen Küstenstrich von den Somali erworben habe, um sich mit dem Bergen der Waaren all der hier scheiternden Schiffe ein Vermögen zu verdienen.

So scheiterte 1878 der Mei-kong, der für die Pariser Ausstellung chinesische und japanische Curiositäten und mehrere Millionen in Gold an Bord hatte — jetzt findet man in jeder Somalihütte (nach Revoil) Schaalen von vieux laque.

Im Jahre 1884 scheiterte ein amerikanisches Kriegsschiff, da wurde die Somaliküste mit amerikanischen Marine-Uniformen überschwemmt.

Zoest ist der Ansicht, daß diejenige Nation, die an dieser Unglücksküste Sicherheit schaffe für die Schifffahrt durch Errichtung eines Leuchthurms und Einführung einer strengen Strandpolizei, sich geradezu ein Verdienst um die Menschheit erwerbe.

---

Mit diesen Urtheilen über das Somali-Land stimmen im Wesentlichen ferner überein:

**G. Revoil**, Voyages au Cap des Aromates, Paris bei Dentu, 1880.

**G. Revoil**, Voyage chez les Bénadir, les Comalis et les Bayouns. Tour du Monde 1885. 49. Band. Nr. 1252, S. 1 u. ff.

**Burton** (Andree). Medina und Somaliland, Leipzig 1861. S. 233 u. ff. Fregattenkapitän **M. Guissain**, Documents de L'Afrique Orientale publiés par ordre du Gouvernement, Paris 1885. Band II, S. 389, III, 1—111, 139—226.

**Hildebrandt**, Gesellschaft für Erdkunde. Verhandlungen, 1874, S. 269, Zeitschrift X, Heft 3, 4, XIV, 4, 5.

**Haggenmacher** (Petermanns Mittheilungen, 1876. Ergänzungsheft. Nr. 47, S. 1—44.

---

chinesische  
ord hatte  
alen von

wurde die

glücksküste  
stthurns  
Verdienst

essentlichen

tu, 1880.  
Bayouns.

233 u. ff.  
Orientale  
S. 389,

, S. 269,

zungsheft.

## Abchnitt II.

# Zusammenstellung verschiedener Mit- theilungen über das Vorkommen von Mineralien in Ost-Afrika.

---

—  
Victori  
gemeiß  
grauer  
Rasse —  
Metall

—  
im Har  
vermut  
Punkte  
später

—  
landete

—  
—  
alte Gr  
dürften  
besorgte  
Conflitt

—  
(hinter

—  
der ihn  
den Min  
Land ge  
Au  
Löcher,

### Kostbare Steine oder kostbares Metall.

— Thomson fand am 30. Dezember 1883 im Elgon-Gebirge beim Victoria-See eine Masse, von Menschen bewohnte, tief in den Felsen eingemeißelte 4—5 Fuß hohe Höhlen, von denen er annimmt, daß in altertümlicher Vorzeit hier eine in Künsten und der Civilisation hoch entwickelte Rasse — ob die alten Egypter? — nach kostbaren Steinen oder kostbarem Metall gegraben habe. (Thomson: „Massai-Land.“ S. 458.)

— Westphal. Sansibar. S. 13/14. Mineralische Producte sind im Handel der Stadt Sansibar bis jetzt noch nicht vertreten, werden aber vermuthlich, da Gold, Kupfer, Eisen und Steinkohle an verschiedenen Punkten des commercieell nach Sansibar gravitirenden Festlandes vorkommen, später Bedeutung erlangen.

— Burton (Z.). II. 206. Als Vasco da Gama in Mombas (1498) landete, bot ihm der König „edle Metalle“ an.

### Antimonium (Spiegelglas).

— Burton. Z. I. 122. Die Hügel Ost-Afrikas geben Antimon.

— Krapf. I. S. 297. Im Duruma-Gebiet hinter Mombas bestehen alte Gruben (Bergwerke), die Antimonium oder Stibium enthalten — doch dürften die Unkosten durch den Gewinn kaum gedeckt werden. (Krapf besorgte Bd. I. S. 321 von der Wiederaufnahme dieses alten Bergbaues Konflikte mit dem Sultan.)

— Krapf. II. S. 506. Antimonium giebt es im Duruma-Gebiet (hinter Mombas).

— Von der Decken. I. S. 334. Nr. 26: Am 14. Juni 1861 brach der ihn begleitende junge englische Geologe Thornton von Mombas nach den Minen auf, die er erreichte, nachdem er drei Stunden über fruchtbares Land gegangen war.

Auf der Rabai-Kette befinden sich im eisenhaltigen Quarzsande viele Löcher, welche die Eingeborenen gegraben haben, um Antimonium zu suchen.

Die Antimon-Gruben bei Maweni in diesem Duruma-Gebiete bleiben also noch näher zu untersuchen, sie „könnten eine ergiebige Ausbeute liefern.“

### Basalt.

— In Ukwere befinden sich unter der dünnen Erdschicht Basaltgänge. Pater Horner (Schneider) S. 173.

### Blei.

— Krapf II, 468. In Dschitoka am Sambesi soll es Blei-Minen geben.

— Die Ausläufer des Usambara-Gebirge bestehen aus Sandstein „contianing plumbago“. Farler, Proceedings 1879. S. 82.

### Diamanten.

— Burton (Z.) S. 209. In Südafrika sind in der Jetztzeit Diamanten entdeckt worden.

— Die Diamantfelder der Kimberley-Gruben, die heute noch jährlich 80 Millionen Mark abwerfen, sind geeignet, pessimistische Ansichten hinsichtlich des Mineralreichthums Ost-Afrikas nicht aufkommen zu lassen. Aus der Rede Kohlfs in Frankfurt vom 18. Februar 1886.

— Krapf II. S. 506. Bei den Wabilikima (Aequatorial-Ost-Afrika) giebt es Edelsteine, nämlich Carneol.

### Eisen.

— Burton (Zanzibar) II. 209. Ostafrika und wir können sagen Südafrika vom Aequator bis zum Cap ist das Land, dessen Minerale Eisen sind (whose stone are iron).

— Burton (Z) I. S. 122. Die Hügel Ostafrikas ergeben einen Ueberfluß (abondance) von Eisen.

— Eisen findet sich häufig, sowie Kupfer und Kohle in Ostafrika.

Die Eingeborenen verstehen Eisen und Kupfer zu schmelzen und zu Waffen und Geräthschaften zu verarbeiten. (Sturz. S. 16.)

— Export. 1883. No. 38. S. 658. Man weiß, daß Eisen von Völkerschaften im Innern Ostafrikas verarbeitet wird.

— Jonston. S. 549. Eisen wird in Ost-Aeq.-Afrika rentiren, sobald die Kommunikationen zum Innern und der Küste erleichtert sind.

— Stüve. S. 334. Das Volk der Zindische (Sansibar-Küste) gab seinem Verkehr einen ansehnlichen Erwerbszweig durch Bearbeitung des Eisens. Es schmiedete das Metall, welches die unerschöpflichen Gebirge des Hochlandes erzeugte, zu vielfachen und zierlichen Arbeiten. (Quellen: Medusi und Edrifi bei Hart. p. 100, Sion p. 28 erwähnt auch

in Mombas und Melindi Eisenfabriken. Barrow. (Voyage to Chockinkina. S. 400.)

— Brochhaus. In dem (portugiesischen) Gebiete von „Mossambik“ befindet sich Eisen.

— Krapf II. 468. In Dschitoo am Sambesi soll es Eisenminen geben, ebenso Kupfer-, Zinn-, Bleimineralien, welche Minen König Monomotapa im Jahr 1607 den Portugiesen schenkte.

— Eisenstein ist unweit der Sansibar-Küste im Ueberflusse vorhanden, wird aber von den Eingeborenen nur so weit verarbeitet, als es ihr Bedarf erfordert. (Bericht des engl. Consuls in Sansibar, Oberstlieutenant Rigby an seine Regierung vom 1. Juli 1861 Petermanns Mittheilungen 1861. S. 261.)

— In Ukwere: Der Weg ist mit Stücken rostfarbiger Steine besät; die Oberfläche des Bodens weist auf Eisenhaltigkeit hin. (Horner (Schneider) Regensburg 1877. S. 163.)

— Auf seiner Reise nach Udoe und Usegha an der Ostküste Afrikas, im Jahre 1883, traf Pater Bauer, apostolischer Vicepräses in Sansibar, überall eisenreiche Länder. (Zeitschrift „die katholischen Missionen“ 1883. Heft 1 und folg. Freiburg i./B. bei Herder.)

— Horner (Schneider) S. 123. In Ukami giebt es eisenhaltige Quellen. Nahe bei Kinole fanden die Missionare solche in großer Anzahl, deren Wasser in einen benachbarten Bach fließt.

— Die Stamba-Hügel in der Mitte des fruchtbaren Landstrichs von Usagara sind durch ihre Eisenwerke bemerkenswerth. (Missionar Last im Julihefte v. 1885 der Proceedings of the R. geogr. Society. Col.-pol. Corresp. 1885. No. 7.)

— Die Einwohner von Usagara, Usegha und Unyamwesi schmieden Eisen. (Horner (Schneider) S. 255).

— Speke. I. S. 117. In Unyamwesi findet sich reiches Eisenerz im Sandsteine. — I. S. 286: enthält die Abbildung einer Schmiedewerkstätte in Uniza. — I. S. 221: rothe Sandsteinconglomerate wiesen auf die Gegenwart von Eisen in Karague.

— Giraud. S. 237. In Mambuoe (zwischen Süd-Tanganika-See und Niassa-See) „fand ich die Felsen bedeckt mit großen Partien von Limonit, woraus die Eingeborenen große Quantitäten Eisen ziehen;“ nirgends fand ich die Eisen-Industrie so entwickelt wie hier, obgleich der Eisen-Bergbau überall in Ostafrika in großer Ausdehnung existirt.

— Edrissi (arab. Geograph. XII. Jahrh.) Krapf II. 439. Bei Malindi und Mombas besitzen und bearbeiten die Eingeborenen Eisenminen, durch die sie sehr reich werden.

Dagegen bemerkt Krapf: Bei Mombas giebt es kein Eisen, aber Antimonium. Eisen giebt es südlich von Mombas in der großen Wakuavi-Wüste.

— Ben Said (Arab. Geograph. XIII. Jahrh.): Krapf II. S. 444: „Bei Melindi“ (am Ausfluß des Sabaki) „sind reiche Eisenminen im Gebirge und am Meeresufer Magnet-Eisen“.

— Krapf II. 104. Auch in der Wadingo-Wildniß (zwischen Mombas und Dschagga) giebt es Eisenerz in Masse, hinreichend, um eine ganze Eisenbahn bis zur Küste zu bauen.

— von der Decken I. S. 236. Wakamba (Usambara) ist reich an vorzüglichem Eisen.

— Burton (Z.) II. 54. Die Rabai- oder Mherany-Berge (hinter Mombas) enthalten eine reiche Eisenmine, deren Fortsetzung in die See Magneteisen ist.

— Westlich von den Wanika, in der wasserleeren Wüste bis nach Teita, sind Schiefer, Gneis, Grauwacke und Hornblende die vorwiegenden Gesteine, dieselben enthalten zahlreiche Mineralien und sind so reich an Eisen, daß der durch ihre Zersetzung gebildete Boden von blendend rother Farbe ist und auffallenden Mangel an fruchtbaren Bestandtheilen aufweist.

(Thomson. Durch Massai-Land. S. 64.)

— Fischer (M.) S. 9. Bei Pare findet sich eisenhaltiger Sand. S. 15. Die Dschagga-Leute sind berühmte Schmiede.

— von der Decken II. 14/17. In Ugono dampften die riesigen Feuer der Eisnarbeiter in weiten Gruben und sonderbaren Defen.

Das treffliche Ugono-Eisen wird hier gewonnen, welches durch einen großen Theil Ostafrikas verbreitet ist und höher geschätzt wird, als das schwedische.

Frauen brachten aus einem Bache Magneteisensand, entstanden aus einer Zersetzung eisenglimmerhaltigen Gneises.

Die weitere Zubereitung des Eisenerzes erfolgt in der Weise, daß der geschlemmte Sand in tiefen Gruben geschmolzen wird und man nach dem Erkalten mit Schlacken gemengtes Eisen erhält.

Das rohe Eisen wird im Schmiedefeuer zu kleinen Hacken verarbeitet.

Die Werkzeuge hierzu, die Decken in einer Schmiede sah, waren sehr einfach — er fragt: wie, wenn diese Leute erst stählerne Werkzeuge haben?

— Im Dschagga-Lande, (ebenso bei den Warui und den Wanika) werden kleine Eisenkettchen gefertigt, die in dieser Feinheit, wie ich höre, in Europa nicht mit der Maschine hergestellt werden können. Dieselben dienen als Geld.

(Fischer. Das Massai-Land. S. 14.)

S. 29  
sich fü

Thom  
durch  
gewon

Großf  
Speer

gut ip  
vorgez  
schwed  
Härte

Eine

derobo  
Schilde  
Die Le

S. 93.

zum 8.  
1879.

Natal.  
Uf

\*) E  
ostafrikan  
weil dara  
anderen  
abgeleitet

— Kurt Weiß. S. 24. In Fuga waren die Bäche eisenhaltig. S. 29. Das Gebirge von Ugono ist eisenreich, so daß spätere Ausbeutung sich sicher lohnt.

— In dem Dorfe Seremba in Kawirondo am Victoria-See fand Thomson im Dezember 1883 zahlreiche Schmelzwerke, zu denen das Erz durch regelmäßigen Bergbau in einer nördlich gelegenen Hügelkette gewonnen wird.

Das gewonnene Eisen ist erster Güte und die Leute sind tüchtige Grobschmiede. Sie fertigen Eisendraht mit schöner Silberpolitur, Hacken, Speere, welche in ganz Kawirondo verbreitet sind.

(Thomson. Massai-Land. S. 439/440.)

— Krapf II. S. 236. In Ukambani giebt es viel Eisen, das sehr gut ist und von den Eingeborenen in Mombas dem Eisen von Indien vorgezogen wird. Sie stellen es dem „Sues-Eisen“ — wahrscheinlich schwedischen Eisen — an die Seite, und in der That, es giebt ihm an Härte wohl wenig nach.

— Krapf I. S. 63. In Schoa giebt es Eisen in Menge. II. S. 506. Eine Menge Eisen giebt es im Dschagga-Lande und in Ukambani.

— Johnston. S. 402. 421. Der Heloten Tribe der Massai, die Enderobo und Elgoni (Grobschmiede) verfertigen den Massai alle Schwerter, Schilder, Speere, Rasirmesser und sonstigen Metallinstrumente. — S. 434. Die Leute in Laweta verfertigen eiserne Fischangeln.

— Die Massai verstehen Eisenarbeiten. Farler. Proceedings, 1879. S. 93.

#### Fossile Seethiere und Pflanzen.

— Diese Kalk-Formation geht vom 12. Grad nördlicher Breite bis zum 8. Grad südlich, vielleicht sogar bis Natal. (Farler in „Proceedings“, 1879. S. 87.)

#### Gold.

— Eine große östliche Küstengebirgskette geht von Abessinien bis Natal. (Farler „Proceedings“, 1879. S. 82.)

Usambara z. B. ist davon ein Glied. (Farler a. angef. D.)

— Sofala.\*) Altes Testament. Könige, I. Kap. 9, Vers 27:

„Und Hiram sandte seine Knechte im Schiff, die gute Schiffs-

\*) Sofala ist jetzt portugiesisch, und dessen Hinterland gehört nicht zu den Deutsch-ostafrikanischen Erwerbungen. Wir theilen aber die Aussprüche über Sofala dennoch mit, weil daraus möglicher Weise eine Vermuthung für das Vorkommen von Gold auch in anderen Theilen des von Abessinien bis zum Kap reichenden einheitlichen Gebirgszuges abgeleitet werden kann.

leute und auf dem Meere erfahren waren, mit den Knechten Salomons.“

Vers 28:

„Und sie kamen gegen Ophir und holten daselbst vierhundertzwanzig Zentner Gold, und brachten es dem König Salomon.“

Kap. 10, Vers 22:

„Denn das Meerschiff des Königs, das auf dem Meere mit dem Schiff Hiram's fuhr, kam in drei Jahren einmal, und brachte Gold, Silber, Elfenbein, Affen und Pfauen.“

Vergleiche auch Kap. 22, Vers 48 und 49.

— Krapf, Bd. II., S. 461. Aus: de Barros, portugiesischem Geschichtschreiber im 16. Jahrhundert:

Sofala ist ein Theil des großen Landes, über welches ein Fürst Benomotapa herrscht. Der Sambesi hat mehrere Seitenflüsse, sie alle bespülen dieses Königreich und haben meist Gold.

Die nächsten Goldminen sind die, welche Manica heißen, sie liegen in einem Thal, das von einem gebirgigen Amphitheater von 30 Stunden im Umfang umgeben ist. Die Minen erstrecken sich 50 Stunden westlich; das Gold befindet sich im Staube, daher die Eingebornen es aus Löchern graben, welche die Winterregen wieder ausfüllen, die Goldstückchen aus der Umgegend dorthin mitführen. Die anderen Minen sind 100–200 Stunden weiter.

In der Mitte ist eine Festung von behauenen Steinen, heißt Symbaoe (Zimboe). Der Zweck war dem Gebäude-Eigenthümer (Phöniziern), den Besitz der sehr alten Minen zu sichern. 1560 wird Monomotapa Christ. 1569 und 1575 werden die Portugiesen von den Eingeborenen aus den Goldminen vertrieben. 1607 schenkt König Monomotapa den Portugiesen alle Gold-, Silber-, Eisen-, Kupfer-, Zinn- und Bleigruben.

— Krapf, II. S. 405. (Ob die Minen hinter Sofala portugiesisch sind, scheint zweifelhaft.) Sofala ist das biblische Ophir. Ophir heißt ohne Zweifel Goldstaub (Hiob, Kap. 28, Vers 61). Ophir ist nicht in Arabien, nicht an der Malabar-Küste, nicht in Ceylon zu suchen. Weder Gold, noch Silber findet sich da in solcher Masse, daß es ausgeführt werden könnte. Elfenbein giebt es in Arabien gar nicht, das indische ist nicht so brauchbar, wie das afrikanische. Affen und edle Holzsorten giebt es in Ostafrika in Menge; Pfauen allerdings nicht, allein Tukijün kann auch Perlhuhn oder Strauß heißen.

Der Hauptgrund für Ostafrika ist aber, daß das Meerschiff drei Jahre brauchte. Von Eziongeber bis Aden brauchten sie 6 Monate, da sie alle

Nacht  
ostaf  
der M  
König  
Baut  
feine  
nizien  
Afri  
Phön  
nicht  
Unta  
beson  
vorzu  
masse  
den f  
Blätt  
lichen  
der M  
bereit  
Mün  
bei P  
gegen

Nacht ankerten. Dann 2—3 Monate nach Schacher, von wo sie an der ostafrikanischen Küste hinsegelten. Das dauerte ein Jahr. Ein Jahr dauerte der Aufenthalt, die Seeleute legten daher Plantagen an und überwinterten. König Salomon bei seiner glänzenden Hofhaltung und seinen großartigen Bauten brauchte Gold, Silber, köstliche Steine, feine Holzarten, Thiere für seine Menagerie und verband sich daher mit dem Könige Hiram von Phönizien, der nach dem Gold von Ophir, d. h. der Südostküste von Afrika, hauptsächlich die Gegend von Sofala, gleichfalls lüstern war. Die Phönizier mußten die Israeliten mit dem Seewesen bekannt machen.

— Bär, histor. Fragen, Petersburg 1873, S. 6. Die Expedition erwarb nicht das Gold durch Handel, die Israeliten hatten keine Waaren zum Umtausch, sondern verschafften sich das Gold aus seinen Lagerstätten.

Ursprünglich scheint das Gold nur in alten krystallinischen Gebirgsmassen, besonders in den Quarzgängen, welche diese Gebirgsmassen durchziehen, vorzukommen. Also nicht in neueren Gebirgsmassen, wohl aber in Trümmern, die durch Zertrümmerung und Verwitterung der Urgebirge entstanden sind.

Das Gold ist im Krystall sehr fein vertheilt, „eingesprenkt“ als zarte Blättchen, Körnchen, Reiserchen. Aus dem Trümmergestein des ursprünglichen Felsens wird das Gold durch Schlämmen mit Wasser gewonnen.

Es ist eine Arbeit der Natur, das Gold für die Wäsche vorzubereiten, der Mensch benutzt nur, was Jahrhunderte oder Jahrtausende lang vorbereitet ist, so namentlich an Flußbetten. Kein Fluß führt Gold bis zur Mündung, es bleibt liegen, wie die Strömung aufhört, z. B. im Rhein bei Philippsburg, Worms (Nibelungenschatz).

Bär, der in der Frage, ob Sofala Ophir sei, einmal dafür, später dagegen war, sagt, für Sofala lassen sich folgende Gründe geltend machen:

1. Die Angaben, welche gelegentlich in der Geographie des Ptolemäus von Reisenden an der Ostküste vorkommen.
2. König Necho von Egypten, welcher 625—600 v. Chr. herrschte, ließ Afrika umsegeln — die Berichte der Reisenden hatten ihn überzeugt, daß Afrika eine Halbinsel sei. Er sendet Phönizier, die nach dreijähriger Reise durch die Säulen des Herkules zurückkehren. Bei ihrer Umsegelung hätten sie die Sonne rechts.
3. Also muß schon früher ein großer Theil der Ostküste bekannt gewesen sein.
4. Die Reisenden ihrerseits hörten in den östlichen Ländern Afrikas häufig von Goldwäsche aus dem Boden der Flüsse und sonstigem Trümmergestein.
5. Die Häuptlinge des Ostens hatten viel mehr Utensilien und Schmuck-

fachen; die Portugiesen unter Vasco da Gama glaubten ernstlich, in Sofala nach Ophir gekommen zu sein.

6. Die griechische Uebersetzung des alten Testaments der 70 Dolmetscher schreibt überall, wo in dem Urtext Ophir steht: Suphir, Supheier, aber auch Sophara und Sophora — auch die Araber des Mittelalters schreiben Sofara. (r und l wird in der Suahilisprache stets verwechselt.)
7. Flavius Josephus — 1. Jahrhundert n. Chr. — spricht nicht von Pfauen, sondern an deren Stelle von Aethiopiern.
8. Man hatte Nachrichten von alten Gebäuden, die man in der Nähe der Goldwäschen gefunden hat, und die nicht von den Portugiesen herrührten, vermuthlich von Phöniziern.

Der Württemberger Mauch hat 1871 diese großartigen Fortifikationen gefunden und beschrieben.

— (Sofala.) Die Tagespresse, z. B. Karlsruher Zeitung vom 11. März 1886, enthält über den neuesten Stand der Dinge der Goldminen-Verhältnisse an den Seitenflüssen des Sambesi folgendes:

„Der portugiesische Afrika-Reisende Paiva de Andrada, welcher sich dadurch einen Namen erworben hat, daß es ihm im Jahre 1881 gelang, vom Sambesi aus den früher hochberühmten goldreichen Ort Manica (östlich von Sofala gelegen) zu erreichen, hat im vorigen Jahre eine zweite Expedition nach derselben Gegend unternommen, welche aber einen unglücklichen Ausgang genommen hat. Diesmal reiste er im Auftrage einer Ophirgesellschaft, welche es sich zur Aufgabe gemacht hatte, die uralten Goldminen, die sich in diesem Theile Afrika's finden, wieder nutzbar zu machen. Güter im Werthe von 2500 M. waren bereits vorausgegangen. Der Reisende folgte mit drei weißen Begleitern, einem Engländer, einem Dänen und einem Portugiesen, war aber bald genöthigt, den Rückzug anzutreten, da die Eingeborenen ihn mit Gefangennahme bedrohten. Er wandte sich nun nach dem südwestlich von Tete gelegenen „Kaiser Wilhelm Goldfeld“, welches unser Landsmann Mauch im Jahre 1872 entdeckt hat. Hier herrschte Hungersnoth, und diese, sowie Drohungen der Eingeborenen bewirkten, daß die Reisenden von ihren Trägern verlassen wurden. Bei einem Häuptling, Schanga Meri, fanden sie Aufnahme. Der Engländer, Mr. Walker, verließ die Expedition und ging nach Tete, das Lager der Zurückgebliebenen wurde von den Eingeborenen überfallen, der Däne Sörensen und der Portugiese Francisco wurden getödtet, Paiva de Andrada rettete sich durch die Flucht. Auch dieser Vorfall bestätigt wieder, daß die Portugiesen trotz der langen Dauer ihrer Herrschaft es nicht verstanden haben, sich bei den Eingeborenen der Ostküste Afrika's in Respekt zu setzen.

Sie  
in de  
Abga

Jum  
brach  
tropi

Tage

unab  
Nord  
bis  
neue  
wurd  
Gold  
heute  
Bon  
Bd.

Silbe  
auch  
es au  
die o  
abhän  
S. 18  
S. 3

Ostaf

Süda  
befan

Küste  
Nach

\*  
gewisse

Sie dürfen sich nicht über die Grenzen der wenigen Orte hinauswagen, in denen sie sich noch halten, und am Sambesi zahlen sie selbst in Sena Abgaben an einen benachbarten Zulustamm.“

— Krapf. II. S. 403. In Sofala wird noch heute gutes Gold gefunden.

— Cameron (Revue). S. 420. Die Sambesi-Städte Sena, Tete, Zumbo, hinter Sofala die Goldminen von Manico, Ibo, Kilimani, alle brachten einen großen Handelsaufschwung an den südlichen Theil der tropischen Ostküste.

— Brockhaus („Mosambik“). Die Ausbeute an Gold ist heutigen Tages gering.

— Zu dem Goldreichtum innerhalb der heutigen Grenzen der unabhängigen Transvaal-Republik tritt der Umstand hinzu, daß in den im Norden an derselben angrenzenden Ländern diese goldhaltigen Gebirge sich bis zum Sambesi-Thal fortsetzen, und daß dort von allen ältern und neuern Reisenden wunderbar reiche Golderze aufgefunden und mitgebracht wurden, daher Mauch auf die Idee kam, daß man hier das alte fabelhafte Goldland der Bibel, Ophir, vor sich habe. Diese Landstriche befinden sich heute noch außerhalb der offiziellen Grenzen der Transvaal-Republik. Von Weber, Vier Jahre in Afrika, Leipzig, bei Brockhaus, 1878. Bd. II. S. 336.)

— Transvaal enthält unermessliche unterirdische Schätze an Gold und Silber, Eisen, Blei, Kupfer, Zinn, Quecksilber und Kobalt, namentlich aber auch unerschöpfliche Steinkohlenlager von ungeheurer Ausdehnung, so daß es aus diesen Gründen in der Zukunftsgeschichte der südafrikanischen Staaten die allerglänzendste Rolle zu spielen bestimmt ist. Von Weber, Unabhängigkeitskampf der niederdeutschen Bauern, Berlin 1881 bei Sittenfeld. S. 18. Derselbe. Vier Jahre in Afrika, Leipzig bei Brockhaus 1878. Bd. II. S. 333—335.

— Burton. (Z.) I. S. 122. Die Hügel und Flußbette geben Gold.

— Export. 1883. Nr. 38. S. 658. Gold kommt an vielen Orten Ostafrika's vor.

— Burton (Z.). II. 209. In Ostafrika und wir mögen sagen in Südafrika vom Aequator bis zum Cap ist Gold schon länger als Kupfer bekannt.\*)

II. S. 26. Im Jahre 1823 informirten die Araber an der Sansibar-Küste (Mombas) den engl. Kapitän Botler, daß in einigen Flüssen in der Nachbarschaft Gold in kleinen Quantitäten vorkomme.

\*) Heeren glaubt mit Flinck, daß die Alten Diamanten mit Gold gemischt, in gewissen nordafrikanischen Gegenden entdeckt haben, ganz besonders in Meroe.

— Als Vasco da Gama 1498 zuerst die Küste besuchte, fand er in Masambiti, Kiloa, Mombas, Melinda, Brava, Macdichu einen ausgedehnten Handel in Elfenbein, Goldstaub, Gummi, Kupfer.

(Oberstlieutenant Rigby, engl. Consul in Sansibar, Bericht an seine Regierung. 1. Juli 1860 — bei Petermann 1861. S. 259).

— Fischer (Licht). S. 97. In dem nördlichen Theil des Masai-Landes kommt Gold vor.

— Krapf. S. 63. In der Nähe von Debra-Berhan (Abyssynien) wird ein Goldlager vermuthet, weil einige Goldkörner nach der Regenzeit daselbst gefunden worden sind.

### Graphit.

— Graphit ist in den Bergen von Ukami sehr gewöhnlich. Damit werden von den Eingeborenen thönerne Gefäße glasirt. (Pater Horner [Schneider] S. 256.)

### Kalk.

— Burton (Z). S. 79. Bei Jungomero in Chutu ist eine heiße Quelle, welche Kalkstücke empor schleudert.

### Kohlen.

— Kohlen finden sich häufig in Ost-Aequatorialafrika. (Sturz, wieberg. Welttheil. S. 16.)

— Brockhaus (Artikel Mosambik). Am Zambesi finden sich mächtige Lager vortrefflicher Steinkohlen.

— Burton (Z. I. 122). Kohle wurde gefunden von den Portugiesen zu Tete und in dem Sambesi-Thal, laut Livingstones erster Expedition. (Missionary Travels XXXI. 633—4.)

Seine zweite Reise erstreckte das Kohlenfeld über das Kuvuma-Thal (XXI. 440), — wahrscheinlich wird es sich aber noch weiter erstrecken (still further).

— Krapf fand die Kohle an den Ufern des Kuang, nahe dem Tsana-See.

— Frankfurter Zeitung, 29. October 1885. Der englische Consul meldet, daß ein französischer Ingenieur am Kuvuma Kohlenlager entdeckt habe.

Cameron (Revue Internationale 1885. Dezember. S. 423). Kohle wurde neuerdings gefunden an den Ufern des Kienda, eines Zuflusses des Kuvuma, durch M. Angeloy, einen französischen Ingenieur im Dienste des Sultan von Sansibar — obgleich Thomson deren Vorhandensein leugnete,

als er für den Sultan den Distrikt untersuchte. In der Nähe sind die zwei schönen Häfen von Mikindani und Lindi. Es sollte daher eine Eisenbahn von Cap Delgado bis Kiloa gebaut werden, — Kiloa ist zudem die beste Landroute zum Nyassa-See.

— Roskoschny. S. 32. Der Berichterstatter sieht Sansibar als Haupttransithafen für Kohlen an: im Innern seien ungeheurere Kohlen-distrikte.

— Krapf, I. S. 63. In Schoa (Abyssynien) giebt es Steinkohlen in Menge, namentlich im Osten von Schoa — aber die Leute haben sie bis jetzt nicht zu benützen gewußt.

#### Kopal (Halbfossil).

— Roskoschny. S. 130. Es ist ein halbversteinertes Harz. Es liegt in den röthlichen Schichten in der Nähe der Küste und stammt von einer ausgestorbenen Baumart her, welche, wie es scheint, nur an der Küste wuchs. Rationelle Ausgrabungen müßten weit größere Resultate ergeben. Die Eingeborenen graben nur bei Bedarf, und dann nur einen Arm tief. Hier liegen Schätze für den europäischen Unternehmungsgeist.

— Burton (Z.) S. 122. An beiden Seiten des Kontinents sind reiche Ablagerungen des halb fossilen Kopal.

— Burton, II. S. 275. Die ganze Sansibar-Küste von Macdischu bis zum Cap Delgado hat Kopal, bald 3 Stunden, bald 2—3 Tagereisen sich in das Innere erstreckend. Man kann 12—15 Pfund täglich graben. Der rohe Kopal kommt vom Mandarusi, Kopalbaum (*Hymenoea verrucosa*), 30 Fuß hoch, eine Elle im Umfang. Er entsteht durch Verletzung der Bäume durch Elephanten u. Auf dem Festlande kostet der Kopal nur halb so viel wie in Sansibar, aber die Eingeborenen sind zu träge zum Graben, so lange sie noch das mindeste Korn haben.

— Krapf, II. 475. Die Portugiesen gruben viel Kopal-Harz auf der Insel Mafia.

— von der Decken, Band III. Auf der Insel Mafia giebt es viel Kopal. Laut Barro (1636) mußten die Einwohner alljährlich ein Quantum als Abgabe an den portugiesischen Gouverneur liefern.

— Ben Said (XIII. Jahrhundert). Krapf, S. 444. Bei Malindi existirt der Baum von Sindsch, d. h. der Kopalbaum.

— Krapf, II. 258. Viel Kopal wird gegraben von den Bassanya nördlich Mombas.

#### Kupfer.

— Kupfer findet sich häufig in Ostafrika. (Sturz, S. 16.)

— Export. 1883. No. 38. S. 658. Kupfer kommt im Innern Ostafrikas an vielen Orten vor.

— Burton (Z.) I. 122. Die Hügel und Flußbeete Ostafrikas geben Kupfer.

— Burton (Z.) II. S. 209. In Ostafrika und Südafrika vom Aequator bis zum Cap erklären die Eingeborenen, daß sie Kupfer (brass) graben — was schon lange bekannt sei — Gold sei noch länger bekannt.

— Vasco da Gama fand an der ganzen Ostküste von Madagaskar bis Mosambik Handel mit Kupfer. (Engl. Consul Rigby in Sansibar. Bericht an seine Regierung, 1. Juli 1860. Petermann, 1861. — S. 259.)

— Johnston. S. 549. Kupfer wird in Ost-Aequatorial-Afrika rentiren, sobald die Kommunikationen zwischen dem Innern und der Küste erleichtert sind.

— Schäfer. Geschichte Portugals. III. 168. Vasco da Gama tauschte am Rio de Cobre, südlich von Mosambik bei seiner Entdeckungsfahrt 1498, von den Eingeborenen viel Kupfer ein.

— Man weiß, daß in einiger Entfernung von Mosambik im Innern sich reiche Kupferminen befinden und Mulden Kupfer werden zuweilen nach der Küste gebracht und nach Rutsch exportirt, allein kein Portugiese darf sich fünf Meilen weit ins Innere wagen. (Bericht des engl. Consul Oberstl. Rigby an seine Regierung aus Sansibar. 1. Juli 1860. — bei Petermann. Mittheilungen 1861. S. 261.)

— Krapf, II. 467. In Dschikoa am Sambesi soll es Kupferminen geben.

— Brockhaus (Mosambik). Allda befindet sich Kupfer.

— Koskofchny, S. 112: Die reichen Wanika tragen kupferne oder eiserne Kettchen, die mit allerlei Verzierungen versehen sind. Solche Kettchen verfertigen die Bewohner des Dscherima-Gebirges, welche überhaupt als Metallarbeiter sich eines gewissen Rufes erfreuen.

— Krapf, II. S. 263. Die Wakamba tragen kupferne Kettchen, sehr klein und niedlich, die von ihren Schmieden angefertigt werden.

— Die Einwohner von Usagara, Usogaha und Unyamwesi schmelzen Kupfer. (Horner, (Schneider) S. 255.)

— Speke, I. 238. Am Mumbirio in Ruanda finden sich sowohl Salz- als Kupferlager, als heiße Quellen.

— Unweit der Küste, in der Nähe von Mombas, giebt es Kupferminen. (Bericht des engl. Consuls Oberstlieut. Rigby vom 1. Juli 1860. Petermanns Mittheilungen 1861. S. 261.)

#### Malachit.

— Aus den Kupferminen am Sambesi sind Proben von Malachit

auch nach Sansibar gekommen. (Offizieller Bericht des engl. Consuls in Sansibar, Oberstlieut. Rigby an seine Regierung vom 1. Juli 1860. Petermanns Mittheilungen 1861. S. 26.)

### Natron.

— Die Ebene von Njiri enthält Strecken, die mit einer reinen weißen Kruste von Natron und Salpeter bedeckt sind, die durch die Verwitterung der aus den ausgetrockneten Sümpfen der Regenzeit zurückgelassenen Salze entsteht. (Thomson: Durch Massai-Land. S. 245.)

— Der Natron-See, 50 engl. Meilen lang, 10 Meilen breit, liegt südlich vom Naimafcha-See und hat 40° R. Wassermärme. (Fischer, Massai-Land. S. 48.)

### Quarz.

— Pater Bauer traf in Udoe im ganzen Lande Quarz. (Katholische Missionen 1883. Heft 1 und folg.)

— Quarz mit Dryd ist auf einem 50 Fuß hohen Felsberg hinter Tangata. — Auch in den trockenen Wasserläufen findet man Quarz. — (Farler, Proceedings 1879. S. 86.)

### Salpeter.

— Die Wüste Marenga Mtali (deutsch: Bitterwasser) enthält Salpeter und Salz. (Stanley, Livingstone, S. 169/170.)

— Die Njiri-Ebene, nördlich vom Kilimandjaro, enthält weite Strecken mit einer weißen Kruste von Salpeter und Natron. (Thomson, „Massai-Land.“ S. 245.)

### Salz.

— In Usagara, östlich von Mpwapa traf Stanley („Durch den dunkeln Welttheil.“ I., S. 101) ein Steinsalzlager.

— Thomson (L). I., 193. „Salzgewinnung in Mahenge“: Durch Verbrennen gewisser Gräser, Wasserpflanzen, Bäume, und Filtrirung der Asche.

— Kurt Weiß. Südlich Rahe ist der Boden sehr salzhaltig, stellenweise war das Salz in ca. 5 m dichten Schichten ausgeschwigt.

— Fischer (M.), S. 9. Salz wird bei Pare gewonnen.

— Die Ebene von Njiri enthält Teiche und Sümpfe mit Salztheilen. (Thomson, „Durch Massai-Land.“ S. 245.)

— An dem noch aktiven Vulkan Dönje Ngai, ca. 15 geographische Meilen nordwestlich vom Kilimandjaro, wird von den Eingebornen Salz gestochen. (Fischer, „Massai-Land,“ S. 50.)

— Speke, I., S. 238. Am Mumbirio in Ruanda finden sich sowohl Salz-, als Kupferlager, wie heiße Quellen.

— Fischer (M.), S. 50. Unweit des Vulkans Dönje Ngai wird das Magadi genannte Salz gestochen, das sowohl im Massai-Lande, als an der Küste einen Handelsartikel bildet. Mohamedaner bepacken bei der Rückkehr ihre Esel mit Salz, das in Pangani, außer zum Tabakrauchen, auch noch zu anderen Zwecken verwendet wird. Es wird allda mit 3—5 Dollars per Frasilah (35 Pfd.) bezahlt.

— Krapf, II., S. 229. Am Bache Andilai (beim Kenia), der sehr salzig ist, bemerkte Krapf an den Ufern eine Lage krystallisiertes Salz, das aber mit Erde vermischt war. Die Frauen sammelten eine Quantität zu unserm Gebrauche.

Diese Salzkruste findet sich überhaupt in mehreren Gegenden in Usambani. —

— Krapf, S. 63. Salz giebt es im Adal-Lande (Abyssynien). — Ein Handelsartikel bei den Dschaggas ist das Emballa im Rahelände, eine im Wasser sich auflösende Erdart, welche Salz ersetzt und wie „Balingen Mineralwasser“ schmeckt.

#### Sandstein.

— Krapf II., S. 122 sah in Usambara sehr gute Sandsteine.

— Von Pater Horner in den deutschen Schutzgebieten überall angetroffen. (Schneider, S. 189 u. f. w.)

— und viele Andere.

#### Schwefel.

Am Dönje Ngai findet sich wahrscheinlich Schwefel. (Farler in: „Proceedings“, 1879. S. 93.)

— Krapf, I., S. 63. In Schoa giebt es Schwefel in Menge.

#### Silber.

— Krapf, II., S. 467. In Dshikoa am Sambesi soll es Silber geben.

#### Sodantrat.

— Jonston, S. 549. Es wird später rentiren, sobald die Kommunikationen zwischen Innerm und Küste erleichtert sind.

#### Stahl.

— Jonston, S. 90, 410. Feine Stahlkettchen sind eine örtliche Industrie der Bewohner des Dschagga-Landes.

#### Thon.

— Krapf, II., S. 114. In Usambara giebt es eine sehr gute Thonart für Tabakspfeifen und Töpfe.

— „Kolonial-politische Korrespondenz,“ 1886. Nr. 6. Am Aequator ist sehr viel rother Thon.

#### Vulkanische Gesteine.

— Krapf, II., S. 163. Nordwestlich vom Kenia sei ein Feuerberg.

#### Zinn.

— Krapf, II., S. 468. In Dschikoa am Sambesi soll es Zinnminen geben.

---

Nachtrag. Im Lande der Somali-Medjertin (Nordostsee) bestätigt Revoil, Cap des Aromates, Paris 1880, das Vorkommen „mineralischer Reichthümer“ in den Bergen (S. 237), insbesondere von Eisen (S. 159, 196, 255), Blei (S. 255), Petrefacten (S. 196), Steinsalz (S. 210, 213, 278), Quecksilber, dort bio lap, d. h. Silberwasser, genannt (S. 236, 278), sowie von einem silberhaltigen Mineral (S. 236).

---

Ueb

Abchnitt III.

Ueber Kolonisationsbedürfniß und Koloni-  
sationsfähigkeit im Allgemeinen.

---

U  
tage, g  
G  
Begriff  
Kolonie  
Kolonie  
eine a  
Bevölk  
belieb,  
eine M  
früher  
in jene  
Kolonie  
basiren  
nicht d  
Herr L  
sproche  
vielleich  
Uferm  
vielleich  
das ja  
schicken  
bedürfe  
uns da  
das G  
sie bet  
redner  
ich gla  
überha  
wir do  
Andere  
wartet  
ob die

Auszug aus einer Rede des Reichskanzlers **Fürsten Bismard** im Reichstage, gehalten am 16. März 1885:

Es braucht noch nicht alles das, was wir nach dem heutigen modernen Begriff, der sich von dem etymologischen doch ziemlich losgesagt hat, unter Kolonie verstehen, eine Ackerbaukolonie zu sein; es können Plantagenkolonien mit fremden Arbeitern sein. Wenn der Herr Vorredner darin eine abschreckende Erfahrung gesehen hat, daß in Westindien die weiße Bevölkerung sich nach der Aufhebung der Sklaverei nur noch auf 5 pSt. belief, so wäre ich sehr dankbar gewesen, wenn er diese Mittheilung durch eine Angabe darüber vervollständigt hätte, auf wieviel Prozent sie sich denn früher belaufen hat. Sehr viel über 5 Prozent kann die weiße Bevölkerung in jenen Gegenden niemals betragen haben. Es ist das eben eine Plantagenkolonie gewesen, und das können einige der unsrigen auch werden; die basiren auf Arbeitskräften, die an das Klima gewöhnt sind. Ich will mich nicht darauf einlassen, ob der Deutsche sich allmählig akklimatisirt, wie der Herr Vorredner uns das in drei oder vier Generationen vielleicht versprochen hat; ich will auch nicht empfehlen, mit Rücksicht auf die Akklimatisation vielleicht den Bewohner unserer nördlichen Provinzen, den Pommer und Udermärker, zu Hause zu lassen und den südlicheren Sachsen und Schwaben vielleicht als schon etwas akklimatisirter dahin zu schicken, wie die Engländer das ja machen, indem sie ihre Truppen zuerst nach Malta und Gibraltar schicken, ehe sie sie in tropischen Gegenden verwenden. Ich glaube, wir bedürfen dieser Akklimatisation gar nicht; die hanseatischen Kaufleute, die uns da vorausgegangen sind, leben doch in jenen Gegenden und treiben das Geschäft, das für den Deutschen dort zu treiben ein Bedürfniß ist; sie betreiben es, ohne wie die Fliegen dahinzusterben. Der Herr Vorredner meint, wir hätten das imperial charter etwas zu früh lanzirt; ich glaube aber, wenn wir damit lange gewartet hätten, dann würden wir überhaupt nicht in die Lage gekommen sein, uns die Frage vorzulegen, ob wir dort eine deutsche Kolonie für möglich halten wollen. Längst würden Andere zugegriffen haben, wenn wir auch nur einige Momente damit gewartet hätten. Das ist diese beschauliche und behagliche Art des Abwartens, ob die Tauben nicht noch etwas besser angebraten werden können, ehe

man den Mund öffnet, um sie entgegenfliegen zu machen. Aber die Regierung hat geglaubt, sich auf diese abwartende Stellung nicht zurückziehen zu dürfen; sondern sie hat den Augenblick wahrgenommen, um dort ein Thor für deutsche Arbeit, deutsche Zivilisation und deutsche Kapitalanlage offen zu halten.

Sie geben für Versuchsstationen — ich weiß nicht was —, für Aquarien u. dergl. im Ausland in unserem Budget doch ganz erhebliche Summen, die mit dem, was für Kamerun bewilligt ist, vollkommen in die Schranken treten können: warum wollen sie nicht uns einmal erlauben, eine Versuchsstation zu öffnen, das erste Mal in diesem Leben für deutsche überseeische Unternehmungen? Wir sind Alle darüber einig: Sie werden die afrikanische Linie einstweilen nicht bewilligen, was ich sehr bedaure. Wir halten sie für nothwendig und nützlich, und vielleicht würde gerade eine solche Linie das Samenkorn dorthin tragen, das die Anlage dort fruchtbar machen kann. Ueber die Gegenden westlich von dem Reiche Sansibar, über die dieses imperial charter ausgestellt ist, habe ich noch in keiner Beschreibung von den Leuten, die dagewesen sind, etwas Nachtheiliges erfahren; im Gegentheil, die gelten nach dem Zeugniß der Engländer, Amerikaner, Belgier, Deutschen, die ich darüber gesprochen habe, für den besten Theil von dem ganzen Innern von Afrika: die Gegenden zwischen der Westgrenze des Sultanats von Zanzibar und den großen Seen, die in der afrikanischen Nilquellengegend sich befinden. Der Herr Vorredner hat dieselben in seiner Aufzählung der ungesunden Gegenden nicht erwähnt; ich glaube, er hat sie vermieden, weil er seinerseits noch nichts Uebles von dieser Gegend gehört hat. Ich habe sehr viel Gutes darüber vernommen, und aus dieser Rücksicht empfiehlt es sich doch, die Frage nicht übers Knie zu brechen. Es handelt sich um einen Landstrich, der, glaube ich, fast so groß wie das Königreich Preußen, als ich geboren wurde, und der alle Klimaten, alle möglichen Arten von Vegetationen enthält, von der tropischen bis zur europäischen, und der von einem vergleichungsweise gesitteten und bildsamen Menschenschlag bewohnt wird; alle Vorbedingungen für eine Anknüpfung kolonialer Beziehungen, die man sich in der Theorie denken kann, treffen dort zu. Ob sich das praktisch bewährt und verwirklicht, meine Herren, dafür kann ich nicht verantwortlich sein, dafür sind verantwortlich die Leute, die da waren und die Leute, die hingehen. Der Herr Vorredner hat es so dargestellt, als ob man den unwissenden Deutschen verleite und an das Messer des Klimas liefern würde. Jeder ist seines Glückes Schmied, und wer dahin geht, hat eben einen Ueberschuß von Unternehmungsggeist und verwerthet denselben in einer Richtung, die bisher nur für unsere Jugend in Lesebüchern eine erhebliche Anziehungskraft hatte.

Also  
Kraft  
öffnen  
lichen  
verhan  
zu sag  
Initia  
kann  
Sie u  
den D  
zu sch

W  
schaftli  
andere

U  
lichen  
selben  
Produ  
Wirthf  
Spielre  
kampf

D  
sondern  
die Ide  
in der  
zeit ver

D  
gemeine  
Bevölke  
erweiter

En  
steigend  
richtig  
vorliegt  
Deutsch

Also lassen Sie sie doch! Wenn die deutsche Nation einen Ueberschuß von Kraftgefühl, Unternehmungsgeist und Entdeckungsgeist in sich verspürt, so öffnen Sie ihr doch wenigstens ein Thor, durch welches sie das verwirklichen kann, und nöthigen Sie uns nicht, wie damals bei den Samoa-verhandlungen, auch diese Vorlage wieder zu den Akten zu schreiben und zu sagen: ja, die Regierung würde sehr gern den Erwägungen und der Initiative des Handels folgen mit ihrem Schutz, aber ohne den Reichstag kann sie es nicht, und der Reichstag hat keine Neigung dazu. Bewahren Sie uns vor der Nothwendigkeit, meine Herren, die Schuld, daß auch hier den Deutschen nicht einmal freie Fahrt geöffnet wird, auf den Reichstag zu schieben!

\* \* \*

Auswanderung und Kolonisation sind eine Folge unserer neueren wirthschaftlichen Entwicklung, ein Zeichen energischer Lebenskraft, die durch andere Maßregeln nicht ersetzt werden kann. (Koscher. S. 359.)

\* \* \*

Unser deutsches Reich bedarf bei der fortwährenden so außerordentlichen Zunahme seiner Bevölkerung, der verhältnißmäßigen Armuth derselben und den vielfach so ungünstigen gegenwärtigen Verhältnissen seiner Produktion und seines Exportes einer umfassenden Erweiterung seines Wirthschaftsgebietes. Einer solchen Erweiterung würde sich der größte Spielraum auf der südlichen Halbkugel bieten. (Von Weber, Unabhängigkeitskampf der niederdeutschen Bauern, Berlin bei Sittenfeld. 1881. S. 22.)

\* \* \*

Die kolonialpolitische Strömung ist kein Werk künstlicher Agitation, sondern aus denselben, lange verdeckten, Quellen hervorgegangen, aus denen die Idee des Kaiserreiches ihre mittelalterliche Weihe bezog, indem sie sich in der Berührung mit den imponirenden Gestaltungen der Hohenstaufenzeit verjüngte. (Simonsfeld.)

\* \* \*

Der Besitz reicher Kolonien hat noch einen viel weiter reichenden allgemeinen Werth. Das ganze nationale Leben in allen Schichten der Bevölkerung wird durch den fortwährenden Contact mit colonialen Besitzungen erweitert, belebt, bereichert.

Englands Seefahrt, der Erwerb reicher Kolonien, der durch sie bedingte, steigende Handelsverkehr und endlich seine, auf diese Vorbedingungen sich ganz richtig und gesund erbauende industrielle Entwicklung sind, wie handgreiflich vorliegt, die Quellen der Größe und der Macht Englands. (Fabri: „Bedarf Deutschland der Kolonien?“ Gotha bei Berthes. 1884. S. 41/42.)

\* \* \*

Wenn unsere Nation die Kolonialfrage als Lebensfrage erkannt hat, wenn in ihr zum ersten Male eine Aufgabe gefunden, an deren Lösung alle Parteien, Nord und Süd, Hand in Hand zu arbeiten berufen und gewillt sind, dann wird deutscher Wille, deutsche Ausdauer, deutsche Kraft, deutscher Geist ihr schon zu segensreichem Leben verhelfen, zum Heile des Vaterlandes. (Dr. Timotheus Fabri. Kolonien als Bedürfnis unserer nationalen Entwicklung. Heidelberg 1884. S. 26.)

\* \* \*

Nicht Thatsachen nur sollen jetzt erkundet werden, welche gesammelt und verarbeitet der Gelehrte in Büchern darstellt, in Kartenwerken niederlegt; es sind, wie uns Kapland und Aegypten, wie uns vor Allem das gewaltige Kongogebiet und das in ihm sich jetzt entfaltende rege Treiben handgreiflich beweist, die realen Interessen des Großhandels, des Wettbewerbs der Nationen und ihrer politischen Machtentfaltung, womit heute die Sorgen der Völker um Afrika zusammenfallen. (Treutlein, die Durchquerungen Afrikas in den „gemeinverständlichen wissenschaftlichen Vorträgen.“ Berlin bei Habel. 1884. Heft 433/434. S. 92.)

\* \* \*

Es giebt kein Volk, welches so viele Kolonisten in's Ausland geschickt hat, als das deutsche, und welches sich so glänzender Erfolge in der Gründung von Kolonien, wenn auch unter fremder Herrschaft, rühmen kann. (Franzius, Seeoffizier, Deutschlands Kolonien. Bremen 1884. S. 19.)

\* \* \*

Deutsche Besitzungen jenseits des Ozeans wagten selbst die alten Burschenschaftler nicht zu verlangen. Dennoch ist das deutsche Volk in Folge einer glücklichen Mischung von Thatkraft und Treue, mit Demuth und Friedensliebe zur Koloniengründung am vorzüglichsten geeignet. Afrika ist hiebei in's Auge zu fassen, das künftige Proviandhaus der Erde. Für deutsche Kolonisten sind dessen Plateaux von 1200 Meter Höhe und darüber geeignet. (Bernhard Schwarz, Ein deutsches Indien. Leipzig bei Froberg, 1884. S. 4, 5, 7, 45.)

\* \* \*

Alle colonialen Unternehmungen haben zu unterbleiben, welche irgend wie eine Verletzung dritter Eigenthumsrechte bedeuten würden, dagegen sind in Afrika zweihundert Millionen Neger noch frei von Englands Macht und 9 Millionen Quadratkilometer Land sind von unabhängigen Häuptlingen beherrscht. — Welche unendliche Fülle von Freude und Behagen läßt sich jenen Millionen noch bereiten, allein dadurch, daß man endlich das Weib des Negers — bisher überhaupt nur Last- und Packthier, zu einer menschenwürdigen Stellung emporhebt. Es muß daher nicht nur der

Groß  
von S  
freun  
Subv

maße  
zeugen  
Marin  
Factu  
Afrika

eine  
nach  
Masse

Sanji  
Peter  
„Reich  
daß d  
Land

lichem  
Zanzib  
immer

nach  
der P  
sicherst  
des ar  
und n

Ein fi  
hat n  
dies g

Sinige  
die m  
den C  
Gesch

Großkaufmann, der Volks- und Staatswirth ein Interesse an dem Erwerb von Kolonien haben, sondern rund und bündig gesagt: jeder Menschenfreund. (Pazig, deutsche Kolonial-Unternehmungen und Postdampfer-Subventionen. Hannover bei Goedel, 1884. S. 20. 6. 16. 7.)

\* \* \*

Ueber Afrikas Zukunft unfehlbar orakeln zu wollen, würde von anmaßender Ueberhebung nicht nur, sondern zugleich von unbedachter Thorheit zeugen, da es hier gar Vieles noch zu lernen giebt, und gelehrteste Maximen, so wahr sie heute erscheinen, morgen bereits durch ein kleines Factum über den Haufen gestürzt sein können. (Europäische Kolonien in Afrika. Berlin bei Dümmler 1884. S. 10.)

\* \* \*

Wenn der afrikanische Continent für Entfaltung neuen Volkslebens eine Arena bildet, so liegt diese gebreitet an dem Ostende, mit den dort nach allen Richtungen hin geöffneten Bahnen zum Aufschluß der centralen Massen des Innern. (Bastian, Afrikas Osten. 1885. S. 7.)

\* \* \*

Offizieller Bericht des englischen Konsuls Oberstlieutenant Rigby in Sansibar an seine Regierung de dato Sansibar, den 1. Juli 1860 (in Petermann's Mittheilungen. 1861. S. 260.) Unter der Ueberschrift: „Reichthum des Festlandes“. — Durch neuere Entdeckungen ist festgestellt, daß das Innere des gegenüberliegenden Festlandes ein schönes, gesundes Land ist und Baumwolle, Kaffee, Gummi, Getreide und Gemüse in reichlichem Maasse hervorbringt. Ferner S. 261. Wenn dem Gebiet von Zanzibar der Friede erhalten bleibt, wird sich der Handel wahrscheinlich immer mehr heben und die Städte an der Ostküste von Afrika werden nach und nach ihren Wohlstand wieder erreichen, den sie vor der Invasion der Portugiesen hatten. Der Hafen von Zanzibar ist der bequemste und sicherste an der Ostküste von Afrika und verspricht das Haupt-emporium des auswärtigen Handels dieser Küste zu werden. Das Innere wird nach und nach durch die Unternehmungen europäischer Reisenden besser bekannt. Ein kühner und wissenschaftlich gebildeter deutscher Reisender, Dr. A. Roscher, hat neuerdings den See von Nyassa erreicht, er ist der erste Weiße, dem dies gelungen, und sagt, daß er nie ein schöneres Land gesehen habe. Einige Tagereisen landeinwärts von Mombasa befinden sich hohe Gebirge, die mit ewigem Schnee bedeckt sein sollen. Der Handel von Zanzibar mit den Comorischen Inseln und mit Madagaskar ist im Wachsen und ein Geschmack an europäischen und amerikanischen Produkten hat sich unter

alle Klassen verbreitet. Das größte Hinderniß für den Wohlstand dieser Länder ist der ausgedehnte Sklavenhandel, welcher weite Distrikte entvölkert und ewige Fehden zur Befriedigung des Bedarfes unter den Stämmen unterhält.

\* \* \*

### Vorschläge für die ersten Anfänge einer deutschen Kolonisation in Ost-Afrika

von **Otto Kersten** (mitgetheilt in dessen Schrift: „Ueber Colonisation in Ost-Afrika“, Separat-Abdruck aus der Internationalen Revue; Wien bei Hilberg. 1867. Seite 27—34).

Der verdienstvolle Begleiter von der Deeken's, und Herausgeber des v. d. Deeken'schen Werkes, Otto Kersten, schreibt:

Ich komme nun zu meinen Vorschlägen selbst.

Ich bezwecke Einzelne oder Gesellschaften zu Jagd-, Handels- und Plantagenunternehmungen in Ost-Afrika anzuregen; mit den muthig und sicher vordringenden Händlern und Jägern würden dann gewiß auch die Jünger der Wissenschaft und andere Träger der Cultur gleichen Schritt halten. Nach den Erfahrungen bei der Civilisirung Nord-Amerika's scheint das stationsweise Vordringen der Ansiedler und Jäger am schnellsten und sichersten weite und unbekannte Länder aufzuschließen. Ein Blockhaus nach dem andern schiebt sich immer weiter in die terra incognita vor; keines bleibt isolirt, Alle können in regelmäßigem Verkehr bleiben; und die Eingeborenen werden so entweder durch das Beispiel der thätigen und intelligenten Eindringlinge für eine friedliche Lebensweise gewonnen und Europa dienstbar gemacht werden, oder sie werden, wenn sie bei ihren früheren rohen Sitten beharren sollten, allmählig von der Erde verschwinden und einem thätigeren Geschlechte Platz machen, wie es mit den Indianern Nordamerika's und andern Völkern vor ihnen schon geschah, wenn sie sich allem Fortschritte verschlossen.

Mein Vorschlag betrifft drei Hauptstationen, von denen die eine in Mombas, oder an dem südlicher gelegenen Pangani-, oder an dem Ringani-Flusse errichtet werden kann; die zweite in Djagga, das ich schon oben schilderte, und die dritte am See von Ukerewe (Viktoria Nyanza).

Mombas ist der Ausgangspunkt einer besuchten Karawanenstraße nach dem Innern, und der Baron von der Deeken sprach es zu verschiedenen Malen aus, er würde, wenn Seid Madjid, Sultan von Zanzibar, auf das Anerbieten einginge, sich nicht scheuen, Mombas auf eigene Kosten zu erwerben, um dort eine Niederlassung zu gründen und den Handel mit dem Innern in die Hände der Europäer und besonders der Deutschen zu bringen.

Wenn  
und de  
zeugt f

D

muß i  
maßen

Tagen

Entfer

abhäng

D

eine K

nismus

Gegner

für die

von L

aufgem

dieser

Station

D

und de

also l

Schiff

der Ar

Fußgär

zu besti

entneh

würde

wieder

von de

quer d

ein wo

Inner-

D

bekann

schaftli

S

Gegen

an ein

Blockh

unterh

Wenn das ein Mann sagt, der im Stande ist, das Gesprochene auszuführen, und der die Verhältnisse so genau kennt wie er, so darf man wohl überzeugt sein von den Vortheilen, die dieser Platz bietet.

Damit die Wichtigkeit dieses Projects richtig gewürdigt werden könne, muß ich etwas näher darauf eingehen. Von der Küste aus ist bei einigermaßen geregelter Anordnung Djagga, das Kilimandjaroland, in 10—14 Tagen zu erreichen; nähme man Kameele zu Hülfe, so würde sich diese Entfernung noch beträchtlich abkürzen lassen, auch würde man dadurch unabhängig werden von den Zwischenstationen für Einkauf von Lebensmitteln.

Die Bewohner Djagga's sind sanften Charakters und würden eine Ansiedlung gern sehen; und da hier noch nicht der Muhamedanismus herrscht, in heißen Ländern der gefährlichste, fast unüberwindliche Gegner des Christenthums, so würde es auch leicht sein, die dortigen Völker für die Lehre Christi zu gewinnen, während an der Küste für Erreichung von Missionszwecken bis jetzt Mühe und Geld seit 22 Jahren vergebens aufgewandt worden sind. Der Baron war durchdrungen von den Vorzügen dieser Gegend für eine Missions- oder Handels- und wissenschaftliche Station.

Der Kilimandjaro liegt ungefähr in der Mitte zwischen der Seeküste und dem Ost-Ufer des Victoria-Nyanza; von Djagga aus könnte man sich also leicht mit dem großen Binnensee in Verbindung setzen, und durch Schifffahrt auf ihm an seinen weiten Gestaden Gesittung und Geschmac an der Arbeit verbreiten. In Gegenden, wo alle Waaren auf den Köpfen von Fußgängern transportirt werden, ist es von großer Wichtigkeit, Stationen zu besitzen, von denen man für ein weiteres Vordringen wieder Waaren entnehmen kann, ohne an die Küste zurückkehren zu müssen, und als solche würde Djagga von unschätzbarem Werthe sein; von dort aus kann man wieder um so viel weiter in das Innere dringen, als der Kilimandjaro von der Küste liegt. Der Vorschlag Krapfs, eine Kette von Missionsstationen quer durch Afrika hindurch zu errichten, ist, auch auf unseren Fall angewandt, ein wohl zu beherzigender; nur durch solche Stationen wird es möglich sein, Inner-Afrika der Cultur zu erschließen.

Die dritte Station dieser Kette am Uferewe-See liegt in ziemlich unbekanntem Lande, und der passende Ort dafür würde erst durch eine wissenschaftliche Expedition ausfindig gemacht und untersucht werden müssen.

Sollte es mir vergönnt sein, jemals wieder in jene interessanten Gegenden eindringen zu können, so würde ich mich am Victoria Nyanza an einem geeigneten Punkte des östlichen Ufers niederzulassen suchen, feste Blockhütten errichten und in umhegten Feldern Getreide für den Lebensunterhalt bauen. In einem Jahre erzielt man leicht 2—3 Ernten, und

nach der ersten Ernte würde der Lebensunterhalt fast nichts mehr kosten. Ich würde Kameele mitbringen, mir guten Viehstand halten und Ochsen, die man dort überall kaufen kann, zum Ziehen selbsterbauter Wagen abrichten. Die weiten Ebenen östlich vom Ukerewe-See sind trefflich für solche Wagenreisen geeignet, und mit Muße und Gründlichkeit könnte man von der Station aus in der passendsten Jahreszeit Ausflüge nach den ost- und nordwärts liegenden Schneebergen und Vulkanen, Kenia und Amboiloila u. a. m. machen, das Land vollständig kennen lernen mit seinen meteorologischen Eigenthümlichkeiten, seinen Pflanzen und Thieren, und sich mit den Bewohnern befreunden, ja vielleicht sogar ihnen Wohlgefallen an den friedlichen Beschäftigungen der Niederlassung beibringen. Von außerordentlicher Wirkung wird schon die Einführung des Pfluges sein, und wenn man ihnen Brunnen bohren könnte (wofür in den rothen Thonebenen, die von himmelhohen Bergen begrenzt sind, viel Wahrscheinlichkeit ist, so würde man von ihnen gesegnet und verehrt werden. Mit dem Pfluge und dem artesischen Bohrer erobert man unkultivirte Länder und gewinnt ihre Einwohner besser, schneller und dauernder, als mit Kanonen und Flinten. Sollten sich die Stämme aber Anfangs feindlich zeigen, so würde man ihnen im festen Hause, von Pallisaden umgeben, leicht widerstehen können; auf dem Marsche hingegen würden die Kameele den angreifenden Fußgängern leicht entrinnen.

Nach 2—3jährigem Verweilen in einer solchen Ansiedelung würden die Heimkehrenden sicherlich reichere Resultate mitbringen, als der flüchtige Wanderer durch öde Gegenden, der fortwährend mit Strapazen aller Art, mit Nahrungsorgen und feindlichen Völkern zu kämpfen hat und Gesundheit und Leben alle Tage riskirt. Gewiß würden einige Mitglieder der Kolonie ihre neue Heimath lieb gewinnen (alle bisherigen Reisenden sehnten sich nach ihrer Rückkehr wieder nach Afrika); sie würden Andere nach sich ziehen, und, wenn man nur immer einen geregelten Verkehr mit Dschagga, der nächsten Station, unterhielte, so würde die junge Niederlassung bald blühen und reiche Früchte tragen.

Hiermit will ich meinem Vaterlande und den Regierungen diese Unternehmungen angelegentlichst anempfehlen, sie verheißten dem Einzelnen wie der Nation glänzende Vortheile und werden auch der deutschen Wissenschaft zu hohem Ruhme gereichen. Und außerdem ist unsere Ehre dort verpfändet, wir müssen unsere dort gemordeten Brüder rächen und ihr Werk vollenden; nur sei unsere Rache edler und nachdrücklicher, aber auch weniger blutig, als andere Nationen sie auszuüben pflegen.

\* \* \*

In dem Werke „Reisen in Zanguebar in den Jahren 1867 und 1870 von **Pater Horner**,“ herausgegeben von Dr. Gaume, apostolischem Protenotar, Regensburg bei Manz, 1873, heißt es Seite 91:

Das größte Unglück für Afrika ist dies, daß es in Europa wenig oder vielmehr nur nach seiner schlechten Seite bekannt ist. Zwei Vorurtheile sind es hauptsächlich, die wie Scheidemünze circuliren; das eine betrifft das Land, welches wir bewohnen, das andere die angebliche Unfähigkeit der Negerrasse. Im Interesse der Wahrheit und der künftigen Civilisation Afrikas wolle man einige Worte als Antwort hierauf anhören.

Erstlich hat man sich in den Kopf gesetzt, die Küste von Zanguebar, und im Besonderen die Insel Zanzibar, in einem falschen Lichte darzustellen. Die Ungunst des Klimas, die Feindseligkeit der Einwohner, und die Schwierigkeit des Verkehrs sind auf lächerliche Weise übertrieben worden. Die Wahrheit aber ist, daß die Insel Zanzibar sich eines viel gemäßigteren Klimas erfreut, als ihre geographische Lage es vermuthen läßt. In der Nähe des Festlandes gelegen, wird sie durch den Windzug vom Land und Meer her erfrischt. Die Regenzeit dauert vierzig Tage. Während der starken Hitze erseht der Nachtthau den Regen auf dieser Insel, die von merkwürdiger Fruchtbarkeit ist. Die Europäer, welche sie das erste Mal besuchen, können nicht umhin, deren Schönheit zu bewundern. Die enormen Mango-, Cocos- und Gewürznelkenbäume geben diesem kleinen Lande das Ansehen eines unermesslichen mit Blumenkörben umstellten Waldes.

Die Nähe der hohen Berge des Festlandes zieht die Gewitter an, die sich jährlich nur drei- oder viermal vernehmen lassen. Die Temperatur wechselt zwischen vierundzwanzig und vierunddreißig Grad des hunderttheiligen Thermometers, was als mittlere Wärme achtundzwanzig Grad ergibt, und dies ist doch noch erträglich. —

Herr von Avegac, der im Allgemeinen über die afrikanischen Inseln in seinem Werke sehr genau ist, sagt von Zanzibar: „Das Klima dieser Insel gilt für sehr gesund. Die Zeit der Regen verursacht einige Fieber, die aber von kurzer Dauer sind und nicht jenen böartigen Charakter haben, der sie auf der Insel Madagaskar so furchtbar macht. Die Gesundheit des Landes wird übrigens von allen Reisenden, welche diese Küste besucht haben, bestätigt.“

Dieses Urtheil ist wahr, und giebt die Antwort auf das erste Vorurtheil.

Ich komme zum zweiten Vorurtheil, nämlich, daß die Neger der Gesellschaft, der Erziehung und des sittlichen Fortschritts nicht fähig seien. Anstatt selbst hierauf zu antworten, will ich zwei unverdächtige Reisende sprechen lassen.

Der erste ist der Kapitän Speke. Dieser kannte die Schwarzen sehr genau, indem er das östliche Afrika in einer Ausdehnung von zehn Graden, vom fünften nördlich bis zum fünften südlich, erforscht hat. Nun sagt der unerschrockene Reisende, dessen Wahrheitsliebe niemand in Zweifel ziehen könnte, Folgendes:

Es ist absurd, zu behaupten, der Neger sei der Erziehung unzugänglich. Die wenigen schwarzen Kinder, die in unsern Schulen erzogen werden, haben fast immer Proben einer Intelligenz und Geschicklichkeit abgelegt, die der unserer europäischen Zöglinge zum mindesten gleichkam. Andererseits zeigen die Kinder Cham's Feinheit in der List, Lebhaftigkeit im Antworten und Fruchtbarkeit in der Erfindung, welche sie leider in den besterfundenen, mit einer ganz ergötlichen Unbefangenheit und Natürlichkeit vorgetragenen Lügen an den Tag legen. Den Tadel, den wir den Negern ertheilen, verdienen wir wohl noch mehr als diese armen Unwissenden, da wir mit unserer bessern Begabung und überlegenen Eigenschaften es versäumt haben, sie zu unterrichten.“ (Vorrede zu „den Nilquellen“.)

In seiner „Reise zu den großen Seen Ostafrikas“ drückt sich der Kapitän Burton folgendermaßen aus:

„Der Neger hat einen überraschenden und viel lebhafteren Verstand, als der ohne Erziehung gebliebene englische Bauer. Es herrscht bei diesen Barbaren eine unzerstörbare Geselligkeit, selbst dort, wo der Mensch für den Menschen ein Handelsartikel geworden.

„Diese Wilden haben ein solches Ehrgefühl, daß sie, wenn sie fliehen, den Stoff und die Glaskorallen, welche sie ja anbeten, eher wegwerfen und auch ihr eigenes Gut verlieren, als daß sie die Last, welche ihnen anvertraut ist, mitnehmen.“

Es geschieht bisweilen, daß gewisse Reisende, die zum ersten Male mit diesen erniedrigten Naturen zusammenkommen, auf ihre Unfähigkeit für alle sittliche Entwicklung schließen; sie urtheilen zu oberflächlich. Was den Missionar betrifft, der sie ohne Vorurtheil studirt und sie liebt, weil sie Seelen sind, die gerettet werden sollen, so schließt er nicht von ihrer gegenwärtigen Verdorbenheit auf einen immerwährenden Zustand der Verthierung. Er knüpft an das wenige Gute an, das in ihnen ist, um es zu entwickeln, und oft ist er erstaunt über die Fähigkeiten, welche er in diesen ohne jegliche Bildung gebliebenen Seelen antrifft. Ich bin glücklich, hierfür den Beweis zu liefern, und zwar nicht durch Vernunftschlüsse, sondern durch Thatfachen. —

\* \* \*

S  
mit Be  
— (S  
„  
selben  
S  
flechte,  
zählung  
durchge  
D  
würden  
und in  
davon  
leisten  
D  
lande,  
rohr ko  
Waldge  
die Ma  
berührt  
eine üb  
gebiete  
Hirse, i  
in gerin  
D  
Kontine  
von kau  
Ne  
rufen  
schläge:  
Zu  
sonst w  
der Küp  
die Dsd  
wären  
Gedulb  
heischen  
Ka  
Triebkr

Stanley in seinem Werke „Durch den dunklen Welttheil“ schreibt, mit Bezug auf den Sansibar-Distrikt und dessen Hinterländer, Folgendes — (S. 43 deutsche Ausgabe, hier nach englischem Text): —

„Die Produkte von Sansibar haben manchem Europäer, der mit denselben Handel getrieben hat, zu Reichthum verholfen.

Gewürznelken, Zimmet, Schildkrot, Pfeffer, Kopal, Elfenbein, Orseilleflechte, Gummi und Felle sind seit Jahren exportirt worden; aber diese Aufzählung enthält nicht zum zehnten Theile Alles das, was bei einer richtig durchgeführten Kapitalanlage produziert werden könnte.

Diejenigen, welche sich in Handelsunternehmungen einlassen wollen, würden wohl daran thun, die Plantagenanlagen in Mauritius, Natal und in den portugiesischen Besitzungen zu studiren, wenn sie einen Begriff davon bekommen wollen, was alles solche herrliche fruchtbare Länder zu leisten vermögen.

Die Kokosnusspalme gedeiht trefflich in Sansibar und auf dem Festlande, die Delpalme wächst in üppigster Weise in Pemba und das Zuckerrohr kommt allenthalben sehr gut fort. Kautschuck könnte man aus den Waldgebieten der Küstenzone leicht gewinnen, that es aber bisher nicht, und die Akazienwälder mit ihrem Reichthume an Gummi läßt man nahezu unberührt. Reis, den man an den Ufern des Rufidschi gepflanzt hat, gewährt eine überaus ergiebige Ernte; Baumwolle wird in jedem der reichen Flußgebiete flott wachsen; und dann giebt es außerdem noch viel Getreide, Hirse, indisch Korn und sonstige Arten, deren Pflanzung, wenn auch nur in geringem Umfang, sich die Eingebornen angelegen sein lassen.

Die Rindviehzucht, die Ziegenzucht und der Kaffeebau im Innern des Kontinents harren nur auf den energischen Kapitalisten und auf den Mann von kaufmännischem Genie.“

Ueber die Art, wie die Kolonisation von Ostafrika in's Leben zu rufen sei, macht dann Stanley folgende, sehr beherzigenswerthe Vorschläge:

Zuerst freilich muß der Kapitalist Verkehrsmittel ausfindig machen, sonst wird er niemals der Erschwerungen, die ihm Afrika unmittelbar in der Küstengegend entgegenstellt, Herr werden. Einfach nur Straßen durch die Dschungeln an der Küste zu hauen und alsdann Wagen anwenden, wären nur Hülfsmittel von vorübergehender Natur, die große Auslagen, Geduld und eine ständige Wiederholung derselben energischen Arbeit erheischen würden.

Raum hat man einen Strich Landes entblößt, so ist er wieder — solche Triebkraft hat der Boden — mit großem wilden Grase von der Dicke eines

Stoßes bedeckt, und ein einziger Sommer ist genügend, das mehrmonatliche Werk eines Pioniers der Kultur zu zerstören.

Das Vieh, unmittelbar in die Küstenzone versetzt, würde von den Fliegen zu Tode gequält oder von dem zu üppigen Grase vergiftet, zu Grunde gehen. Auch herrscht in den Gestrüppen des Sansibarers Küstengürtels absoluter Mangel an Lebensmitteln, die sich mitunter bis zur todtbringenden Hungersnoth steigern kann.

Nur eine Eisenbahn kann in Afrika helfen!

Alle anderen Wohlthaten, die der Kontakt mit der Civilisation mit sich führt, werden der Eisenbahn auf dem Fuße folgen; die Eisenbahn wird jenes nie wieder brechende eiserne Band zwischen Afrika und den mehrbegünstigten Kontinenten bilden. 2c. 2c.

Erst muß die Küstenzone durch einen Schienenstrang durchschnitten sein und ein zweiter muß mitten hinein in das Herz der Reisplantagen im Rufidji-Thal gerichtet sein, um vor allen Dingen den reichlichsten Bezug billiger, sehr nahrhafter Lebensmittel sicher zu stellen.

Einer Gesellschaft, die in der Lage ist, die für die Errichtung einer Eisenbahn erforderlichen Kapitalien aufzubringen, bietet Afrika noch ganz besondere Vortheile.

Der Sultan selbst würde die hübsche Summe von 100 000 Pfd. Sterl. zuschießen, außerdem giebt es reiche Hindus genug in Sansibar, die ohne Zweifel große Summen in dieser Weise anlegen würden, dergestalt würde die Gesellschaft der erste Kaufmann an der ganzen Linie werden.

Auch hat der Sultan arme Unterthanen genug, die nur allzufroh sein würden, wenn ihnen dergestalt Gelegenheit zu einer anständig bezahlten Arbeit geboten würde, so daß man also auch wegen eines etwaigen Mangels an Arbeitskräften keinerlei Besorgniß zu hegen braucht.

Außerdem sind ja auch noch die Eingebornen aus dem Innern da, die, sobald nur zwei oder drei ihrer Landsleute zu ihrem Vortheile mit gutem Beispiele vorangegangen sind, sehr schnell für die Arbeiten an der ganzen Linie sich würden gewinnen lassen.

Ueber die Eingebornen bemerkt noch Stanley weiter:

Sie scheinen mir ein Volk zu sein, welches eben erst in seine „Eisenzeit“ eingetreten, urplötzlich die Augen von Nationen auf sich gelenkt hat, die in ihren Kulturfortschritten dieses Volk um 4000 Jahre hinter sich zurückgelassen haben.

Sie besitzen zweifellos alle die Fehler eines in tiefer Barbarei befindlichen Volkes, aber sie begreifen auch vollständig, was eine solche niedere Stufe bedeuten will; es ist daher eine uns durch unsere Religion und das Wort Gottes auferlegte heilige Pflicht, dieselben aus

dem beklagenswerthen Zustande, in welchem sie sich befinden, zu erlösen.

\* \* \*

**Cameron** („Durch Afrika,“ Bd. I. S. 181 der Tauchnizer Ausgabe,) stellt nach Vollendung seines am 24. März 1873 von Bagamoyo aus begonnenen Durchmarschs durch die deutschen Schutzgebiete folgende allgemeine Betrachtung an:

Es war unendlich betrübend, an den Ruinen so vieler verlassener Dörfer, einstmals das Heim glücklicher und zufriedener Menschen, vorbeizukommen zu müssen. Wo weilen Diejenigen nun, welche einst die Dörfer gebaut und die dieselben umgebenden Felder cultivirt hatten? Wo? Hinweggetrieben als Sklaven, niedergemetzelt in Kriegen, in welche diese armen Unglücklichen verwickelt wurden, ohne daß die Zwecke dieser durch verbrecherische Hand angezettelten Kriege für sie das mindeste Interesse gehabt hatten — oder endlich, sie waren durch Hunger und Krankheiten in den Dickichten elend zu Grunde gegangen.

Afrikas Blut und damit seine Lebenskraft rinnt gegenwärtig aus allen feinen Poren zur Erde nieder!

Ein reiches Land, daß nur der Menschenhände bedarf, um es zu einem der größten Produzenten der Welt zu machen, sieht seine, an sich schon verhältnißmäßig allzu dünne menschliche Bevölkerung durch den Sklavenhandel und durch mörderische Kriege von Tag zu Tag immer mehr und mehr vertilgt.

Wenn man den gegenwärtigen Zustand einfach fortbauern läßt, so wird das Land sich stufenweise immer mehr in Dschungeln und Wildnisse verwandeln, und für den Reisenden und Kaufmann immer undurchdringlicher werden.

Daß eine solche Verheerung sich ohne Weiteres vollzieht, ist ein Schandfleck für die Civilisation, mit welcher sich das 19. Jahrhundert so sehr brüstet.

Sollte nun England mit seinen nur zur Hälfte beschäftigten Mühlen und bei dem Niedergange seiner Industrie die Gelegenheit an sich vorübergehen lassen, sich einen Markt zu öffnen, der vielen tausenden von Arbeiterfamilien reichliche Beschäftigung verschaffen muß — so würde das für immerdar ein unlösbares Räthsel bleiben.

Hoffen wir, daß die Angelsächsische Rasse sich von keiner andern Nation in dem Kraftaufwande überbieten lassen wird, Tausende, nein Millionen ihrer Mitmenschen aus dem Elende und der Verkümmernng zu befreien, die sonst unfehlbar ihr Loos sein müssen!

Derselbe Schriftsteller (Bd. II. S. 273):

„Nicht mit Reden und Schreiben wird sich der Wiederaufschwung in Afrika vollziehen, sondern durch die Aktion!“

Ferner (Bd. II. S. 268):

Ich würde vor Allem empfehlen, sei es durch Staatsvertrag, sei es durch Kauf, von dem Sultan in Sansibar einen Hafen, beispielsweise denjenigen von Mombas, zu erwerben. „Von diesem Hafenplatz aus wäre eine leicht construirte Eisenbahn zu dem Tanganyka-See via Unyanyembe mit einer Seitenlinie zum Victoria Nyanza und einer solchen südlich durch Ugogo“ (vom deutschen Standpunkte aus pro 1886 ist weiter hinzuzusetzen: desgleichen einer weitem Verzweigung zum Kilimandjaro) anzulegen.

„Eine solche Linie ließe sich ausführen mit einem Kostenaufwande von etwa 1000 £ Sterling per Meile.“

„Ich denke hier unter den verschiedenen Eisenbahn-Construktionsarten an das sogen. Pionier-System, das mir für die Erschließung eines neuen Landes das geeignetste zu sein scheint.“

\* \* \*

Aus der „Täglichen Rundschau“, Feuilletonistische Beilage, redigirt von Dr. Friedrich Lange, Nr. 268, 14. November 1884:

Aus der Feder des Vize-Admirals a. D. **O. Livonius** ist eine Broschüre erschienen, die sich im Wesentlichen agitatorisch mit der Kolonialfrage beschäftigt. Als der Verfasser der vorliegenden Broschüre vor zehn Jahren sein Werk dem damaligen Marineminister v. Stosch vorlegte, wurde ihm bedeutet, eine Veröffentlichung sei zur Zeit nicht „opportun“. Wenn er jetzt das Versäumte nachholt, so wird er sich selbst gesagt haben, daß Vieles von dem, was er für die Nothwendigkeit von Kolonien sagt, bereits in das Bewußtsein der weitesten Schichten übergegangen ist und als kleine Münze von Hand zu Hand geht. Nichtsdestoweniger ist es erklärlich, daß der Verfasser die Veröffentlichung seiner Mahnung auch jetzt noch für nützlich hält; erfüllte sie weiter keinen Zweck, so wäre es genug, daß sie die Anfänge deutscher Kolonialpolitik in ihrer Ueberzeugung stärkt und ihnen zugleich Einen der Wenigen in Erinnerung bringt, welche den weiten Blick hatten, hinter dem Dunst der Parteipolitik eine der großen Zukunftsaufgaben zu erkennen und zu vertreten. Schemals war es ein Gespött, Prediger in der Wüste zu sein; jetzt ist es ein Ruhm geworden und von diesem Ruhm darf Admiral Livonius seinen vollen Antheil nehmen.

Wir beschränken uns nach dem Gesagten auf die Anführung einiger weniger Stellen von aktueller Bedeutung. „ . . . Was ist, verglichen mit Englands glücklicher Kolonialpolitik, die nahezu vier Welttheilen eine Civilisation gegeben und das eigene Vaterland auf einen solchen Gipfel

mater  
Einfl  
hafter  
Deut  
im W  
ein in  
Fleiß,  
hervor  
geschic  
von d

20,000  
Reich  
stande  
rung  
der in  
daß n  
betheil  
verhäl  
mit w  
und I  
nunme  
Wahrn  
man  
mäßig

feine  
feinen  
ausger  
Sinn,  
größter  
lands  
führt  
folgend  
einig,  
und n  
die Be  
befähig  
kunde

W

materieller Entwicklung, der Größe und des Reichthums gebracht hat, der Einfluß Deutschlands auf die nichteuropäischen Länder trotz einer so massenhaften Auswanderung, und wie gering ist verhältnißmäßig der Nutzen, den Deutschland bisher gezogen aus dem rührigen Streben und Wirken seines im Auslande überall zerstreut lebenden Handelsstandes! Sollte wirklich ein im Innern so mächtiges Reich wie das deutsche, dessen Bewohner an Fleiß, Geschick, Rührigkeit, ausdauernder Geduld und Intelligenz so sehr hervorragen, einzig und allein nicht befähigt sein, auf dem Wege einer geschickt durchgeführten Kolonialpolitik an dem Segen Theil zu nehmen, von dem, wie wir gesehen haben, England fast überfluthet wird?

. . . . . Schon der Umstand, daß 29,000 königliche Truppen und 20,000 Truppen der ostindischen Kompagnie, über das ganze gewaltige Reich vertheilt, dem ersten wüthenden Anprall des Sturmes (beim Aufstande) so lange Widerstand leisten konnten bei einer feindlichen Bevölkerung von 190 Millionen und circa einer halben Million Haustruppen der indischen Fürsten, bis Verstärkungen aus Europa eintrafen, beweist, daß nur ein ganz geringer Theil der Bevölkerung an dem Aufstande reell theilhaftig war, und wenn man erwägt, in wie kurzer Zeit und mit welchen verhältnißmäßig geringen Kräften der Aufstand unterdrückt wurde, und mit welchem wiederum verhältnißmäßig geringfügigen Apparat von Beamten und Truppen die ganze Verwaltungsmaschine dieses ungeheueren Reichs nunmehr im regelmächtigsten Betriebe erhalten wird, so kann man sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß es keineswegs so schwierig ist, als man bei uns zu glauben geneigt ist, unzivilisirte Völker unter die Botmäßigkeit zu bringen, wenn man es eben richtig anfängt.

Ist es nun nicht höchlichst zu verwundern, daß, während England seine Macht über alle Welttheile auszudehnen, so viele Ländermassen in seinen Besitz zu nehmen verstand, Deutschland, die stammverwandte Nation, ausgerüstet mit der gleichen Wanderlust, mit demselben kaufmännischen Sinn, demselben Fleiß und Spekulationstrieb, im Besitze der nach England größten Handelsflotte, auch nicht einen Quadratfuß Erde außerhalb Deutschlands bisher zu erwerben verstanden hat?" An der Hand der Geschichte führt er den geglückten Nachweis auch hierfür. Er kommt logisch zu dem folgenden Schlusse: „Hiernach also hat Deutschland, nachdem es im Innern einig, nach Außen mächtig geworden und gefürchtet, im Besitze einer Flotte und nachdem es voll eingetreten ist in eine Epoche von Glanz und Ruhm, die Bedingungen erreicht, die es zum Erwerb von Kolonien und auch dazu befähigen, dieselben im Interesse des Mutterlandes und der eigenen Landeskunde zur vollsten Blüthe zu bringen.“

Wer wird die Wahrheit folgenden Satzes verkennen wollen? „Wir

Deutsche selbst haben durch unsere Auswanderung die englischen Kolonien und ebenso Amerika in Aufschwung gebracht, und wenn auch indirekt unser Handel durch die in den Kolonien oder sonst im Auslande ansässigen Deutschen viel gewonnen hat, so ist doch andererseits ein großer Theil der Vortheile, welche aus deutscher Auswanderung entstanden, den fremden Ländern und nicht dem Mutterlande zu Gute gekommen."

Schließlich kommt der Verfasser zu folgendem Vorschlag: Er sagt: „Auf ein ferneres weites und schönes Gebiet hat England zur Zeit schon wieder sein Augenmerk gerichtet, wobei es das alte Spiel wiederum in Szene setzt, mit dem es schon so oft die übrige Welt düpiert hat, das Vorgeben nämlich, daß ihm die Befreiung der Sklaven so sehr am Herzen liege, und daß es um dieses philantropischen Gelüstes willen die größten materiellen Opfer bringe, ohne daß man trotz aller Erfahrung, was es hiermit auf sich hat, den Fuchschwanz bemerkt, der unter der Kutte des Philantropen hervorlugt. Noch giebt es nämlich ein Land, das, wenn auch nicht herrenlos, doch leicht unter fremde Botmäßigkeit zu bringen ist, ein Land, dessen Fruchtbarkeit mit der von Indien wetteifert, ein Land, das für die deutsche Auswanderung, für eine deutsche Kolonie wohl geeignet wäre, und wenn Andere nicht das Prävenire spielen, so dürfte man in ganz kurzer Zeit sich die Komödie wiederholen sehen, die zuletzt in Betreff der Fidjchi-Inseln abgespielt wurde, daß nämlich auch der Herrscher dieses Landes das glorreiche England angehen wird, ihn und sein Land unter Englands Schutz zu nehmen. Zanzibar ist gemeint, das fruchtbare, mit den hohen Bergzügen, welche das heiße Klima mildern und für die Gesundheit zuträglich machen, nebst den dazu gehörigen Inseln, über die erfrischend das ganze Jahr hindurch der Monsun streift.

F. L.

\* \* \*

Der frühere preußische Generalconsul in Brasilien **J. J. Sturz** schreibt in seiner Schrift:

„Der wiedergewonnene Welttheil, ein neues gemeinsames Indien.“  
Berlin, bei Bohné 1876.

(S. 9.) „Unfehlbar kommt der Tag, wo die centralafrikanischen Seen als Gesamt-Kolonien den unternehmendsten Handelsvölkern blühen werden. Deutschland ist bisher zu spät gekommen, wenn es galt Handelsfaktoreien zu gründen. Gerade deshalb thäte es für uns ganz besonders noth, jetzt schnell unsere Theilnahme an der Entwicklung einer so productiven und reichen Region zu zeigen.

„Es läßt sich schon jetzt übersehen, daß dadurch für das deutsche Reich später weder Verwaltungskosten entstehen, noch selbst der Schutz der Reichsangehörigen Forderungen erheischen würde, der sich nicht zehnfach in anderer Weise bezahlt machte.“

Deutschland müßte einen Consul nach einer der Seestationen schicken und jetzt einen besoldeten Reichskonsul nach Sansibar entsenden, wo ohnehin  $\frac{2}{3}$  des Einfuhrgeschäftes von Deutschland vermittelt wird.

(S. 11.) England dürfte in nächster Zukunft auf dem Wege sein, auch diese große Borrathskammer von Rohprodukten unter seine Oberherrschaft zu bringen; nicht ohne einige Berechtigung indeß, da es gewiß nicht erwünscht sein kann, daß Unmenschen wie jene Araber und Bannianen ihr zerstörendes Würgewerk auch dort, wo sie erst seit 10 Jahren eingebrochen sind, auch ferner verüben.

Speziell über Eisenbahnanlagen bemerkt derselbe:

(S. 20.) „Cameron schlug in seinen Briefen vor, die Gebiete der großen Seen durch ein Netz von Eisenbahnen zu durchflechten und mit der Küste zu verbinden.“

Seine eigenen Vorschläge enthält der Anhang S. 68:

„Bei dem hohen und allgemeinen Interesse, welches nun für die Hebung des sog. schwarzen Erdtheils oder vielmehr für die Millionen seiner unglücklichen, bisher einander stets zerfleischenden und bezimirenden Bewohner in der ganzen civilisirten Welt erwacht ist, muß die Möglichkeit, und sogar große Wahrscheinlichkeit in's Auge gefaßt werden, daß Eisenbahnen innerhalb sehr weniger Jahre zur Verbindung der Seen mit der Küste von Sansibar erbaut werden müssen; ferner daß diesen Eisenbahnen, ehe ein Vierteljahrhundert vergeht, Kanalverbindungen zwischen einigen der Seen, besonders den westlich gelegenen, und von ihnen nach der Ostküste, um den wohlfeilsten Transport zu ermöglichen, sich anschließen werden. Die im Verhältniß zu den Kosten derartiger Konstruktionen in Europa wahrhaft abnorme Wohlfeilheit solcher Werke in Central-Afrika, wo die Tagelöhne noch zehnfach wohlfeiler sind als bei uns, Holz und Stein außerdem sehr leicht zu beschaffen, und der Grund und Boden gerade fast nichts kostet, stellt eine solche Rentabilität derartiger Unternehmungen in sichere Aussicht, daß sich leicht größere Kapitalien dafür finden werden, als erforderlich sind, allen Zwecken zu genügen.“

(S. 17.) Vorher schon kann die Anlegung von blank roads (Holzstraßen über sumpfiges Terrain zur Vermeidung von Umwegen) selbst von Holz- und Schienenbahnen nach der Küste schnell erfolgen, und auf diesen Straßen würde man — an Stelle des jetzigen ausschließlichen Transports

auf den Köpfen der Menschen — Pferdewagen und bald sogar von Ochsen gezogene Rollwagen erblicken.

\* \* \*

**Ernst von Weber.** Vier Jahre in Afrika. Leipzig, bei Brockhaus. Band II.

Der genannte Schriftsteller hielt sich vom 2. Juli 1875 an einige Zeit in Sansibar auf. Wir entnehmen seinen Schilderungen das Folgende:

S. 246. Das Sklavenjägerterrain des inneren Afrika erstreckt sich über eine Fläche, so groß wie ganz Europa.

S. 428. Darunter bildet das allerwichtigste Territorium der Sklavenjäger das große Plateau von Central-Afrika zwischen den großen Aequatorialseen und dem Zambesi.

In diesen weiten Regionen wüthen die Spekulanten in Menschenfleisch mit größerer Energie und Grausamkeit, als irgend wo anders; sie sind fast sämmtlich Araber, und der ewige Krieg zwischen diesen arabischen Eindringlingen und den eingeborenen Negern hat daher hier ganz den Charakter eines reinen Rassenkrieges angenommen. Es wurde den Arabern leicht, einen großen Theil der zahllosen kleinen Negerfürsten in ihr Interesse zu ziehen, und sie fortdauernd zu gegenseitigen Kriegen anzureizen, um einander Sklaven abzunehmen und dieselben dann ihnen, den Arabern, zu verkaufen.

Für die verhandelten Sklaven werden die Negerhäuptlinge mit europäischen Schießgewehren und Munition bezahlt; so kommt es, daß alle jene kleinen Negerhäuptlinge von Jahr zu Jahr mehr Kriegsmaterial zur Fortsetzung ihrer Verwüstungskriege in die Hände geliefert bekommen, und der Vertilgungskrieg Aller gegen Alle im Innern von Afrika fortwährend größere Dimensionen angenommen hat.

Wenn man bedenkt, daß diese systematische Entvölkerung hauptsächlich erst seit den letzten zwanzig Jahren zwischen dem Albert Nyanza, dem Victoria Nyanza, dem Tanganika- und Nyassa-See auf einer Oberfläche von 20,000 Quadratmeilen vor sich geht, und dieses gerade in den fruchtbarsten Gegenden, welche früher als der Garten von Afrika\*) bezeichnet worden sind, so wird das Uebermaß von Elend, das der Sklavenhandel auch über diesen Theil von Afrika gebracht, recht in die

\*) In einem vertraulichen Rundschreiben des Ausschusses der Gesellschaft für deutsche Kolonisation vom 15. November 1884, worin den Antheilscheinzeichnern die Gründe dargelegt wurden, die schließlich für die Ausführung des Ost-Projectes statt des West-Projectes den Ausschlag gaben, wurde sich namentlich auch auf die Autorität des Ernst von Weber ausdrücklich berufen.

Auge  
Gegen  
zahlre  
der B  
ihrem  
halb  
eine  
1863)  
veränd  
Zwisch  
gärten  
wohne  
war i  
massen  
und  
karawa  
Abjchr

gegen  
Schöpf  
seine u  
der  
moha  
nis, W  
ludsch

S  
Sklave  
überwa  
zu fahr  
S  
brauche  
Export  
ganze  
kleine  
einem  
etwa ei  
die Se  
D  
Sultan

Augen springend. Im Jahre 1851 besuchte der große Livingstone die Gegenden zwischen dem Tanganyika- und dem Nyassa-See. Er fand eine zahlreiche und gutmüthige Bevölkerung vor, die friedlich dem Landbau und der Viehzucht lebte, und in ihrem schönen und gesunden Klima auf ihrem fruchtbaren Boden eine ruhige und glückliche Existenz führte, weshalb Livingstone den Plan faßte, unter diesen wohlwollenden Menschen eine englische Colonie zu gründen. Zehn Jahre später (1861 bis 1863) kam er wieder in dieselben Gegenden, aber wie fand er sie jetzt verändert! Er erkannte sie kaum wieder; der Sklavenhandel war in der Zwischenzeit bis hierher vorgeedrungen. Die Getreidefelder und Fruchtgärten waren verschwunden, die zahlreichen Dörfer niedergebrannt, die Einwohner auseinandergetrieben, weggeführt, getödtet. Das ganze Land war übersäet mit verstümmelten Leichen; die Flüsse selbst schwemmten massenhaft Leichname an's Ufer. An den Nestern der Bäume waren Frauen und Greise aufgehängt, die den eilig vorwärts getriebenen Sklavencarawanen aus Erschöpfung nicht hatten folgen können, zur Warnung und Abschreckung der Uebrigen, welche noch laufen konnten!

S. 433. Und wo fließt dieser fortwährend erneute Menschenstrom gegenwärtig hin, der Afrika entvölkert? Der Islam, diese welthistorische Schöpfung des Araberthums, gab zuerst dem ostafrikanischen Sklavenhandel seine ungeheuren Dimensionen und heut zu Tage sind die Abnehmer der regelmäßigen Sklavenausfuhr ausschließlich nur die mohamedanischen Länder Afrikas und Asiens, Aegypten, Tripolis, Tunis, Marokko, Arabien, die europäische und asiatische Türkei, Persien, Beludschistan, Afghanistan.

S. 421. An der Westseite von Afrika war die Unterdrückung der Sklavenausfuhr viel weniger schwierig, da sie nur in großen, leicht zu überwachenden Schiffen, die nach Westindien, Brasilien oder Nordamerika zu fahren hatten, erfolgen konnte.

Hier aber an der Ostküste ist der so massenhaft Negerklaven verbrauchende islamitische Orient zu nahe, und zu gewinnverlockend, und wird der Export in viel kleinern Schiffen bewerkstelligt, von denen fortwährend ganze Schwärme in See gehen, so daß die in Sansibar stationirte kleine englische Flotte nach dem Bilde eines englischen Marineoffiziers mit einem Dutzend von schwimmenden Bulldoggen verglichen werden könnte, die etwa einen Schwarm von hunderten von Wasservögeln hindern sollten, in die See hinaus zu schwimmen.

Die Zahl der auf dem Landwege vom Innern Afrikas nach der vom Sultan von Sansibar beherrschten Seeküste transportirten Negerklaven

betrug allein in einem Jahre, vom Oktober 1873 bis Oktober 1874\*) circa 100 000 Köpfe! Von diesen 100 000 Sklaven wurden 32 000 nach Pangani, 15 000 nach Pemba und 16 000 nach Gasi u. s. w. dirigirt.\*\*)

Das Verhältniß der in Folge ihrer Strapazen und üblen Behandlung mit Tod abgegangenen Sklaven betrug auf einigen dieser Strecken nicht weniger als 75 Prozent!

S. 434. Was eine der schlimmsten Seiten des Sklavenhandels ist, ist die durch ihn bewirkte Perpetuirung des innern Kriegszustandes, eines unaufhörlichen Bürgerkrieges in den schönsten und fruchtbarsten Ländern von Afrika. Der Gewinn, welchen er den Landesfürsten wie den Kaufleuten bietet, ist ein so ungeheurer, daß damit kein anderer Handel, kein neuerer Zweig menschlicher Thätigkeit konkurriren kann. Die Eingeborenen haben gar kein Interesse mehr den Boden zu bebauen, weil sie die Früchte ihrer Arbeit nicht zu ernten hoffen dürfen.

Der versteinerte erstorbene Zustand des innern Afrikas wird und kann nicht eher gehoben werden, als bis es einer großen und kraftvollen civilisatorischen Macht gelingen wird, sich im Herzen von Afrika festzusetzen, und dem Sklavenhandel von Innen heraus seine Nahrung zu entziehen, indem sie die gesammten sozialen und politischen Zustände des afrikanischen Binnenlandes umändern, die Negervölker von den gegenseitigen Vertilgungskriegen mit Gewalt entwöhnen und sie zur friedlichen Gewinnung von Bodenerzeugnissen durch Landescultur und Arbeit anregen und anhalten würde.

S. 435. Diese Aufgabe hat daneben noch eine sehr vortheilhafte merkantilische und politische Seite. — England mit seinem ungeheuern indischen Reiche hat jedoch hierfür zu wenig Hände übrig.

Eine so volkreiche Macht wie Deutschland ist in der Lage, diese Riesenaufgabe mit Hoffnung auf Erfolg aufnehmen zu können. Deutschland hat Hände im Uebermaaß für eine solche Arbeit zur Verfügung! Und

---

\*) Die Sklavenausfuhr ging also lustig fort, obgleich der Sultan Sayd Bargasch am 5. Juni 1873 einen Vertrag unterschrieben hatte, besagend: „from this day export of slaves from the coast of the mainland of Afrika shall entirely cease.“

Die englische Agitation wurde durch dieses Dokument beruhigt — über den wahren Sachverhalt hätten nur die Interessenten Auskunft geben können, diese schwiegen aber und schweigen jetzt noch! Die Sklaven wurden nur nicht mehr von der Stadt und dem Hafen Sansibar aus verschifft. Gr.

\*\*) Hier kann dem Sultan von Sansibar nur zur Entschuldigung dienen, wenn man annimmt, und durch das Obige als bewiesen ansieht, daß diese Häfen nicht zu seinem Territorium gehören, folglich nicht unter die Herrschaft des Vertrages vom 5. Juni 1873 fallen. Gr.

dazu ist es ja die Nation der Denker und Lehrer, der Philosophen und Pädagogen, und also vor allen anderen dazu geeignet und berufen, die physische und geistige Rettung einer verlassenen und verlorenen Rasse zu übernehmen.

S. 437. Ist in Deutschland keine Disposition für die Ausführung einer solchen Kulturmission vorhanden, so ist die einzige Nation, die sie übernehmen kann, die britische. Die Früchte, welche sie davon ernten wird, werden unermessliche Reichthümer sein.

\* \* \*

Im „Journal of the Society of Arts“ (1885, Seite 419—425, 13. März) berichtete **Holmwood**, englischer Konsul in Sansibar, über die Handelsbedeutung Ostafrikas und betonte dabei u. a. auch „die immense Entwicklungsfähigkeit der inländischen Regionen, die jetzt fast entvölkert sind durch den Sklavenhandel.“ Besonders hob er die Bedeutung des Kilimandjaro-Gebietes hervor, dasselbe sei gesund, weil es sich 4000 bis 9000 Fuß über die Meeresfläche erhebe. Es sei von Natur aus wohlbewässert; Weizen, Hafer, China, Thee und andere werthvolle Produkte können hier und zwar in einer Ausdehnung produziert werden, die thatsächlich nirgends eine Grenze finde. Groß sei auch der Elfenbeinreichtum.

Ein erheblicher Theil von Ost-Aequatorialafrika ist für europäische Auswanderer geeignet. (A considerable portion of this country is suited for European settlement) Dazu tritt dann noch, nur 140 Meilen von den fast vis-à-vis Sansibar gelegenen Häfen Mombas und Tanga jenes Hochland an den Abhängen des schneebedeckten Kilimandjaro, welches ein flotttes Sanatorium für ganz Ostafrika bildet, dessen Fehlen bisher ein so großes Hinderniß für das Aufblühen der Küste gebildet hat.

Ostafrika erheischt weitere Entfaltung seiner Schätze — es ist freilich schwer zu sagen, wieviel Kapital hier in der Zeit, in welcher die Dinge erst im Werden begriffen sind, hierfür mit Sicherheit aufgewendet werden kann; aber im Hinblick auf die Bewegung, die gegenwärtig zu Gunsten afrikanischer Annexionen die Gemüther der europäischen Nationen so tief erfaßt hat, habe ich in neuerer Zeit sowohl öffentlich, wie im Privatgespräche mich für die Errichtung einer Eisenbahn von der Küste nach der genannten Bergregion entschieden verwendet.

Es läge dies auch unbedingt im Interesse der heimischen Fabrik- und Handelsindustrie.

\* \* \*

Wir fügen nun hier eine Anzahl Urtheile sowohl von deutschen als von ausländischen Schriftstellern über die erfolgten deutschen Erwerbungen bei und beginnen mit den deutschen Schriftstellern:

Die wohl mehr besprochene, als wirklich gelesene Schrift des **Dr. G. A. Fischer**, praktischen Arztes in Sansibar,

„Mehr Licht im dunklen Welttheil. Betrachtungen über die Kolonisation des tropischen Afrika unter besonderer Berücksichtigung des Sansibar-Gebietes.“ (Hamburg bei Friedrichsen & Co. 1885) ist sehr mit Unrecht gegen die Bestrebungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft citirt worden.

Wir theilen daher hier ein schon im Juni 1885 im „D. Tageblatt“ erschienenenes Referat über diese Schrift mit, welches dazu angethan ist, den wirklichen Kern dieser Schrift in objektiver Weise zur Geltung zu bringen.

Unsere Ueberschrift ist der Titel einer Broschüre, welche Herr Dr. Fischer, früher selbst praktischer Arzt in Sansibar, jüngst (Hamburg bei Friedrichsen 1885) veröffentlicht hat.

In dieser Schrift sind eine Reihe von Bemerkungen niedergelegt, welche, weil auf die jüngsten deutschen Erwerbungen anwendbar, auch für das größere Publikum zweifellos von höchstem Interesse sind.

Wir heben aus der reichhaltigen Schrift hervor, was wir für besonders wichtig halten und ergänzen in dieser Weise die Referate, die anderweitig über die nämliche Schrift erschienen sind.

Im ersten Kapitel (Seite 1—19) bespricht der Autor die Handelsverhältnisse. Der Gesamtumsatz des Sansibar-Handels belaufe sich auf ca. 35 Millionen Mark, an welchem Deutschland mit  $4\frac{1}{2}$  Millionen theilhaftig sei; bei einer regelmäßigen Dampfschiffahrtsverbindung mit Deutschland werde der Import aus Deutschland (Draht, Pulver, Spirituosen, Messer, Eisen geräth, Steingut, Baumwollstoffe) wachsen.

Der Elfenbeinhandel der Eingeborenen sei ein Krebschaden, der die Eingeborenen von der Bodenkultur abhalte.

Im zweiten Kapitel (Seite 21 — 33) ist von der Kultivationsfähigkeit des afrikanischen Bodens die Rede, wobei betont wird, daß im Osten der Küstenstrich südlich vom Aequator (also vorzugsweise jetzt deutsches Kolonialland) der fruchtbarere sei. Die fruchtbare Küstenregion des Sansibar-gebietes schwanke zwischen 15 — 40 deutschen Meilen. Viehzucht könne in einem großen Theile des Ostens betrieben werden, z. B. auch in Sandsteppen; die dem Vieh gefährliche Tsetse-Fliege, die sich auch hin und wieder in der neuen deutschen Kolonie finde, sei stets auf gewisse Lokalitäten beschränkt, häufig sei diese Fliege in Manrui vor Pangani, trotzdem werde daselbst viel Vieh gezogen. Pferde erträgen jetzt das Klima in Sansibar sehr gut.

In Ansehung der Pflanzungen heißt es Seite 19: Trotz aller Experimente, die in Afrika gemacht worden sind, trotz alles Geldes, das

Afrika  
äqua  
werde  
Kaffee  
die g  
bei G  
vor.“

ich sel

die m

gerich

dar

dies

dar

stu

C

Deutf

einstin

sich d

24. I

Morr

schon

hat, d

für de

I

Ueber

tropis

hande

I

in irg

dessen

unfehl

I

schwei

kann

sei. I

stellun

auf ein

Afrika gekostet hat, wissen wir nicht einmal, ob in den Küstengebieten des äquatorialen Westens oder Ostens Kaffee, Baumwolle oder Tabak gezogen werden kann. Hinsichtlich des Kaffee wird sodann weiter bemerkt: „Der Kaffee hat, was sein Gedeihen auf afrikanischem Boden betrifft, jedenfalls die größte Zukunft; ist doch Afrika sein Heimathland, und findet er sich bei Gabun und in den südwestafrikanischen Besitzungen Portugals wild vor.“ Auch im Innern haben ihn manche Reisende wild wachsend gefunden, ich selbst in der Umgebung des Naiwascha-Sees, in einer Höhe von 5000 Fuß.

Weiter heißt es: „Von europäischen Getreidearten dürfte der Weizen die meisten Aussichten haben.“

Der Abschnitt schließt mit dem an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft gerichteten Appell:

„Hoffen wir, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft Klarheit darüber verschaffen wird, welche Handelsgewächse in Afrika, oder in diesem Theile Afrikas die meiste Aussicht haben. Sie würde sich damit größere Verdienste erwerben, als alle bisherigen Leistungen in der Kultivation Afrikas beanspruchen können.“

Es mag hier bemerkt werden, daß wie in so vielem, so auch hier die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft mit Dr. Fischer in erfreulichster Uebereinstimmung sich befindet. Die Gesellschaft ist in der That an der Arbeit, sich dieses Verdienst zu erwerben. Bei den Expeditionen vom 24. Februar, 24. März und 24. April befand sich jedesmal ein Gärtner (Schmidt, Morris, Lüdkke), welche, sowie eine Anzahl von Oekonomen, und früher schon Graf Pfeil, der ehemals eine Farm in Natal selbst bewirthschaftet hat, dormalen mit dem praktischen Studium dieser von Fischer mit Recht für den deutschen Ansiedler für so hoch wichtig erklärten Frage befaßt sind.

Nicht minder aber ist die Gesellschaft mit Dr. Fischer in erfreulicher Uebereinstimmung in der Frage der „Verwendung des Europäers im tropischen Klima“, worüber Fischer auf Seite 21—33 seiner Broschüre handelt.

Man suchte aus dieser Broschüre zu deduziren, daß jeder Europäer, der in irgend einer Form das Tropenland Afrikas auswähle, um sich durch dessen Ausbeutung eine Existenz zu gründen, in Folge des Klimas einem unfehlbaren baldigen Tode verfallen müsse.

Nur die einseitigste, zusammenhangsloseste, das Wesentlichste verschweigende und der deutschen kolonialen Ausdehnung abholdere Darstellung kann zum Resultate führen, daß dieses das Ergebnis der Fischerschen Arbeit sei. Fischer selbst würde schon längst gegen diese Auslegung seiner Darstellung sicherlich seine Stimme erhoben haben, wenn er nicht gegenwärtig auf einer Expedition nach dem südlichen Sudan zur Auffuchung des Reisenden

Dr. Junker kraft eines Auftrags der Familie des letzteren begriffen wäre. Es mag hier aus der Broschüre zunächst daran erinnert werden, daß Fischer selbst seiner Angabe zufolge sieben Jahre im äquatorialen Afrika verlebte, wovon er  $3\frac{1}{2}$  Jahre als praktischer Arzt in Sansibar, und  $3\frac{1}{4}$  Jahre auf anstrengenden Reisen zubrachte, daß er bei mäßiger Lebensweise sich vollkommen gesund erhielt, und gesund nach Europa zurückkehrte.

Er bemerkt, daß bei einer Höhe von 1400 Meter oder 4500 Fuß eine (dem Europäer wohlthätige) wesentliche Veränderung der Temperatur, der Vegetation und der Regenverhältnisse eintrete — (die höher gelegenen Theile des Berglandes Usagara haben diese Höhe und genießen mithin diese von Fischer geschilderten Temperaturunterschiede.)

Wenn sodann Dr. Fischer für ganz Afrika den Satz aufstellt: „die gesunden Gebiete sind die unfruchtbaren, und die fruchtbaren sind die ungesunden“ — so könnte man allerdings versucht sein, daraus abzuleiten, daß überhaupt aller und jeder koloniale Besitz in Afrika seitens der europäischen Kulturstaaten, nach Fischers Meinung, ein verwerflicher sei, weil der afrikanische Boden überhaupt von jedem Europäer gemieden werden müsse. Allein dieses wäre eine Folgerung, welche von Fischer selbst durchaus perhorrescirt wird. Er, dessen Auge bereits die deutschen Dampfer auf dem Victoria-See kreuzen sieht (Seite 110), sagt im Gegentheil an einer anderen Stelle seines Buches:

„Afrika ist das Land der Zukunft; was wir jetzt säen, das wird Deutschland dereinst ernten; — es unterliegt keinem Zweifel, daß manche jetzt noch öde und unfruchtbare Distrikte durch die Zufuhr von Wasser zu guten Ackerländern umgeschaffen werden können.“

Die vermeintliche Unmöglichkeit eines Aufenthalts des Europäers in Afrika wird schließlich (S. 33) bei Beendigung des Abschnittes in folgendes doch keineswegs entmuthigendes Ergebniß zusammengefaßt:

„Es ist demnach gar keine Frage und von allen, welche die Verhältnisse unparteiisch und vorwurfsfrei beobachten, anerkannt, daß der Europäer in den Tropengebieten Afrikas und gewissermaßen überall in dem schwarzen Erdtheil nur in beschränkter Weise und vorübergehend Verwendung finden kann.“

Als Aufseher, Unterrichter, Anleiter für die eingeborene Bevölkerung wird er in den Tropenländern Afrikas für eine gewisse Zeit ohne Schaden für seine Gesundheit thätig sein können. Die Dauer des Aufenthalts ist von der Individualität, von der Gegend und der Art seiner Beschäftigung abhängig.

Sie dürfte durchschnittlich drei bis fünf Jahre betragen. Dann werden die meisten gezwungen sein, für einige Zeit das gemäßigtere Klima aufzu-

fuchen  
Hand  
das au  
W  
besorgt  
nach e  
zu neh  
D  
Krankh  
N  
hingew  
derselb  
betrifft  
Typh  
tischer  
Dysen  
Afrika  
aber  
besten  
in Af  
D  
theil  
häufig  
bei de  
strengu  
hervor  
D  
Luft, d  
denen  
Auser  
Tropen  
hätten  
daß di  
gelegen  
gesund  
zu ach  
B  
errichte  
Vorsch  
künftig

suchen. Es werden sich in den entwickelnden Küstenplätzen allmählich auch Handwerker und alle möglichen Berufsklassen ansiedeln, wie ja das auch in Indien der Fall ist.

Aber auch hier wird die eigentliche Arbeit nicht von dem Europäer besorgt werden; auch der Handwerker wird immer dahin streben müssen, nach einer gewissen Zeit seinen dauernden Aufenthalt wieder in Europa zu nehmen."

Der vierte Abschnitt des kleinen Werks ist betitelt: „Lebensweise und Krankheiten“ (S. 33—48).

Nachdem der Autor zuerst auf die Wichtigkeit der Kleidung und darauf hingewiesen hat, daß Wolle allen anderen Stoffen vorzuziehen sei, betont derselbe (S. 35), daß in mancher Beziehung die Tropen, was Krankheiten betrifft, unserem Klima gegenüber im Vortheile seien. Diphtheritis und Typhus, die bei uns so viele Opfer fordern, und denen wir in therapeutischer Beziehung ziemlich machtlos gegenüberstehen, sind dort unbekannt. Dysenterie und Malaria sind die einzigen einheimischen Infektionskrankheiten Afrika's, welche dem Fremdling direkt gefährlich werden, gegen die wir aber so ausgezeichnete Mittel besitzen, daß wir sie mit dem besten Erfolg zu bekämpfen im Stande sind. Die Dysenterie habe in Afrika keinen bössartigen Charakter und trete weniger epidemisch auf.

Die Malaria-Affektionen kämen nicht von der Sonne, es sei im Gegentheil zu behaupten, daß Hitzschlag und Sonnenstich in Afrika weniger häufig vorkommen, wie bei uns in manchen unserer großen Städte und bei den Märschen des Militärs während der heißen Zeit. Auch Ueberanstrengungen auf Reisen, sog. Erkältungen u. dergl. rufen das Fieber nicht hervor, ebensowenig das Wasser.

Das Medium, welches die verderbenbringenden Keime birgt, ist die Luft, die wir athmen, und sehr häufig nur die Luft in den Räumen, in denen wir leben. Die Stadt Sansibar biete jetzt einen so günstigen Aufenthaltsort für die Europäer, wie ihn vielleicht wenige Tropenstädte in der Lage und unter den Verhältnissen aufzuweisen hätten; und worin sei der Grund zu suchen? Einzig und allein darin, daß die Europäer trockene, reinliche, geräumige, gut ventilirte und freier gelegene Wohnungen besitzen. Eine gesunde Wohnung, und speziell ein gesunder Schlafraum sei das Wichtigste, worauf der Europäer in den Tropen zu achten habe.

Bezüglich des von einem europäischen Kolonisten im Tropenlande zu errichtenden Wohnhauses erteilt der erfahrene Arzt (Seite 44) folgende Vorschriften, die wir hier schon deswegen wiederholen, weil sie manchem künftigen Kolonisten sehr dienlich werden können:

„Was die Hütte oder das Haus betrifft, so errichte man sie womöglich auf einem freien, von der Sonne beschienenen Plage, den der Wind bestreichen kann. Viele große, schattengebende Bäume, welche die Feuchtigkeit zurückhalten und die Lufsterneuerung erschweren, dulde man nicht in nächster Nähe. Man lasse die schnell austrocknende und damit desinfizirende Kraft der Tropensonne ungeschwächt wirken, was besonders bei Strohdächern von Wichtigkeit ist. Im Innern einer mit Strohdach bedeckten Lehmhütte ist es sehr kühl, wenn nur das Dach genügend hoch ist und man einen seitlichen Spielraum zum Durchstreifen des Windes läßt (scheunenartig). Den Fußboden bilde eine, einen halben Fuß dicke, aus Asche und Lehm zusammengemengte Schicht, welche festgestampft wird. Man achte darauf, das Innere so einzurichten, daß der Schlafraum nicht an der Regenseite zu liegen kommt. Die Fenster sollen so angebracht sein, daß möglichst viel Luftzug entsteht. Die Strohdächer der Lehmbauten oder Blockhäuser sollen weit vorspringen, damit die Wände möglichst von Feuchtigkeit verschont bleiben.

In der Regenzeit hat man die Windseite durch eine aus Gras und Palmblättern geflochtene Wand zu schützen, die bei Sonnenschein weggesetzt wird. Aus dem Schlafraum lasse man alles, was nicht unbedingt nothwendig ist, fort. Das Waschen und Baden nehme man nicht im Schlafraum vor, auch die schmutzige Wäsche hebe man nicht in diesem auf. Wenn möglich, kalte man die Wände.“ Dr. Fischer führt weiter aus: Was das Fieber selbst betrifft, so wolle er zur Beruhigung aller derer, welche afrikanisches Tropengebiet besuchen, anführen, daß, wenn man versteht, das Chinin richtig anzuwenden, dasselbe ein fast unfehlbares Mittel sei. Er selbst habe während seines Aufenthaltes als praktischer Arzt in Sansibar 2050 Personen, darunter 400 Europäer, an Malaria behandelt und nur ganz wenige Fälle seien tödtlich verlaufen.

Der Schriftsteller faßt schließlich die Ergebnisse dieses Abschnittes in Thesen zusammen, deren siebente dahin lautet:

„Unter günstigen Verhältnissen und unter gewissen Bedingungen kann ein Europäer jahrelang ohne Schaden für seine Gesundheit auch in Malaria-gebieten aushalten.“

Ferner die These:

„In der günstigsten Lage befinden sich die Missionare und die Leiter von Stappenstationen, auch der Kaufmann, wenn er nicht selbst reist, sondern sich die Waaren bringen läßt. Weniger günstig liegen die Verhältnisse für den Plantagenverwalter, noch ungünstiger für den Reisenden, und am ungünstigsten für den selbstthätigen Landmann.“

Hat der Autor bisher von den Europäern gesprochen, so gelten die

weiteren  
den Ne

Er  
niemals  
Ausübung  
verständnis  
bei der  
angewen  
Arbeitsz  
wenn d  
auch ni

Di  
länder  
Noth de

Ni  
dern in  
mißbrau  
Thier,  
Sklaver

Zu  
in der  
schöpfl  
Schaz,

Charakt  
höchsten  
feinen

Polizei  
der Per  
die Bed

Indiffer  
den Cu  
Neger  
zur Abl

Es  
Ostafrik  
in erfre  
Ni

Stils a  
ihrer ge  
welche

weiteren Abschnitte seines interessanten Werkes (Kapitel 5—14) vornehmlich den Negern.

Er konstatirt (S. 48), daß ohne einen gewissen Zwang der Neger niemals für die Kulturarbeit gewonnen werden könne — wie bei uns die Ausübung eines Zwanges bei der Kindererziehung eine ganz und gar selbstverständliche Sache sei, wie der Schulzwang zu Recht bestehe, so müßten bei der noch ganz kindlichen Natur des Negers ganz ähnliche Zwangsmittel angewendet werden, Generationen hindurch müsse der Neger unter diesen Arbeitszwang gestellt werden. Der freie Neger sei träge, er arbeite nur wenn der Hunger ihn treibe, fühle aber kein Bedürfnis sich zu verbessern auch nicht an der Küste in Sansibar, diesem Paris Ostafrika's.

Die gewählte spezielle Art der Sklavenbefreiungen durch die Engländer habe nur mißliche Erfahrungen nach sich gezogen, da eben nur die Noth den Neger zur Arbeit zwingt.

Nicht in dem Abhängigkeitsverhältniß des Negers vom Weißen, sondern in der Art, wie dieses Abhängigkeitsverhältniß durch den Weißen gemißbraucht wurde, indem man die Arbeitskraft des Negers, wie bei einem Thier, einfach ausgebeutet habe, statt ihn zu erziehen, sei der Vorwurf der Sklaverei zu erblicken.

Zur Kolonisation sei aber die Arbeit des Negers unentbehrlich, nur in der Plantagenwirthschaft beruhe die Zukunft Afrika's, und in der unerschöpflichen Arbeitskraft des Eingeborenen beruhe der Schatz Afrika's, ein Schatz, der um so höher zu werthen sei, als der Neger eine Reihe von Charaktereigenschaften habe, welche für den europäischen Kolonisten vom höchsten Werthe seien. Der Neger erblicke öfters in dem Europäer geradezu seinen Gott; es sei eine merkwürdige Eigenschaft, daß ohne Gesetzbuch und Polizei unter den ackerbautreibenden Negerstämmen eine so große Sicherheit der Person, die sich auch auf den Europäer erstrecke, bestehe, daneben mache die Bedürfnislosigkeit des Negers, seine Vorurtheilslosigkeit, sein religiöser Indifferentismus, seine Kameradschaftlichkeit, seine Freigebigkeit ihn für den Europäer als Landarbeiter vorzüglich verwendbar, wogegen die dem Neger angeborene mangelhafte Wahrheitsliebe überwindbar sein werde; zur Ablegung dieser Untugend könne der Europäer viel beitragen.

Es mag hier mit der Bemerkung geschlossen werden, daß die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft auch mit diesen Ausführungen des Autors sich in erfreulichster Uebereinstimmung befindet.

Nicht in der Hinübersendung von deutschen Auswanderern hergebrachten Stils als selbstthätiger Landleute erblickt die Gesellschaft den Zielpunkt ihrer gegenwärtigen Thätigkeit, sondern in der Gewinnung solcher Kräfte, welche in der That die Befähigung besitzen, den in der unerschöpflichen

Arbeitskraft der Eingeborenen bestehenden Schatz Afrika's zu heben. Diejenigen deutschen Männer, welche bisher als Pioniere ihrer Nation vorausgeeilt sind, um bei den Eingeborenen jene Mission als Aufseher, Unterrichter, Führer und Anleiter zu beginnen, haben theilweise schon in der Heimath sich dem Berufe hingegeben, die jugendlich kräftigen Elemente ihres eigenen Volkes in den erziehenden Aufgaben des Wehrdienstes und zugleich in den Aufgaben der höheren Civilisation überhaupt auszubilden, sie verdienen den Dank der Nation, wenn sie, die gerade durch ihren bisherigen Beruf hierzu qualifizirt sind, nun die gleiche Aufgabe an den Eingeborenen überseeischer deutscher Kolonien erfüllen wollen. — Groß ist allerdings das Wagniß — doch ihnen winkt auch wirthschaftlich die Möglichkeit eines Erfolges, den das Mutterland bei seinem Ueberschusse an Geistesarbeitern nicht mehr zu bieten vermocht hätte. — Diesem Lohne, und nicht dem verlockenden Ziele eines kleineren „selbstständigen Landbesitzes“, streben jene muthigen Männer entgegen, und zwar nicht mit verhältnißmäßig geringen Kosten, sondern meist unter erheblichen eigenen Vermögensopfern!

Andere Ansiedler eignen sich zum Plantagenbau aus dem Grunde, weil sie schon zu Hause als Gutsbesitzer der Bodenkultur und der Leitung der landwirthschaftlichen Kräfte zur Bearbeitung des Bodens auf größeren Komplexen ihre Thätigkeit gewidmet haben und daher in der Tropenwelt nur ihre bisherige Berufsthätigkeit, wenn auch in anderer Gestalt, fortsetzen. Nicht ein „kleinerer“ Landbesitz, sondern weite, große Flächen noch ganz jungfräulichen Bodens stehen infolge der ostafrikanischen Erwerbungen nunmehr jedem deutschen Plantagen-Unternehmer gegen einen geringen Beitrag zu den Kosten zur Verfügung, die der deutsche Kolonist mit seiner eigenen Hände Arbeit nicht zu bebauen hat, sondern wozu er die Hände der Eingeborenen benützen, und deren Geist und Herz er zugleich damit dem Evangelium gewinnen soll. Groß sind allerdings die Hindernisse, die noch zu überwinden sind.

Groß ist die Zahl der Gegner. Groß mag auch die Ansichtsverschiedenheit darüber sein, durch welche Mittel und Wege zunächst die dem deutschen Volke bezüglich seiner überseeischen Erwerbungen gestellten Kolonisationsaufgaben realisirt werden sollen.

Eines aber sollte doch bei allen Vaterlandsfreunden unerschütterlich und ungetrübt feststehen, die Freude nämlich darüber, daß Usagara deutsch ist.

\* \* \*

Schweinfurth in der Kölnischen Zeitung (nach Westphal, S. 71, 72) bemerkt: In einem anonymen Artikel der „Deutschen Kolonialzeitung“, mit den Lettern K. V. J. unterzeichnet (1885, 15. Juni), welcher als deutsche

Interess  
auf S  
deutsch  
zu erwa  
Wege  
moyo,  
unseres  
Lassun  
kein Ne  
dem Re  
als Sch  
„Wenn  
wagen,  
auf die  
in diese  
darauf  
von der  
der Lag  
die bege

Uel  
1.

Da  
aber do  
durch zu  
ist name  
De  
Insel se  
An  
nisse fi  
mehr u  
erfahren  
große V  
Da  
welche  
man al  
zeichnen  
Be  
Sterblic

Interessen im äquatorialen Ostafrika lediglich die der Hamburger Kaufleute auf Sansibar anzusehen scheint, kommt wörtlich folgender gegen die deutsch-ostafrikanische Gesellschaft gerichtete Satz vor: „Es ist mit Sicherheit zu erwarten, daß die Gründung einer deutschen Kolonie gerade auf diesem Wege (der Haupt-Karawanenroute aus dem Innern), hart hinter Bagamoyo, Veranlassung zu vielen Reibereien geben wird, was im Interesse unseres Handels sehr zu bedauern ist, da die betreffenden Niederlassungen gar nichts einbringen werden (wörtlich!) und daher gar kein Äquivalent bieten für irgend welche Unkosten und Scherereien, die dem Reiche erwachsen können.“ Hierauf antwortete indessen kein Geringerer als Schweinfurth, der große Afrikakenner, in der „Kölnischen Zeitung“: „Wenn es aber vorkommt, daß Kaufleute von vornherein die Behauptung wagen, wie das in einer der letzten Nummern der „Kolonialzeitung“ in bezug auf die neuen deutschen Erwerbungen in Ostafrika gesagt worden ist, — in diesem oder jenem Gebiete sei überhaupt nichts zu holen, so darf darauf kein Gewicht gelegt werden. Die Kaufleute bekommen eben von der sie umgebenden Natur wenig zu sehen und würden schwerlich in der Lage sein, im Urwalde die Pflanzenarten wieder zu erkennen, die ihnen die begehrten Ausfuhrartikel liefern.“

\* \* \*

Ueber die erfolgten Erwerbungen äußert sich ferner: **Gerhard Rohlfs**:

1. Aus seinen Aufsätzen im „Deutschen Montagsblatte“ Nr. 44—48 (Berlin, November 1885):

Das Klima in der Stadt Sansibar ist zwar constant heiß und feucht, aber doch nicht so schlecht, als sein Ruf, der Schädlichkeit desselben läßt sich durch zweckmäßige Lebensweise sehr wirksam begegnen — den Europäern ist namentlich zu rathen, sich körperlichen Exercitien hinzugeben.

Der britische Generalconsul sagt mit Recht, der Aufenthalt auf der Insel sei gesünder, als in der Stadt.

An der Küste und im Innern finden ganz andere Verhältnisse statt — die Feuchtigkeit der Luft nach dem Innern zu verschwindet mehr und mehr; die Winde, beeinflusst von den örtlichen Erhabenheiten, erfahren Ablenkungen, und Wälder und Gebirge, sowie Hochebenen bringen große Verschiedenheiten hervor.

Da würde man aber höchst leichtfertig sein, wenn man diese Gegenden, welche im Allgemeinen viel mehr die Bedingungen besitzen, die man als gesund bezeichnen kann, von vornherein als ungesund bezeichnen wollte.

Bei den französischen Missionaren in Bagamoyo ist keine abnorme Sterblichkeit. Auch in Mombas lebt die Gesellschaft der britischen Missio-

nare in guten gesundheitlichen Verhältnissen; hier ist es stets 3—4 Grad kühler wie in Sansibar.

Diejenigen, welche der Tropenansiedlung abhold sind, werden zugeben, daß Inner-Ostafrika keineswegs mehr Grund zu Befürchtungen bietet, oder zu andern, als sie überhaupt in den Tropen vorkommen.

Der Europäer wird das Klima in den Tropen ebensogut wie der Eingeborene vertragen, wenn er sich bemüht, annähernd wie der Eingeborene zu leben. Alle Menschenrassen rühren ja von einem gemeinsamen Stamme her (Nr. 45). Wir müssen den Eingeborenen als das schätzbarste Arbeitsmaterial, als das kostbarste Produkt, als den größten Reichthum des neu erworbenen Landes betrachten. Denn bei Bearbeitung des Bodens darf man, bei den Entfernungen von Deutschland, da bis jetzt dort noch keine Kohlen gefunden wurden, an Maschinenkraft nicht denken. Ebenso wenig kommen die Kräfte der einheimischen Thiere, Rinder, Elephanten zc., vor der Hand in Betracht. Nächst der menschlichen Kraft liegen wichtige Krafthebel zur Bearbeitung des Bodens und der Produkte in der Verwerthung der fließenden Gewässer und des Windes; aber nicht überall haben wir Ströme, Flüsse und Bäche, und nicht überall können wir auf regelmäßige Passatwinde, hinlänglich stark, um als Kraft dienen zu können, rechnen.

Den Menschen finden wir entweder schon an Ort und Stelle, oder wir können ihn hinverpflanzen, wohin wir selbst unsere Schritte lenken, um uns niederzulassen und den Boden nutzbar zu machen. In den von der ostafrikanischen Gesellschaft zuerst erworbenen Gebieten Usagara zc. ist eine verhältnißmäßig spärliche Bevölkerung, aber auch sie muß verwerthet werden; die ewigen Sklavenjagden, die gefesselten Zustände des Landes, und vor Allem abergläubische Gebräuche, haben dazu beigetragen, die Einwohner mehr als zu dezimiren. Besser scheint es mit der Dichtigkeit der Bevölkerung in der jüngst von Graf Pfeil erworbenen Provinz Chutu zu stehen, und die Gebiete, welche sich um den Gebirgsstock des Kilimandjaro und des Kenia gruppiren, sind verhältnißmäßig gut bevölkert. Auch die Landschaften östlich von diesem Hochland, das Alluvialgebiet des Tana und Djuba (Sultanat Witu) erfreuen sich einer relativ dichten Bevölkerung. Gehen wir von da weiter nordwärts, so gelangt man zu der vom indischen Meere und dem Golf von Aden bespülten Halbinsel der Somali. Ein Land, noch fast vollkommen unbekannt. Aus den dorthier stammenden Produkten ist man aber schon gewiß berechtigt, dies Land keineswegs, wie das so manchmal geschehen ist, als Wüste zu bezeichnen, sondern als eine Savane,

eine  
Ober  
ungeh  
bilden  
und z  
nähren  
sehr s  
ger F  
d. J.  
daß d  
immer

D  
deutsch  
Bant  
den G  
im Hi  
viellei  
wohner  
von N  
Hälfte  
Völkerf

2.

D  
zu den  
gesund  
wo Ro  
gebiet.

H  
schlecht  
schlecht  
schiefer  
schaffen  
Ausgar  
wirkung  
ohne g

M  
günsti  
den, ein

eine Weidegegend, wie wir sie östlich vom Felsengebirge, in den Ebenen von Dakota, Nebraska, Kansas und Texas finden. Diese ungeheueren Weidegebiete der Vereinigten Staaten, größer als halb Europa, bilden eine stets größer werdende Quelle des Reichthums für die Union und zeigen, daß auch solche Gegenden Hunderttausende von Menschen ernähren können. Die Savannengebiete der Somalihalbinsel scheinen eine sehr spärliche Bevölkerung zu haben, so daß dieselbe in einem aus kundiger Feder stammenden Artikel in der Times of India vom 12. Mai d. J. auf nur 500000 Seelen angegeben wird. Wenn man bedenkt, daß das Gebiet der Somali etwa zwei Mal so groß wie Deutschland ist, immerhin eine äußerst dünne Bevölkerung.

Die Eingeborenen dieser Länder, welche sich von jetzt ab der deutschen Reichsoberherrlichkeit erfreuen werden, bestehen aus sogenannten Bantustämmen, zu welchen wir auch die Suaheli rechnen müssen, aus den Galla-Trieben und den eben erwähnten Somali. Dazu kommen im Hinterlande noch Negerstämme, welche vielleicht der Bantufamilie, vielleicht schon den Sudan-Negern, beizuzählen sind. Zwischen ihnen wohnen oder halten sich zeitweise auf, oder sind auch schon seit hundertern von Jahren mit ihnen vermischt, Araber, besonders aus der südlichen Hälfte der großen arabischen Halbinsel stammend, endlich an der Küste Völkerschaften aus Indien.

2. Aus seiner Brochüre: „Die Klimatologie und Hygiene Ostafrikas (Leipzig bei Hirschfeldt, 1885):

Die hohen Gebiete des Kilimandjaro und des Kenia mit ihren bis zu den Alpen Abyssyniens sich erstreckenden Ebenen bilden (als unbestritten gesund) nicht Gegenstand der Abhandlung, sondern nur speziell Sansibar, wo Kohlfs als Generalconsul weilte, und das gegenüberliegende Küstengebiet.

Hierüber bemerkt Kohlfs: Wir stimmen nicht mit denen überein, welche schlechtweg behaupten, das Leben und der Aufenthalt in den Tropen sei schlechtweg ungesund (S. 2). Die Tropen zeigen eine sehr große Verschiedenheit in klimatischer Beziehung, lokale Einflüsse sind auf die Beschaffenheit des Klimas viel größer, als man sich gewöhnlich denkt. Der Ausgang eines großen Flusses, z. B. des Congo, ist von ganz anderer Einwirkung auf den Menschen als eine solche an einer Küstengegend, welche ohne große Flußmündungen ist.

An der Ostküste von Afrika sind die Verhältnisse insofern günstiger als an der Westküste, weil die Flüsse, welche dort einmünden, einen kürzeren Verlauf haben, folglich weniger Wasser fortschwemmen,

als an der atlantischen Küste. Daher ist denn auch das Alluvium weniger entwickelt, als z. B. am Congo, Niger, Senegal u. s. w.

Ueberhaupt sind die Vorlagerungen an der Ostküste bei weitem nicht so ungesund, als die der westlichen und vielleicht dürfte der Grund dafür in der weniger entwickelten Vegetation zu suchen sein. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß die Ostküste baumlos sei (S. 5).

Die Hitzgrade der Stadt Sansibar selbst sind keineswegs übermäßig; ungesund ist die Stadt nur insofern, als sie durchaus auf Gräbern gebaut ist.

In Lamu, trotzdem es vier Grade dem Aequator näher ist (20 südl. Breite) herrscht übrigens stets eine kühlere Luft als in Sansibar.

Es folgen dann Ausführungen über — Lebensweise, Nahrung (S. 8):

„Demjenigen der von seiner Heimath her gewohnt ist, Wein oder Bier zu trinken, kann nur gerathen werden, diese Gewohnheit beizubehalten, das Bier, das deutsche Getränk, ist jetzt auch unter den Tropen als Sieger eingebürgert, verderblich ist nur das Schnapstrinken.“

Ferner (S. 9) — die Früchte: Orangen, Mango, Ananas können ohne Gefahr vom Europäer genossen werden) — und Kleidung. (Kohlfs ist Gegner des Wollregimes). Er schließt die interessante kleine Schrift damit (S. 13):

Es komme auch vor, daß in den Tropen anwesende Europäer, der zu fürchtenden Konkurrenz wegen, das „böse“ Klima nicht schwarz und schlimm genug darstellen können, bloß um sich die fremden Eindringlinge auf bequeme Weise fernzuhalten.

3. Kohlfs im kaufmännischen Vereine zu Frankfurt am 16. Februar 1886, lt. Bericht der Frankfurter Zeitung vom 18. Februar:

Im Kaufmännischen Verein hielt am Dienstag Herr Gerhard Kohlfs einen Vortrag über Sansibar und die deutschen Besitzungen in Ostafrika. Es gebe noch Gegner der Kolonien-Erwerbung, die prinzipiell gegen jede Annexion fremder Länder seien oder entschieden die Kolonisation in tropischen Klimaten bekämpfen. Vor allen begegne der dunkle Erdtheil dieser Gegnerschaft. Aber Afrika darf sich z. B. mit dem südamerikanischen Kontinente, mit dem es in Bezug auf Breitenverhältnisse, Küstengestaltung und Längsrichtung der Hauptgebirgskette viel Analogie zeigt, kühn vergleichen, namentlich aber, was den Wasserreichthum betrifft. Nicht bloß besitzt es gewaltige Ströme, sondern vor Allem gebührt Afrika der Vorrang vor Südamerika in Rücksicht auf seinen Reichthum an großen Seen. In's Gewicht fällt auch die Ausdehnung der Küste Ostafrikas. Allerdings ist die

Entwicklung dieser Küste eine schlechte und fehlt es namentlich an größeren Häfen; doch sind kleinere vorhanden. Dazu muß man auch die Bedeutung der vorgelagerten Inseln, darunter der von Sansibar, der Geschellen, der noch von keiner Macht besetzten Komoren-Gruppe u. s. w., ganz abgesehen von dem großen Madagascar, mit in Rechnung ziehen.

4. Rohlf's in einem von der Krefelder Zeitung veröffentlichten, von Sansibar aus geschriebenen Privatbrief:

„Das von der Gesellschaft für deutsche Kolonisation erworbene Gebiet ist in jeder Beziehung ausgezeichnet. Der Boden jungfräulich, das Klima, wenn auch heiß, gesund. Das Gebiet eignet sich für Plantagenbau, wie die Ländereien im Süden der Union, Westindien, Brasilien, Ecuador, Colombien, die ostindischen Inseln 2c. 2c. Aber mit allen diesen Ländern hat er die Fruchtbarkeit gemein und den Vorzug, noch gar nicht ausgebeutet zu sein. Man würde Sesam, Grundnüsse (Arachis), Gummi, Baumwolle, Indigo, Tabak, Kaffee, Nelken, Muskat, Cacao, Zimmet 2c. mit Vortheil dort bauen können. Die mineralogischen Schätze sind noch nicht untersucht. Kurz, das Land ist in jeder Beziehung ausgezeichnet. Wie wir dem Briefe ferner entnehmen, wird die Gesellschaft für deutsche Kolonisation binnen Kurzem einen Generalbevollmächtigten in Sansibar stationiren.“

\* \* \*  
Von ausländischen Urtheilen über die erfolgten deutschen Erwerbungen citiren wir folgende: Das Aprilheft des Jahres 1885 der **Proceedings of the Royal Geographical Society** in London brachte eine kurze Notiz über die ersten Erwerbungen der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, in der es u. A. heißt: „Die Handelsbedeutung dieses Gebietes ist eine große; die mittlere Handelsroute von der Küste zum Tanganjika führt durch dasselbe hindurch. Auf die 80–130 km breite ungesunde Küstenregion folgen hier in diesen Territorien weite Gebiete mit malerischen baumbekleideten Bergketten, umringt von fruchtbaren Ebenen, die, wie berichtet wird, für europäische Bewohner wohl geeignet sind. Die Thäler sind fruchtbar und weisen reichen Bestand an werthvollen Weiden auf.“

\* \* \*  
Die englische Zeitung **Times** sagt, daß nun dem deutschen Einfluß „ein unermessliches Gebiet fruchtbarer und gesunder Länder in Ostafrika“ erschlossen worden sei und läßt die Bedeutung, welche sie dem Besitze jener Territorien zumißt, sehr deutlich aus folgendem Stoßseufzer erkennen, mit dem sie ihre Reproduktion des Kaiserlich deutschen Schutzbriefs begleitet: „Die Lektüre dieses Schutzbriefs wird sicherlich der African Lakes Company in Glasgow kaum Freude machen, da deren Ziele darauf hinausgehen, die Gebiete zwischen der Ostküste von Afrika und dem Tanganjikasee

zu exploitiren. Dieselbe hatte einen Vertreter zur Berliner Conferenz geschickt, um dort ihre Interessen so gut wie möglich zu verfolgen. So viel wir wissen, war die African Lakes Company auch bemüht, die englische Regierung zu einem Protektorat über die Region zu bewegen, in welcher die Gesellschaft schon so viel Kapital angelegt hat. Nunmehr aber wird sie in Bezug auf jene in dem Kaiserlichen Schutzbrieft erwähnten Länderstriche sich einfach dem Fluche des „Zu spät“ fügen müssen, welcher auf so vielen Handlungen der jetzigen britischen Regierung lastet! — In der That, ein beredter Hinweis auf die Werthschätzung, die unseren ostafrikanischen Besitzungen durch das praktische Albion entgegengetragen wird! (Vergleiche Westphal, S. 62, 63.)

\* \* \*

Das Frankfurter Journal vom 17. März 1885 schreibt: Während einzelne deutsche Blätter, denen die Colonialpolitik, wie alles, was Fürst Bismarck unternimmt oder befördert, ein Dorn im Auge ist, den Werth unserer überseeischen Erwerbungen und speciell der ausgedehnten Acquisitionen in Ostafrika systematisch herabsetzen, fällt ein französischer Afrikaforscher, der Lieutenant zur See **Giraud**, über unsere ostafrikanischen Colonialbesitz ein sehr günstiges Urtheil. Giraud hat fast zwei Jahre in dem nunmehr von der „deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft“ übernommenen, unter deutsches Protektorat gestellten Gebiete zugebracht, und ist unlängst erst von dort nach Europa zurückgekehrt. Von Bagamoyo aus ist er durch das Land Usagara nach dem Nyassa-, dem Bangwelo-, oder Bembo-See und von dort den Luapulo hinab nach dem Moero-See gereist. Giraud erklärt ausdrücklich, daß diese Länder den Europäern zuträglich sind, weit zuträglicher, als andere Regionen Centralafrikas, und daß sie deshalb den gesündesten Weg nach den großen afrikanischen Seen, den Tanganika und den Nyanza mit eingeschlossen, bieten, einen Weg, der unzweifelhaft der bisherigen, nördlicher gelegenen Handelsstraße vorzuziehen sei, wenn gegenwärtig auch mehrere der zu durchreisenden Landstrecken durch arabische Banden unsicher gemacht würden. Sowohl für Ansiedlungszwecke wie für den Handel mit Innerafrika sind daher diese neuesten Erwerbungen von großer Wichtigkeit. Die zur Zeit daselbst lebenden Europäer sind, abgesehen von einigen wenigen Handelsleuten, fast durchweg Missionäre der Heiligen-Geist-Congregation, deren Mutterhaus sich in Paris befindet. Zu ihnen gehören auch mehrere Deutsche. Die einheimische Bevölkerung ist gutmüthig und friedfertig, was von den raubsüchtigen Arabern, welche dort hauptsächlich auf die Sklavenjagd ausziehen, nicht gesagt werden kann. Mühe und Arbeit wird es freilich kosten, diese Länder in Blüthe zu bringen, dies aber ist mehr oder weniger bei allen Colonien

der Fall. In seinem Reisebericht hebt er namentlich noch die „wilde Hochgebirgsnatur“ des südlichen Theils von Usagara hervor.

\* \* \*

Die in Brüssel erscheinende Zeitschrift „Le Mouvement Géographique“ hat von Anfang an auf die hohe Bedeutung hingewiesen, welche die deutschen Erwerbungen in Ostafrika beanspruchen dürfen. Sie schrieb u. A.: „Herr Roger, welcher 1880 an der 2. belgischen Expedition Theil nahm, rühmte stets die Gegend zwischen der Küste und Mpwapwa. Er sagt: „Wir kamen nach einer leichten Reise von 24 Tagen wohlbehalten in Mpwapwa an. Das Land, welches wir durchwanderten, ist wahrhaftig prächtig; ich sah viel großes Wild und habe häufig gejagt; täglich, stündlich sahen wir die schönsten Vögel. Obgleich wir uns in der heißesten Jahreszeit befinden, haben wir nicht unter der Hitze zu leiden.“ Hieraus ersieht man, daß diese Gegenden keine unproduktiven Wüsten sind, sondern ein Land, welches eine Zukunft hat. Man kann wohl behaupten, daß sich Deutschland durch diese Erwerbung in den Besitz der Karawanenstraßen gebracht hat, welche alle Produkte aus den Gebieten der großen Seen nach Sansibar führen. In ähnlich anerkennender Weise äußert sich Stanley in seinem berühmten Werke: „Wie ich Livingstone fand.“ Derselbe sagt u. A.: „Das Thal des Ungerengerie (in Ukami) ebenso wie das Gebiet Muhalleh weisen eine wunderbare Fruchtbarkeit auf.“ Ueber die zwischen der Küste und der Stadt Simbamveni gelegenen Landschaften (in deren westlichem Teile Ukami liegt) äußert er sich in folgender Weise: „Die von uns durchwanderte Gegend ist von großer Fruchtbarkeit. Da wir sie während der Regenzeit durchzogen, hat sie sich uns natürlich von ihrer schlechtesten Seite gezeigt; und trotzdem, ungeachtet seines tiefen Morastes, seiner widerwärtigen Regengüsse, des eisigen Thaues an seinen großen Kräutern, seiner dichten Dschungeln, in denen das Fieber uns auflauert — trotz alledem bereitet mir die Erinnerung an dieses Land Freude wegen der Reichthümer, die es jenem zivilisirten Volke verspricht, das sich in seinen Besitz setzen wird. Nach Regulirung ihrer Gewässer würde man diese Gegend ohne größere Gefahr bewohnen, als jedes andere neue Land.“ „Es ist wahrscheinlich,“ meint das genannte belgische Blatt an anderer Stelle, „daß die neue deutsche Kolonie ihre Grenzen nach und nach mehr ins Innere rücken und so ihren zivilisirenden Einfluß in jenen Breiten ausdehnen wird, wo bislang weder Stationen noch Missionen errichtet wurden. Die Erwerbung von Chutu scheint darauf hinzudeuten, daß sich dieselben vornehmlich nach dem Njassa-See hin ausdehnen werden. Uhehe, Ubena, Uffango und Ronde sind in der That reiche, fruchtbare, gesunde Länder. Giraud, der sie durchreist hat, spricht mit großem Lobe von ihnen. Man erkennt

an diesen wenigen Hinweisen die Zukunft, welche den zwischen Sansibar und dem Norden des Njassa-Sees sich ausdehnenden Landschaften blüht. Es läßt sich Alles erwarten und erhoffen von einem Lande, das fruchtbar ist, gut bewässert, gesund, volkreich. Sicherlich werden zu Anfang Schwierigkeiten aller Art zu überwinden sein, aber den Ausdauernden krönt Erfolg.“ (Westphal. S. 61/62.)

\* \* \*

Wir schließen diesen Abschnitt mit der Mittheilung einiger Aussprüche über gewisse für die Kolonisationsfrage wichtigen Spezialpunkte, wie: die Eigenschaften der Eingeborenen, Klima, Handel und Verkehr.

Wir geben zunächst einige Aussprüche über die technische Begabung der Negerstämme.

Die Bewohner von Zumbo am Zuba betreiben in hübscher Art die Baumwollenweberei, die auch in Brava Haupteinnahmequelle ist.

Die Baumwollenweber von Madbischu versorgten früher die ganze Sansibar-Küste und außerdem die Küstengebiete des rothen Meeres und des persischen Golfes mit Baumwollstoffen — doch mußten sie schließlich der Fabrikationsmethode der Amerikaner weichen.

Außerdem verfertigen sie Lanzen, Pfeile, Dolche, andere Schmiedarbeiten, Nadeln, Angelhaken. (Guillain II., S. 531. 538, III., S. 148. 172.)

\* \* \*

Ebenholzmöbel mit eingelegten Elfenbeinschnitzereien bilden eine Spezialität in Lamu. Auch die Messerschmiede von Lamu sind wegen der Kunstfertigkeit berühmt, mit der sie Elfenbeingriffe durch eingelegtes Gold verzieren. (S ö st, in der Kölnischen Zeitung, 1884.)

\* \* \*

Die Bewohner des Dscherima-Gebirges erfreuen sich (nach Roskoschny S. 112) eines Rufes als Metallarbeiter. (Ueber Metallarbeiter im Kilimandjaro-Gebietes, s. dieses.)

\* \* \*

Die katholische Mission in Sansibar verrichtet mit ihren Negerzöglingen alle Arbeiten, die zur Herstellung von Gebäuden, Eisengeräthen und Möbeln nöthig sind. (Fischer, Mehr Licht, S. 102.)

\* \* \*

Auch die englische Mission besitzt in Mbvenni auf der Insel Sansibar ein großes Missionshaus, in welchem in der Buchdruckerkunst, dem Zimmer- und Schmiedehandwerk sowie in sonstigen Gewerben Unterricht ertheilt wird. (Roskoschny, S. 70/74.)

\* \* \*

Die Massai verstehen sich auf Eisenarbeiten und fertigen ihre Waffen selbst.

(Farler in Proceedings 1879. S. 93.)

\* \* \*

Bei der Anlage einer Straße von Dar-es-Salam, 40 Meilen landeinwärts (Mitte des Jahres 1877) waren die zahllosen Eingeborenen sehr gern bereit, gegen Lohn zu arbeiten (3 — 6 Dollars monatlich) und entwickelten bei der Arbeit große Fähigkeit, doch war eine constante europäische Aufsicht nöthig.

(Buxton in Proceedings 1879. S. 94.)

\* \* \*

Maschinenbauanstalten — wenn auch nur ganz kleine — müssen bald errichtet werden. Für solche Arbeiten besitzt der Neger überhaupt viel Vorliebe und Geschick. Außerdem verstehen die dortigen Eingeborenen meist schon Eisen und Kupfer zu schmelzen, da sich dergleichen nebst der Kohle häufig vorfindet, und zu Waffen und Geräthschaften zu verarbeiten. — (Sturz, der wiedergewonnene Welttheil, Berlin 1876. — S. 15/16.)

\* \* \*

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Negerstämme besitzen wir ferner ein nicht unwichtiges Urtheil des Missionar C. G. Büttner „Walfisch-Bai und Angra Pequena“, Heidelberg bei Winter, 1884. S. 268, 269, 259.

Derselbe schreibt:

Ueber die geistigen Fähigkeiten der Neger macht man sich in Europa im Allgemeinen keine rechte Vorstellung. Sie sind nicht im thierischen Urzustande.

Die geistige Entwicklung dieser Völker hat sich vielmehr schon seit langer Zeit nicht in aufsteigender, sondern in absteigender Linie bewegt. Es giebt Thatsachen, die mit dem Schmutz und der Unkultur der Jetztzeit nicht zusammenstimmen wollen. Dahin gehört z. B. der kunstvolle Bau der Sprachen, deren Formenreichthum und Regelmäßigkeit in der Grammatik in's Unglaubliche steigt. Dahin weist, daß die vergleichende Sprachforschung als unzweifelhaft ergibt, daß auch die Bantuneger ursprünglich Monotheisten waren, und zum Theil noch bis auf diesen Tag eine Art von Bewußtsein davon haben. Darauf weisen die Ueberreste von gottesdienstlichen Gebräuchen — auch die wenigen technischen Fähigkeiten und Fertigkeiten, welche sich noch bei den Eingeborenen Afrika's vorfinden, lassen sich in Wahrheit nur als Ueberreste alter Kultur erklären.

Auch wenn man das ganze Staatswesen der Afrikaner ansieht, unter denen die Unterschiede der Stände genau fixirt sind, so wäre Alles unerklärlich, wenn man es mit Wesen, welche sich aus dem heerdenartigen Zustande der Thiere „emporarbeiten“, zu thun hätte, während Alles verständlich wird, wenn wir die gegenwärtigen Zustände als Ueberreste aus jener

Zeit ansehen, so ihr einfaches patriarchalisches Regiment, von dem der Arier nicht viel verschieden war.

Es muß daher ihr geistiges Leben durch irgend welche äußerliche Mittel aus dem Todesschlummer, in welchem es sich befindet, herausgerissen werden.

Bei einer Arbeit, welche eine völlige Erneuerung des Grundcharacters der einzelnen Menschen wie ganzer Völker im Auge hat und auch wirklich anbahnt, kann nur mittelst angestrengtester Anwendung des Leibes und der Seele ein Erfolg erzielt werden.

\* \* \*

In anderer Richtung wichtig ist auch der Ausspruch von Zöllner (Togo-Land):

Wer die göttergleiche Stellung, die der Weiße dem Neger gegenüber einnimmt, untergräbt, der züchtet ein Unkraut. (S. 114.)

Das Verhältniß des Weißen zu den Eingeborenen ist in den freien, noch nicht von englischer Heuchelei und After-Humanität angekränkelten Landestheilen dasjenige des Vaters zu seinen Kindern. (S. 218.)

\* \* \*

Hinsichtlich des Klimas citiren wir:

D. Kersten. „Ueber Colonisation in Ostafrika“, Wien bei Hilberg, 1867. Separatabdruck aus der internationalen Revue. Nr. 2. S. 22/25.

Bei Kolonisationsversuchen fragt man immer zuerst nach der Rentabilität des Unternehmens und nach der Gesundheit des zu erwartenden Klimas. Von den vorhandenen Schätzen habe ich zur Genüge gesprochen; ich habe nur noch die Unbegründetheit etwaiger Zweifel an der Zuträglichkeit des Klimas darzuthun.

Aus eigener mehrjähriger Erfahrung kann ich versichern, daß bei einer vernünftigen Lebensart das Küstenklima dort nichts Perniciöses für die Europäer hat.

In den Baumwollen-Staaten Nordamerikas und in West-Afrika herrschen periodisch gelbe Fieber, die meist sicher den Tod bringen; auf einigen Inseln und an Küstenplätzen von Madagaskar werden die Europäer durch böartige Wechselfieber decimirt und entnervt; aber hier in Zanzibar und der Suaheli-Küste findet sich nichts dergleichen. Ich kenne Europäer, die 8—10 Jahre dort lebten, ohne nur ein einziges Mal krank gewesen zu sein. Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß dort überhaupt keine Krankheiten und Fieber vorkommen, sondern nur, daß die Gesundheitsverhältnisse nicht ungünstiger sind, als in gesunden Gegenden Europas. Es wäre unbillig zu verlangen, daß eine starke Erkältung sich in Afrika weniger bestrafen solle, als bei uns.

Bei mäßiger Kost und fleißiger Bewegung aber befindet man sich dort wie hier sehr wohl, nur Unmäßigkeit und Trägheit ruiniren die Gesundheit. Wenn die Kaufleute, Konsuln und Missionare Zanzibar's sich schon bei ihrer mehr ruhigen Lebensart wohl befinden, so werden gewiß thätige Kolonisten noch viel weniger Ursache zur Klage finden. Die angestrengt an der Zusammenstellung des Welf arbeitenden Mitglieder der von der Decken'schen Expedition waren stets weit munterer, als ihre Kameraden von mehr ruhiger Lebensart, wie der Maler und der Arzt. Auch an mir selbst habe ich diese Erfahrung gemacht: Auf der Reise im Innern, wo von Früh bis Abend in vollem Sonnenbrande marschirt oder gearbeitet wurde, bin ich nicht ein einziges Mal krank gewesen; bei der fetten und trägen Lebensweise in Zanzibar dagegen wandelten mich oftmals kleine Indispositionen an. Noch vorzüglicher, als das Küstenklima, ist das des Innern. Von der See aus erreicht man nach wenigen Tagesmärschen die 2000—2500' hohen Ebenen des Innern, die von einzelnen wasserreichen Gebirgszügen unterbrochen werden; die Bewohner der Letzteren züchten Vieh und bauen Negerhirse, Erbsen, Bohnen, Bananen, Maniof und treffliches Zuckerrohr; die Luft ist rein und gesund und ein herrlicher Himmel wölbt sich darüber; nie habe ich mich wohler befunden, als auf dem Marsche nach dem Kilimandjaro, wo wir, bei ziemlich anstrengender Arbeit und nur einer Mahlzeit täglich, meist unter freiem Himmel schliefen.

Der Baron von der Decken bekam allerdings bisweilen, wenn er erkältet und vom Thau durchnäßt von langem nächtlichen Harren auf Wild zurückkehrte, einen Anfall von Fieber und Durchfall; allein dies kann dem Klima nicht zugeschrieben werden, sondern nur dem Mangel an Sorge für die Gesundheit. Im Djaggalande, welches in einer Höhe von 4000—6000' den Kilimandjaro umzieht, ist das Klima sogar ausgezeichnet zu nennen; man kann sich in den verschiedenen Höhen des wasserreichen Landes jede zusagende Temperatur auswählen; die Vegetation ist paradiesisch, und sehnt sich der Ansiedler dort nach europäischem Getreide und Obst, so braucht er Pflanzungen davon nur einige tausend Fuß über seinen Bananenwäldern anzulegen.

Das Klima in Mombas, einer kleinen Insel 4° 4' südlicher Breite, ist gleichfalls trefflich und gilt auch bei den Suahelis dafür; frische Winde, die fast unausgesetzt wehen, verscheuchen Krankheit bringende Ausdünstungen; herrschen an anderen Punkten der Küste oder in Zanzibar Epidemieen, so ist immer Mombas davon verschont geblieben, obwohl Viele aus inficirten Orten sich nach dieser Gesundheitsstation flüchteten.

Ferner: Giraud (Compte rendu, 1885 Nr. 7, S. 213, 236.) Bei seiner großen Reise zum Nyassa-See war eine Dysenterie am Anfang der

Reise seine einzige Krankheit, hervorgerufen durch Kummer darüber, daß ihn seine Wangwana im Stiche ließen. Derselbe traf die englische Colonie Blantyre oder Mandala am Schire, die 800 Meter hoch liegt und aus 7—8 europäischen Häusern besteht, in einer „salubrité parfaite.“

\* \* \*

Burton (Zanzibar, II. 256) versichert, daß, wenn auf seiner großen Reise zum Tanganika-See (1857) das Chinin schon erfunden gewesen wäre, er mit einem einzigen leichten Fieberanfall davongekommen sein würde.

\* \* \*

In der im Februar 1886 stattgehabten 6. Sitzung der Geographischen Gesellschaft in Karlsruhe besprach Herr Professor Dr. Kienitz im Anschluß an kürzlich erschienene Aufsätze von Rohlf's und Woeikof\*) die Aussichten einer Auswanderung deutscher Kolonisten nach den Tropen, eine Frage, die um so dringender erscheint, als unsere Kolonien mit Ausnahme Angra Pequenas innerhalb der tropischen Zone liegen. Daß Angehörige der gleichen mongolischen Rasse in der heißen und der kalten Zone gedeihen, ist bekannt, ebenso, daß vielfach Romanen, Franzosen, wie Spanier und Portugiesen, in den Tropen eine zweite Heimath gefunden haben. Beispiele für die Germanische Rasse bieten uns die Engländer und die Holländer in Indien; letztere dürften das beste Vorbild für uns werden. Die Krankheiten, die aus den Tropen stammen oder in denselben gefährlicher als bei uns austauchen, haben durch Fortschritte der Medizin viel von ihren Schrecken verloren und stehen ihnen eine Reihe bei uns herrschender Krankheiten gegenüber. Auch ist nicht die Hitze das Gefährliche, sondern die erschlaffende Gleichmäßigkeit des Klimas, das Fehlen einer Abkühlung während der Nacht, des Wechsels der Jahreszeiten. Das sind Faktoren, mit denen man rechnen muß, deren schädliche Wirkung sich jedoch durch geeignete Lebensweise, durch angemessene Kleidung, Nahrung und Beschäftigung erfolgreich bekämpfen ließen. Ein großer Theil der gefürchteten Gebiete ist nur durch lokale, mit der Zeit zu überwindende Verhältnisse ungesund. Alles in Allem erscheint die gesteigerte Auswanderung nach den Tropen bei der Ausdehnung der tropischen Zone und ihrer Feuchtigkeit nur als Frage der Zeit.

\* \* \*

Ueber den Handelsverkehr schreibt Westphal, S. 13. 16:

Als wichtigster Hafenplatz des tropischen Ostafrika weist Sansibar einen sehr lebhaften Handel auf. Die namhaftesten Ausfuhrartikel sind:

\*) Revue Coloniale Internationale, Decembre 1885, Nr. 6, S. 466. „Les Européens dans les tropiques“. Par A. Woeikof.

Elephantenzähne, Gummi, Felle, Rhinoceroshörner, Sesam, Aloë, Gewürznelken, Ambra, Ebenholz, Sandelholz, Wachs, Schildplatt, Kokosöl, Straußenfedern, Drseille; ferner Kaurimuscheln, die im westlichen Afrika als Geld dienen. Als wichtigste Einfuhrartikel werden dagegen genannt: Baumwollzeuge, Waffen und Pulver, Messer, Glaswaren, kleine Spiegel.

Ueber den Werth der Handelsbewegung des Jahres 1882 giebt das „Deutsche Handelsarchiv“ (Jahrg. 1883) folgende Zusammenstellung (Werth in Mariatherefienthalern, 1 Mariatherefienthaler = 4,21 Mk.):

Einfuhr.		Ausfuhr.	
Verschiedene Manufakturwaaren . . . . .	260 752	Elfenbein . . . . .	180 794
Baumwollenwaaren . . . . .	107 543	Sesam . . . . .	66 113
Perlen . . . . .	74 838	Drseille . . . . .	65 207
Waffen . . . . .	48 317	Gewürznelken . . . . .	56 478
Metallwaaren . . . . .	45 214	Kautschuk . . . . .	21 628
Glaswaaren und Spiegel . . . . .	39 214	Häute . . . . .	14 344
Eisen . . . . .	32 429	Kopra . . . . .	12 302
Sonstiges . . . . .	165 836	Sonstiges . . . . .	55 660
Zusammen 774 143		Zusammen 472 524	

Die wichtigsten Handelshäuser in Sansibar sind drei deutsche Firmen (Gansing & Co., H. A. Meyer und W. Oswald & Co.); in zweiter Linie stehen einige englische, bezw. amerikanische Häuser; ferner gehören zu den bedeutendsten Firmen eine deutsch-schweizerische und eine französische. Die Einfuhr befindet sich vorwiegend in Händen der Deutschen. Die dabei die Hauptrolle spielenden Textil-Artikel stammen zumeist aus England und Nord-Amerika, nur Fes kommen viel aus Süddeutschland und Oesterreich. „Für den deutschen Waarenhandel sehr wichtige Artikel,“ schreibt die Zeitschrift „Export“ (1885, Nr. 24), „sind Draht, sowie Eisen und Kupfer in Barren. Namentlich im Innern von Sansibar und auch in den jetzt der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft zugefallenen Territorien ist der Absatz dieser Waare ein ganz enormer und noch stetig steigender. Schon im Jahre 1881 war von zwei deutschen Häusern damit ein Absatz im Werthe von mehr als 50000 Dollars erzielt. Kaum weniger bedeutend sind auch die Anfuhren von deutschen Waffen aller Art. An der Einfuhr von Glas- und Thonwaaren ist neben Deutschland auch England theilhaftig. 1884 sollen deutsche Glas- und Thonwaaren im Werthe von 32000 Dollars eingeführt sein. Der Import von böhmischen Glaswaaren und besonders Glasperlen, die ein beliebter Tauschartikel bei der eingeborenen Bevölkerung sind, liegt ebenfalls ganz in deutschen Händen. Das Petroleum monopolisirt Amerika; dagegen sind Petroleumlampen und Petroleummaschinen deutsche Stapelartikel. Für Kerzen und Seifen könnte das deutsche Geschäft bei billigen Preisangeboten noch vergrößert werden. Zündhölzchen (sog.

schwedische, in Wirklichkeit aber deutsches Fabrikat) werden in ungeheuren Massen nur von deutschen Lieferanten eingeführt und gehen fast ausschließlich über Hamburg. Die Mehl-Einfuhr haben österreichische Exporteure in Händen. Der deutsche Handel in Zucker hat sich mit zunehmendem Erfolge trotz der großen Marseiller Konkurrenz behauptet. Ein sehr beträchtlicher und an Bedeutung reißend schnell zunehmender Stapelartikel ist schließlich noch Schnaps in allen Sorten. Deutsches Bier konkurriert erfolgreich mit dem Produkte der norwegischen und ungarischen Brauereien.“

Ueber diesen Handel hielt auf dem deutschen Geographentage zu Hamburg der dortige Großhändler Westendarp einen eingehenden Vortrag, dem wir folgende auf das sansibarische Gebiet bezügliche Notizen entnehmen: Ein Festsetzen und Vordringen europäischer Firmen an der Sansibar gegenüberliegenden Küste scheint nur rationell, wenn man feste Stationen von der Küste aus gründet, die bei gesichertem steten Verkehr es ermöglichen, einen Waarenaustausch ohne Abgabenerpressungen zu unterhalten, ähnlich den Faktoreien an der Westküste — nur erfordern sie hier größere Mittel, da sie, um das tauschfähige Hinterland zu erreichen, weit landwärts vorgeschoben werden müssen. So z. B. wird hier wirklich billiges Elfenbein nur noch westlich der großen Seegebiete zu erlangen sein. Die in den letzten zehn Jahren in Sansibar angebrachten Quantitäten haben sich sehr gleichmäßig erhalten: 1874 bis 1878 kamen 974000 kg, 1878 bis 1883 kamen 980000 kg. — Für Gummi-Kopal und Gewürznelken (deren Kultur vor etwa fünfzig Jahren erst eingeführt) bildet Sansibar den wichtigsten Marktplatz der Erde; im Jahre 1883 wies die Gewürz-Nelken-Ernte einen Werth von etwa 4200000 Mark auf! Im gleichen Jahre betrug der Werth der Pfeffer-Ausfuhr fast 150000 Mark. Die jetzt geringe Qualität des an den Küsten in Menge gewonnenen Kautschuks wird, sobald Europäer die Obhut über die Zubereitung in die Hand nehmen, sich verbessern und der Kautschukhandel dann einen weit höheren Werth aufweisen.

Desgleichen Johnston (Kilimandjaro, London, 1886). S. 35:

In Ansehung des Handels ist Sansibar der blühendste und wichtigste Platz in Ost-Afrika. Der Werth seines Exports übersteigt gegenwärtig jährlich 1,300,00 Pfund Sterling (20,600,000 Mark), wovon das Elfenbein allein beträgt: 400,000 Pfund Sterling (8 Mill. Mark). Der Werth seines Imports beläuft sich auf jährlich ca. 1,000,000 Pfund Sterling (20 Mill. Mark). Letzterer besteht hauptsächlich in Baumwollstoffen, Petroleum und Reis.

Ueber Plantagenanlagen bemerkt Kersten, Colonisation. S. 18:

Bis jetzt gehört der Handel mit Fellen noch der Zukunft an, ebenso wie mit Kaffee, Zucker und Baumwolle. Ein englisches Haus in Sansibar macht jetzt Versuche mit Anbau von Kaffee und Baumwolle auf

der Insel Sansibar selbst; allein ich glaube, die Küste eignet sich besser dazu. Für die Baumwolle regnet es nämlich in Sansibar zu viel und zu unregelmäßig, (ein Regenguß kann die ganze Ernte verderben); an der Küste hingegen, besonders näher dem Aequator, z. B. am Djuba und landeinwärts giebt es lange trockene Jahreszeiten, der Boden ist ebenfalls fruchtbar, und somit findet die Baumwollkultur hier günstige Verhältnisse vor. Was den Kaffee betrifft, so gedeiht derselbe überhaupt besser auf Bergen, als im Meeresniveau. Der beste Mokka kommt, wie bekannt, von Aden und dem gegenüberliegenden Somalilande, in dessen südlichem Theile der Djuba fließt, nur leider in zu geringer Quantität, um die starke Nachfrage befriedigen zu können. Gut geleitete Kaffeeplantagen auf den Küstenhügeln würden sicher den Unternehmern reichen Gewinn bringen und den edlen Trank echten Mokkas manchem Europäer zugänglich machen, der sich jetzt diesen Genuß versagen muß.

Zuckerrohr wird von den Arabern in Sansibar und an der Küste stark angebaut, allein sie bereiten nur einen Syrup daraus zur Versüßung ihrer Speisen, oder kauen das saftige Rohr ohne Weiteres aus. Früher wurde einmal von einem Franzosen aus Réunion (Bourbon) die Herstellung von festem Zucker versucht. Der Sultan war dem Unternehmen sehr günstig und gewährte die größten Erleichterungen und Unterstützungen; der Franzose besaß aber nur wenig Geld, er konnte nur eine alte erbärmliche Dampfmaschine zur Stelle schaffen, andere Apparate hingegen fast garnicht. Das Unternehmen kam, wie vorauszusehen war, nicht zur Vollendung, und schloß nach einigen Jahren vollständig ein. Wenn aber jetzt ein tüchtiger Industrieller mit genügendem Capitale den Versuch, Zucker in Sansibar herzustellen, noch einmal machen wollte, er könnte sicher auf die größte Theilnahme dort rechnen und mit größern Vortheilen arbeiten, als an anderen Plätzen. Das Zuckerrohr von Sansibar ist von höherem Wuchse und noch einmal so dick, als das von Réunion und Mauritius; es reift hier in neun Monaten, während dort vom Pflanzen bis zur Ernte 15—18 Monate vergehen; hier ist der Boden noch in jungfräulicher Kraft, dort ist er so ausgefaugt, daß man bereits ernstlich auf Abhilfe der Uebelstände denkt, die auf den beiden Schwesterinseln durch das Herabkommen der Zuckerkultur hervor gebracht werden.

Ueber die Anlage von Faktoreien im Innern schreibt derselbe Schriftsteller (S. 20/22):

Von allen Produkten, die ich hier erwähnt habe, sind nur Kopra, Nelken, Pfeffer und Zucker dem Boden Zanzibar's angehörig; die wichtigsten aber, Elfenbein, Kopal, Simsim, Häute, Kaffee zc. kommen von der Küste und aus dem Innern. Der Zwischenhandel ist, wie bereits bemerkt wurde,

in den Händen der Eingebornen, und die Europäer kaufen nur, was diese auf ihren Küstenfahrzeugen nach Zanzibar bringen. Nur in seltenen Fällen wird ein kleiner europäischer Schooner nach Madagaskar oder an die Küste geschickt, um Ebenholz oder Häute am Plage einzukaufen; wirkliche Faktoreien jedoch, die im Lande der Producenten selbst die Ladung der Schiffe zusammen zu bringen suchen, existiren so gut wie gar nicht; denn die eine Agentur der Franzosen in Samu, etwa 2° südlich vom Aequator, ist kaum zu rechnen; sie ist in sehr schlechtem Zustande und existirt vielleicht jetzt schon nicht mehr. Es könnte hiernach scheinen, als ob Faktoreien dort überhaupt unthunlich wären; allein der Grund des Aufgebens derselben ist anderswo zu suchen. In Zanzibar bestehen nur sechs größere Handlungshäuser; einige kleinere, die früher bestanden, sind von den großen systematisch unterdrückt worden, und einem neuen zu gründenden Geschäfte, wenn es nicht über bedeutende Mittel verfügt, legen alle bereits bestehenden großen Häuser möglichst viele Hindernisse in den Weg. Der Reichthum Zanzibar's und der Ostküste ist verhältnißmäßig nur wenig bekannt, weil der dort anfässige Kaufmann vermeidet davon zu sprechen, und so kommt es, daß die Concurrenz nicht bedeutend ist, und die Europäer so gemächlich die Ladung ihrer Schiffe zusammenbringen können, wenn sie ruhig in dem komfortablen Zanzibar bleiben; wozu sollen sie sich also mit Faktoreien an der Küste incommodiren? Dieselbe Gemächlichkeit thut sich auch beim Zubereiten der Waaren kund; fast alle Arbeiten werden auf Nativ-Manier und mit Nativ-Instrumenten gemacht. Man kann es den Leuten nicht verdenken, wenn sie sich nicht anstrengen, um neue Erwerbsquellen zu finden oder die alten billiger und reichlicher fließen zu lassen; sie haben es eben nicht nöthig, sich zu plagen. Diese Länder sind aber so reich an köstlichen Produkten, daß leicht mehrere Duzend Etablissements dort Reichthümer erwerben könnten, ohne daß die einen die andern schädigen, und es ist mein lebhaftester Wunsch, daß es mir gelingen möge, die Aufmerksamkeit von unternehmenden deutschen Kaufleuten und Industriellen auf Ost-Afrika zu lenken; sie werden ihren eigenen großen Vortheil finden und gleichzeitig die Wissenschaft und Civilisation dort mächtig fördern. Deutschland hat sich zudem durch den aufopfernden Eifer seiner Söhne unveräußerliche Rechte auf Ost-Afrika erworben.

Ueber Eisenbahnanlagen endlich ist in dem Werke von Wilson und Felkin bemerkt:

Es wird in Ost-Afrika für einen Eisenbahnbau das amerikanische Holzbrückensystem zur Ausgleichung der Unterschiede des Nivellements anzuwenden sein.

---

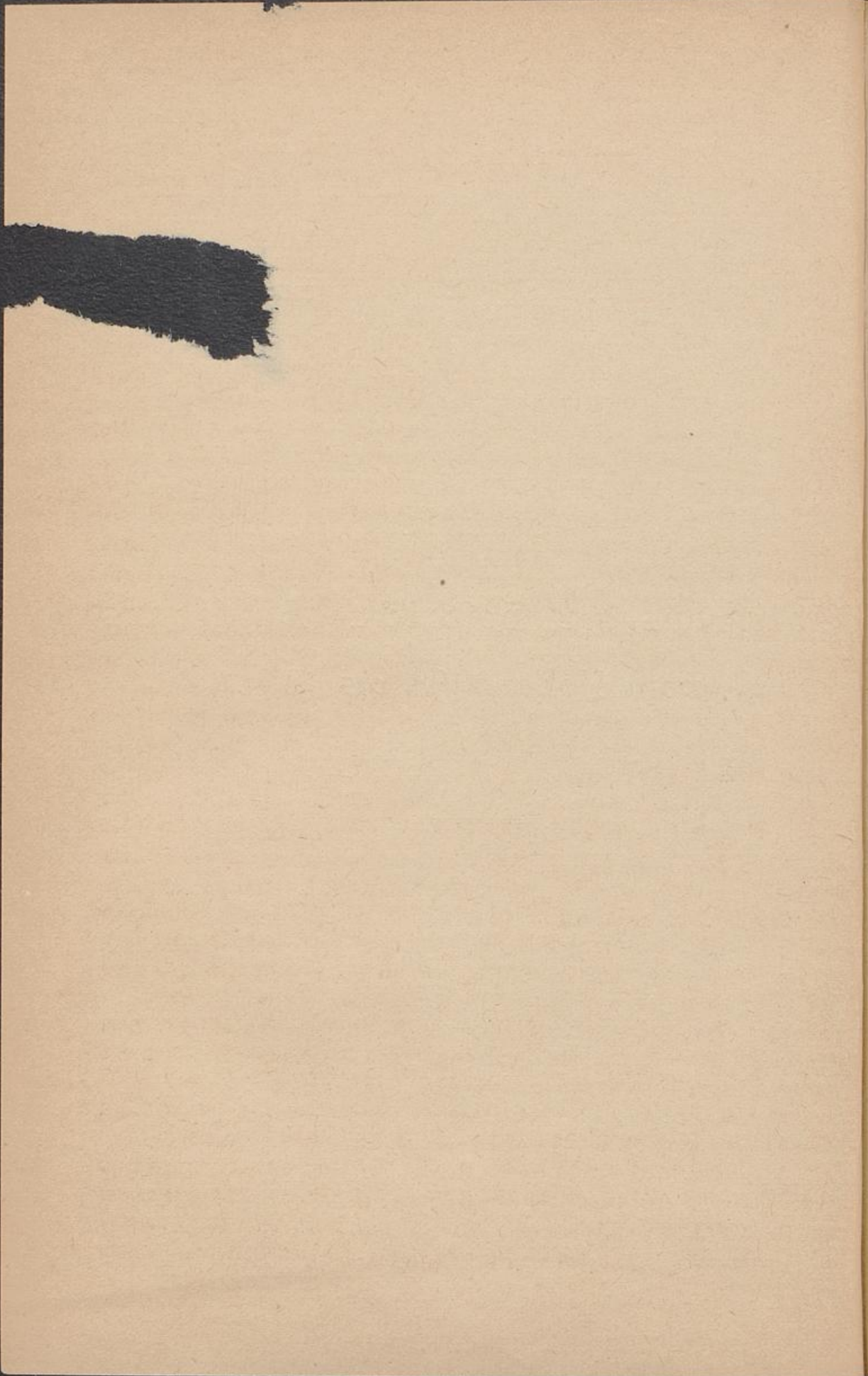
Das diese  
in Fällen  
die Küste  
aktoreien  
Schiffe zu-  
die eine  
ist kaum  
leicht jetzt  
ort über-  
n ist an-  
ndlungs-  
tematisch  
wenn es  
n großen  
anzibar's  
dort an-  
daß die  
e Ladung  
fortablen  
Küste in-  
eiten der  
mit Nativ-  
en, wenn  
die alten  
bthig, sich  
eten, daß  
könnten,  
e Wunsch,  
deutschen  
den ihren  
und Civi-  
den auf-  
erworben.  
Wilson

Abchnitt IV.

Abriß aus der Geschichte Sansibars  
vom Jahre 1498 bis 1839.

---

sche Holz-  
anzuwen-



I. Per

verich  
wurde  
und r  
entsta  
Natur  
einer  
arabij

kühne  
zwich  
diese  
von  
da en  
größe  
Mosa  
geleg  
sehr g  
Schei

Portu  
teten.  
ragte  
den e  
Stad

## I. Periode. Vom Erscheinen der Portugiesen bis zu deren Sturz 1498 — 1729.

Aus den Faktoreien, welche die Araber in altersgrauer Vorzeit an verschiedenen Plätzen der Ostküste Afrikas mehr vorübergehend gründeten, wurden später durch Auswanderungen aus dem südöstlichen Arabien (Jemen) und von Persien her feste Niederlassungen geschaffen. Auf solchem Wege entstanden im Laufe der Jahrhunderte an der Ostküste überall, wo die Natur passende Ankergründe geschaffen hatte, staatliche Gemeinwesen mit einer zahlreichen, aus einer Vermischung der eingeborenen Neger und der arabischen Einwanderer gebildeten Einwohnerschaft.

Als nun die tapferen Portugiesen unter Vasco da Gama auf ihrer kühnen Entdeckungsfahrt vom Jahre 1498, durch welche der Handelsverkehr zwischen Orient und Occident in ganz neue Bahnen gelenkt wurde, erstmals diese Hafenzentren an der ostafrikanischen Küste berührten, waren sie überrascht von dem Glanze und der hochentwickelten Kultur, die ihnen hier überall da entgegentrat, wo sie nackte Wilde zu finden gedacht hatten. Der erste größere Platz, an welchem Vasco (am 1. März 1498) anlegte, war Mosambik, einer damals von dem mächtigen Könige der weiter nördlich gelegenen Hafenstadt Kiloa, abhängigen Stadt. Vasco fand daselbst einen sehr guten Hafen, Schiffe mit Kompassen, Quadranten und Seekarten, der Scheik kam mit einer Musikbande mit Elfenbeinhörnern an Bord.

Die nächste Stadt, die Vasco besuchte, war Mombas, woselbst die Portugiesen später (1594) ein jetzt noch vorhandenes starkes Fort errichteten. „Sieh hin, ein weites herrliches Gebiet, prachtwolle Bauten ragten hoch am Strande,“ — so schildert die Lusiade des Camoens den ersten Anblick der Stadt durch Vasco's Flotte. — Den Häuptling der Stadt läßt der Dichter dem Vasco bei seiner Ankunft erklären: „Nicht

wird an Nelken, Zimmt, Gewürz es fehlen — noch an der Heilkraft edler Arzneien, auch ob du wünschest leuchtende Juwelen, den starren Demant, des Rubins Gestein, du findest Alles hier im Ueberschwang.“ Vasco selbst beschreibt die Insel Mombas als ein alle Lebensmittel im Ueberflusse bietendes Land mit schönen, mit Südfrüchten aller Gattungen prangenden Gärten, mit trefflichem Trinkwasser, mit einem so gesunden Klima, daß alle Kranken auf seinen Schiffen schnell genasen. Die Stadt sei auf einem Felsen am Meer angelegt, sei gut gebaut, habe regelmäßige Straßen, meist steinerne, schöne Häuser, sie sei ein Hauptstapelplatz für Waaren aller Art und besitze einen guten, stets mit Schiffen gefüllten Hafen.

Von der etwas weiter nördlich gelegenen Stadt Malindi sagt Vasco da Gama: „Die Stadt liegt schön auf einer fruchtbaren Ebene nahe am Ufer. Sie ist umgeben mit Gärten und Landhäusern und nett gebaut mit gehauenen Steinen, mit schönen Zimmern und gemalten Decken.“

Gerühmt wird ferner auch hier die bedeutende Größe der Stadt, die Schönheit der Straßen, das vortreffliche Trinkwasser, die sehr gesunde Luft, der große Reichthum an Früchten und Lebensmitteln, der sehr lebhaft Handel mit Indien. Auch hier empfing ihn der König mit seinem wahrhaft glänzenden Hofstaate.

Nach solchen Erscheinungen des Glanzes und der Pracht mußten die staunenden Europäer zugeben, daß die wahrgenommene Kultur sich mindestens auf gleicher Stufe bewege, wie ihre heimathliche europäische, und daß die dürftigen Geschenke, welche sie diesen ostafrikanischen Mohrenfürsten und deren mit Gold und Juwelen beladenen Frauen bieten konnten, eigentlich einen ziemlich ärmlichen Eindruck bei den Eingeborenen hervorrufen mußten.

Die Portugiesen verfolgten und erreichten freilich bedeutendere Ziele als die bloße Kolonisation an der ostafrikanischen Küste, so staunenswerth auch die letztere Arbeit allein für einen so kleinen Staat erscheint. Ihr Endziel war, dem Welthandel eine andere Richtung zu geben. Nicht mehr auf dem ausschließlich in Händen der Muhamedaner befindlichen Karawanenwege nach dem Mittelländischen und dem Schwarzen Meere sollten die kostbaren und so sehr gesuchten Produkte des Orients nach Europa gelangen, sondern auf dem Seewege um das Cap der guten Hoffnung, und zwar bis Lissabon ausschließlich durch Portugiesen und auf portugiesischen Schiffen.

Zu diesem großen Endzwecke fuhr Vasco da Gama von Malindi weiter nach Ostindien, und zu diesem großen Endzwecke eroberten die Portugiesen in den nächsten zwei bis drei Jahrzehnten die Küsten Indiens, woselbst sie in dem heute noch portugiesischen Goa die Residenz ihres ganzen indisch-afrikanischen Kolonialreichs errichteten, sie drangen vor bis Malakka, sie

festen  
und  
noch i

nischen  
besond  
Gouv  
residin

bas i  
Mach

versta  
deren

Wider  
ist, n

Küste  
theidi

der K

die s  
sprech

Krieg

alter

giesig  
gehör

und

des  
portu  
und s

geord

ferne

endli  
Mon

runge  
nam  
in d  
weiß

setzten sich auf den Molukken fest und knüpften Handelsbeziehungen in Siam und Pegu, ja sogar bis nach China an, woselbst sie in Macao eine heute noch in ihrem Besitz befindliche Niederlassung gründeten.

Gleichzeitig sicherten und befestigten sie jedoch unablässig ihren ostafrikanischen Kolonialbesitz und unterstellten denselben, unter der Leitung eines besondern in Mombas mit einer Garnison von 100 Mann befindlichen Gouverneurs, und eines weiteren Gouverneurs in Mosambik, ihrem in Goa residirenden „Bizekönige von Indien“.

Einzelne Aufstände der Eingebornen an der Küste, namentlich in Mombas in den Jahren 1505 und 1528, wurden nicht ohne größere militärische Machtentwicklung niedergeworfen.

Nach den Darstellungen der portugiesischen Schriftsteller jener Zeit verstanden es die wehrhaften Negerstämme an der Küste (die Suaheli), deren Kraft heutigen Tages in Folge des Sklavenhandels bis zur gänzlichen Widerstandslosigkeit gebrochen, ja selbst in thierische Stumpfheit ausgeartet ist, militärische Kolonnen von 5—6000 Bogenschützen zu formiren, und ihre Küsten sowie die Wälle ihrer Städte durch Aufstellung vieler Kanonen zu vertheidigen, eine Kraftentwicklung der Eingebornen, über welche der Kenner der heutigen Zustände der Eingebornen an der Ostküste erstaunen muß und die zu den besten Hoffnungen für die Zukunft bei Wiederaufrichtung entsprechender Staatsverhältnisse berechtigt. Freilich war ihnen damals die Kriegskunst der ritterlichen Portugiesen überlegen.

Nach der Niederwerfung der Aufstände folgt aber einige Menschenalter hindurch ein Zustand hoher Blüthe und Entwicklung in der portugiesischen ostafrikanischen Kolonie. In dieser, dem 16. Jahrhundert angehörigen Zeit, errichteten die Portugiesen in den verschiedenen Städten und Handelsplätzen Ost-Afrika's und wahrscheinlich auch tief in's Innere des Kontinents hinein starke Citadellen, Forts und Batterieen, die sie mit portugiesischen Offizieren und Soldaten ausreichend besetzten, so für Handel und Verkehr sowohl, wie für Plantagenbau und Bergbau, die erforderlichen geordneten und sichern Zustände herstellend.

Die portugiesischen Geschichtsschreiber jener Zeit (z. B. Duarte Barbosa, ferner Jouve de Barros, der portugiesische Livius genannt, 1495—1570, endlich der Sekretär eines Bizekönigs, Barro de Rezende, welcher 1635 in Mombas und Sansibar war) geben uns anziehende und detaillirte Schilderungen von dem hohen Aufschwung, welchen die portugiesische Kolonisation namentlich um die Zeit von 1528 bis 1589 an der ostafrikanischen Küste, in den Gebieten insbesondere des jetzigen Sultanates Sansibar und theilweise der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft genommen hat.

Sie rühmen z. B. bei Mombas die schönen Gärten, die hohen Thürme,

die Häfen voll Schiffe, die Stadt sei von tüchtigen und arbeitfamen Männern und von ehrbaren Frauen bewohnt, die seidene Kleider trügen und mit Gold und Juwelen geschmückt seien. Sie sprachen von den kühnen Reitern von Mombas, einer Stadt, in welcher heutigen Tages kein Pferdekopf zu finden ist, und loben die Edelfrauen von Malindi, einer Stadt, an deren Stelle heute ein dichter Urwald sich befindet. —

Ueberall in den Hafenstädten und den nächstgelegenen Geländeflächen hatten sich eine Menge portugiesische Familien niedergelassen, welche allda umfassende Plantagenanlagen besaßen und mit Hülfe der friedfertigen Eingeborenen, die in einem, uralten Landesgebräuchen entsprechenden, Hörigkeitsverhältnisse zu den Europäern standen, bebauten.

Solche umfassende europäische Plantagenbauten durch zahlreiche portugiesische Familien bestanden beispielsweise auf dem Festlande im Norden und Westen von Mombas. Viele Portugiesen hatten in den Territorien des daselbst sesshaften Stammes der Mosungalos große Anpflanzungen. Die Leute des benachbarten Duruma-Stammes behaupten heute noch, daß sie Sklaven der Portugiesen gewesen seien und die Namen einzelner Portugiesen werden heute noch von den Eingeborenen genannt und von ihnen erzählt, daß sie viele hundert Sklaven im Wanika-Land besessen hätten. (Krapf, Band II. S. 474.)

Nach dem Zeugniß des Sekretär Baro vom Jahr 1635 steht fest, daß „viele portugiesische Familien auf der Insel Sansibar lebten, und daselbst ihre Pflanzungen in aller Ruhe und Sicherheit bebauten.“ Auch christliche Kirchen befanden sich daselbst. Ebenso ließen sich in den glorreichen Tagen Portugals viele seiner Kaufleute und Soldaten auf der benachbarten Insel Pemba auf großen Plantagen nieder, und trösteten sich, wie der Chronist sagt, von wegen der hier speziell in Pemba herrschenden Ungefundheit des Klimas mit dem Ueberfluß an Trinkwasser und Lebensmitteln (Reis, Gemüse, Früchte, Cocosnuß, Sesam, Schmalz, Dachsen, Kleinvieh).

Als Sekretär Baro im Jahr 1635 die Insel besuchte, war dieselbe stark bevölkert, sie zählte 74 Dörfer und konnte 5000 Bewaffnete stellen, sie lieferte die Lebensmittel für die portugiesischen Garnisonen in Mombas und Mosambik.

Elfenbein, Ambra, Kopal, Honig, Wachs bildeten Ausfuhrartikel. Die Ausfuhr aus Portugal nach Ostafrika und Indien bestand in Geld, wollenen Stoffen, Waffen, sonstigen Kriegsbedürfnissen, Quinqualleriewaaren, Blech, trockenen Früchten, gesalzenen Fischen, Wein aus Candia und Spanien, holländischem Käse, Del, Oliven, Weinessig, Büchern.

Das portugiesische System der Kolonisation im Gegensatz zu demjenigen der Holländer und Engländer, war überhaupt auf die Gründung dauernder Ansiedelungen von portugiesischen Familien gerichtet.

Man erschwerte beispielsweise die Rückkehr der portugiesischen Soldaten nach Ablauf ihrer siebenjährigen Dienstzeit, indem die Rückkehr nur auf eigene Kosten der Soldaten erfolgen konnte, man sendete die Waisen, namentlich Waisenmädchen, in die Kolonien, und dergleichen. So heirathete der Scheik von Pemba ein portugiesisches Waisenmädchen und wurde Christ.

Stumme Zeugen einer sehr bedeutenden europäischen Einwanderung in die ostafrikanischen Colonien Portugals sind ferner die auf den Inseln und auf dem Festlande mehrere Tagereisen landeinwärts überall errichteten portugiesischen Bauten, die jetzt freilich mit Ausnahme der Forts, welche in ihrer Stärke und mit ihren, theilweise behauen aus Portugal herbeigeschafften, Bausteinen den Jahrhunderten trogen, wie die Citadellen in Mombas, Pemba, Sansibar und Kiloa, im Uebrigen in Trümmern liegen. Auffallend ist insbesondere die große Zahl der von den Portugiesen errichteten jetzt noch in Trümmerresten erkennbaren Kirchen. Man zählt in Mombas allein über zwanzig portugiesische christliche Kirchen. Ebendort sind die Trümmer eines ausgedehnten Augustiner-Klosters noch vorhanden. Es hat das nichts Auffallendes, wenn man bedenkt, daß in dem Mittelpunkt des ostafrikanisch-indischen portugiesischen Colonial-Reiches, in Goa in Vorderindien zu der Zeit, als die Einwohnerzahl die größte war, nach dem Zeugniß des Engländers Hamilton, 80 Kirchen und Klöster und 30,000 portugiesische Mönche sich befanden.

Die Trümmer von Klöstern (Augustiner, Jesuiten etc.) sind auch sonst an der ostafrikanischen Küste überall zu finden, ebenso die Ruinen von Palästen und Kasernen.

Auch diese Bauten weisen auf eine zahlreiche europäische Einwanderung hin.

Für einen großen Plantagenbau sprechen auch die überall auf den Inseln und dem Festlande verbreiteten, schönen mauerbekleideten, mit Ornamenten verzierten tiefen Brunnen aus der Portugiesen-Zeit, die auch heute noch das beste Wasser geben.

Auch die noch vorhandenen Wälder von Mangobäumen nördlich von Mombas führt der Engländer Burton auf portugiesischen Plantagenbau zurück.

Die hohe Kulturentwicklung, wie sie sich aus diesen Trümmern ergibt, nahm freilich ein rasches und jähes Ende.

Malindi ist heutigen Tages, ungeachtet viele Umfassungsmauern seiner Häuser und Kirchen von dem Missionar Krapf im Jahre 1845 noch ziemlich gut erhalten angetroffen wurden, dennoch von einem 130 Jahre alten Hochwalde durchwachsen. — Die Stadt Mombas der Jetztzeit besteht aus einer

geringen Anzahl weißer Steinhäuser in einem Gewirr von Hütten; was jetzt noch steht, sagt von der Decken, „ist ein aus Schutt emporgewachsender ärmlicher Anfang.“ Derselbe Reisende erklärt Sansibar für einen „Emporkömmling“ — dessen Bedeutung erst im Jahre 1840 seinen Anfang nimmt, als der Sultan seine Residenz von Maskat in Süd-Ost-Arabien nach dieser Insel verlegte.

Unternehmungsgeist, Ruhm- und Vaterlandsliebe, kriegerischer Sinn, christlich frommer Glaubenseifer, Freude am ritterlichen Berufe, ein tiefes Ehrgefühl, eine hingebende Treue und Ergebenheit gegen ihre Könige und Herren hatten das kleine Portugal vor den Augen des staunenden Europa's in raschem Fluge zur ersten Kolonialmacht der Welt erhoben.

Die darauf rasch eintretende Entartung des Nationalgeistes, die Begierde nach Reichthum, welche das ganze Volk ergriff, als die unermesslichen Schätze der Kolonien nach Portugal einzufließen begannen, die Korruption des Beamtenthums, die große Bestechlichkeit, der Aemterhandel, die sich bald einstellten, die kurze Dienstzeit aller Kolonialbeamten, die innerhalb ihrer drei Jahre Reichthümer sammeln wollten, die harte Bedrückung und tyrannische Behandlung der Eingeborenen, die mehrfach zum Massenmord der Portugiesen führten, der Zerfall der Kriegszucht in den Truppen, deren Offiziere, wie die Mannschaften selbst Handel trieben, die Unterschleife in den königlichen Kassen, in Folge dessen der Zerfall der Festungen, die mangelnde Thätigkeit auf den Schiffswerften, der ausbleibende Sold bei den Mannschaften, die dann zu Erpressungen ihre Zuflucht nahmen, alle diese Dinge bereiteten den raschen Zerfall vor. Dazu trat die Einführung der Inquisition (1559) in den Kolonien, welche Handel und Wandel lähmte. Die Verstärkungen an Mannschaften aus der Heimath blieben schließlich ganz aus, das kleine Land hatte seine Kräfte durch die fortwährende Entsendung von Seefahrern, Kriegern und Kaufleuten erschöpft und bedurfte des Restes seiner streitbaren Macht für Kriege in Europa. Eine Lähmung der Thatkraft und eine Verwickelung der Portugiesen, die sich bisher von den Welthändlern fern gehalten und dafür den Welthandel erobert hatten, in internationale Konflikte aller Art bewirkte endlich der Anfall der portugiesischen Regierungsgewalt an die Krone Spanien (1580—1640).

Diese Macht lag im Kriege unter anderem mit Holland; die Folge war, daß die portugiesischen Kolonien in Indien in der Zeit von 1607—1669 eine nach der andern, mit geringen Ausnahmen, in die Hände der Holländer fielen, wozu der grimmige Haß der Eingeborenen gegen die Portugiesen und deren Tyrannei gehörig mithalf. Was die Holländer in Indien, bewirkten schließlich die arabischen Sultane in Maskat in Ostafrika.

In der Zeit von 1680—1698 eroberte der tapfere Mohr Sif Ben,

Sult  
Geb  
toriu  
giese  
theid

II.  
treil

hund  
reich  
gesch  
Star  
aus  
Dm  
169  
habe  
Deck  
erka  
engl  
der  
Ges  
140  
die  
zun  
han  
Die  
Une  
172  
die  
173  
erf  
sich

Sultan von Maskat, mit seiner mächtigen Flotte das ganze ostafrikanische Gebiet vom Cap Delgado nördlich bis nach Brava, also das ganze Territorium des jetzigen Sultanats Sansibar trotz alles Widerstandes der Portugiesen. Nur das südliche Stück mit der von den Portugiesen tapfer vertheidigten Festung Mosambik blieb in deren Händen.

---

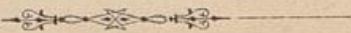
## II. Periode. Vom Ende der Portugiesenherrschaft bis zur Vertreibung des Geschlechtes der Msara aus Stadt und Festung Mombas. 1728—1839.

Diese Periode charakterisirt sich im Wesentlichen als die Zeit des hundertjährigen, an dramatischen und schließlich tragischen Episoden überaus reichen, gewaltigen Ringens der beiden 1744 neu aufgetretenen Fürstengeschlechter der Said und der Msara, deren Genealogie die anliegenden Stammtafeln verdeutlichen, um die Herrschaft über die Gebiete Ostafrikas, aus welchem die 1744 erloschene arabische Dynastie der Jarebiten von Oman im südöstlichen Arabien die Portugiesen in der Zeit von 1680 bis 1698 verdrängt hatte. Die Insel, die Stadt und das Fort von Mombas haben nach den Schilderungen der beiden Militärs Burton und von der Decken, deren soldatisch geschultes Auge die volle Stärke des Platzes sofort erkannte und bewunderte, desgleichen der Hafen von Mombas, welchen der englische Fregattenkapitän Owen im Jahre 1824 vermessen und für einen der besten Häfen der Welt erklärt hat, einen sehr hohen Werth. Die Geschichte der Stadt und Festung Mombas ist sogar für die nächsten 140 Jahre die Geschichte von Ostafrika. Nachdem die Portugiesen durch die Jarebiten 1698 gestürzt worden waren, traten an der Sansibar-Küste zunächst überall die eingeborenen Häuptlinge an die Spitze der allda vorhandenen beziehungsweise wiederauflebenden zahlreichen kleinen Republiken. Diese, der europäischen Leitung entrückt, geriethen jedoch bald unter sich in Uneinigkeit. Eine solche Veranlassung benützten die Portugiesen, um sich 1728 des Forts in Mombas von Neuem zu bemächtigen. Da aber damit die alten Bedrückungen wiederkehrten, so sprengten die Mombasianer im Jahre 1733 ganz aus eigener Kraft in einem Aufstande von Neuem die Fesseln, erschlugen die ganze portugiesische Garnison und die zahlreichen portugiesischen, Plantagen besitzenden Familien, die mit der Letzteren von Neuem

eingewandert waren, dazu. Furcht vor der Rückkehr der Portugiesen bestimmte die Einwohner von Mombas sodann, von dem Jarebiten-Fürsten in Maskat Truppen und einen General, der als Vizekönig regieren sollte, sich zu erbitten. Als solcher regierte seit 1739 in Mombas Osman aus dem edlen Geschlecht der Msara in Maskat. Einen weiteren Gouverneur Achmed aus dem Geschlechte der Said hatte in jener Zeit der Jarebiten-Fürst (Murschid) für die Festung Sohar bei Maskat ernannt. Als Murschid 1744 starb, wurde Belareb, der letzte Fürst aus dem Jarebitenstamme, dessen legitimer Nachfolger. Jener Said, der Gouverneur von Sohar, empörte sich jedoch gegen seinen Souverän, nahm ihn gefangen und riß im Wege revolutionärer Gewalt die Herrschaftsgewalt in Maskat an sich, die sich sodann von da ab bis zur Gegenwart behauptete, freilich mitunter unter blutiger Beseitigung des legitimen Throninhabers, wie beispielsweise im Jahre 1806, wo der regierende Fürst Beder ben Sif erdolcht wurde, worauf Said Said (1806—1856) den Thron bestieg. Die Revolution, welche in Maskat den Jarebitensturz im Jahre 1744 zur Folge hatte, wurde jedoch, wohl mit Recht, von dem jarebitischen Gouverneur in Mombas in Ansehung der Successionsberechtigung der Saida in Ostafrika nicht anerkannt; der bisherige Vizekönig Osman erklärte sich daher 1744 zum unabhängigen Fürsten und gründete die Dynastie der Msara, die im Volke feste Wurzeln faßte, da sie sich mit den Eingeborenen (Suaheli) vermischte, einen nationalen Charakter annahm und weise, freigebig und ritterlich regierte (von der Decken), ja sogar durch Hinzuerwerbungen von Pemba, Lamu und Patta, von welcher Insel aus später (1848) das Witu-Reich gegründet wurde, ihr Herrschaftsgebiet, welches auch einen großen Theil der Küste umfaßte, zeitweise bedeutend vergrößerte. Es erfolgen nun lebhaftere Kämpfe der beiden Dynastien im vorigen und vorzugsweise in diesem Jahrhundert, bei welchen in Mombas Seitens der Suaheli und ihres Fürstenhauses eine militärische und maritime Kraft aufgewendet wurde, wie sie für einen ostafrikanischen, einfachen Negerstamm an der Küste geradezu Erstaunen erregend ist. Der Kampf war eine Zeit lang unterbrochen (1824—1826), in welcher Zeit der englische Kapitän Owen, Fregatte Leven, die Msara auf ihre Bitte unter englische Protektion stellte. Als die englische Regierung diesen Akt dementirte, brachen die Kämpfe von Neuem aus. Von 1826—1837 ist Mombas ununterbrochenes Kriegstheater, ohne daß Said Said trotz seiner vielen Kriegsschiffe, darunter die Fregatte Liverpool mit 74 Kanonen, trotz seiner starken Artillerie und einer wohldisciplinirten Landungsarmee von mehreren tausend Mann, die Msara seiner Regierungsgewalt zu unterwerfen vermag, da das Mombasianer Volk mit Begeisterung der Führung seiner Heldendynastie in den Kampf folgt. 1839 bietet Said

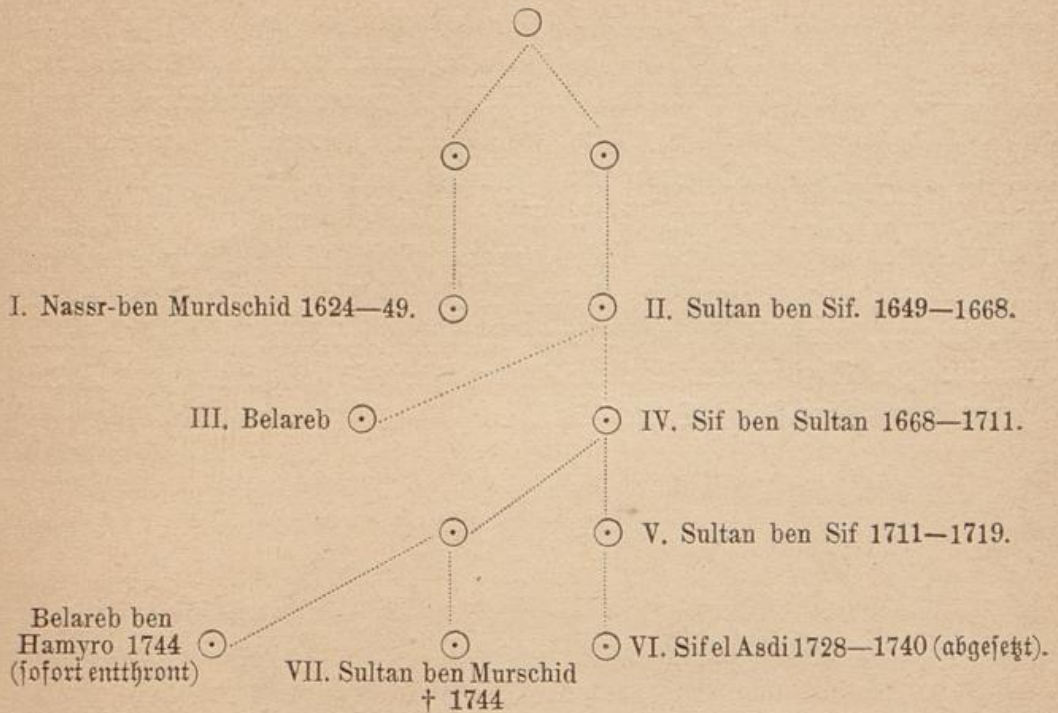
ben  
schiff  
wird  
das  
die  
und  
bliebe  
unter  
in de  
theils  
Küste  
existir  
gaun

den Friedensschluß an, sein Sohn erscheint mit einem einzelnen Kriegsschiff vor Mombas, mit heiligen Eidschwüren auf den mitgesendeten Koran wird der regierende Msara-Fürst Raschid mit 24 Prinzen des Hauses auf das Kriegsschiff gelockt; kaum sind sie aber an Bord, so lichtet Letzteres die Anker; die Unglücklichen werden gefesselt, in arabische Kerker gebracht und verschmachten allda. Noch in derselben Nacht verlassen die zurückgebliebenen wenigen Mitglieder der Familie mit ihrem ganzen Volke unter Zurücklassung ihrer Habe die Stadt Mombas und gründen jeweils in der Entfernung von etwa sechs geographischen Meilen von Mombas, theils nördlich in Tagaungu, theils südlich in Gazi, beide Orte an der Küste gelegen, neue selbstständige, unabhängige Gemeinwesen, die jetzt noch existiren. In Gazi regiert jetzt der Msara-Fürst Scheck Embarah, in Tagaungu der Msara-Fürst Scheck Salim.

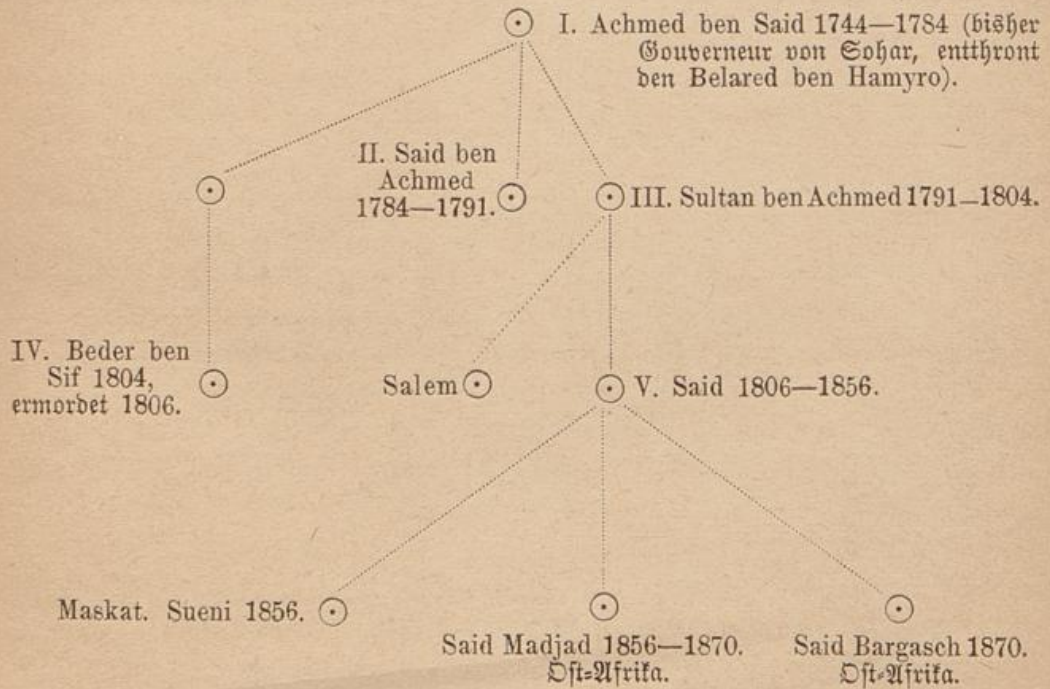


## Sultane von Mascat und von Sansibar.

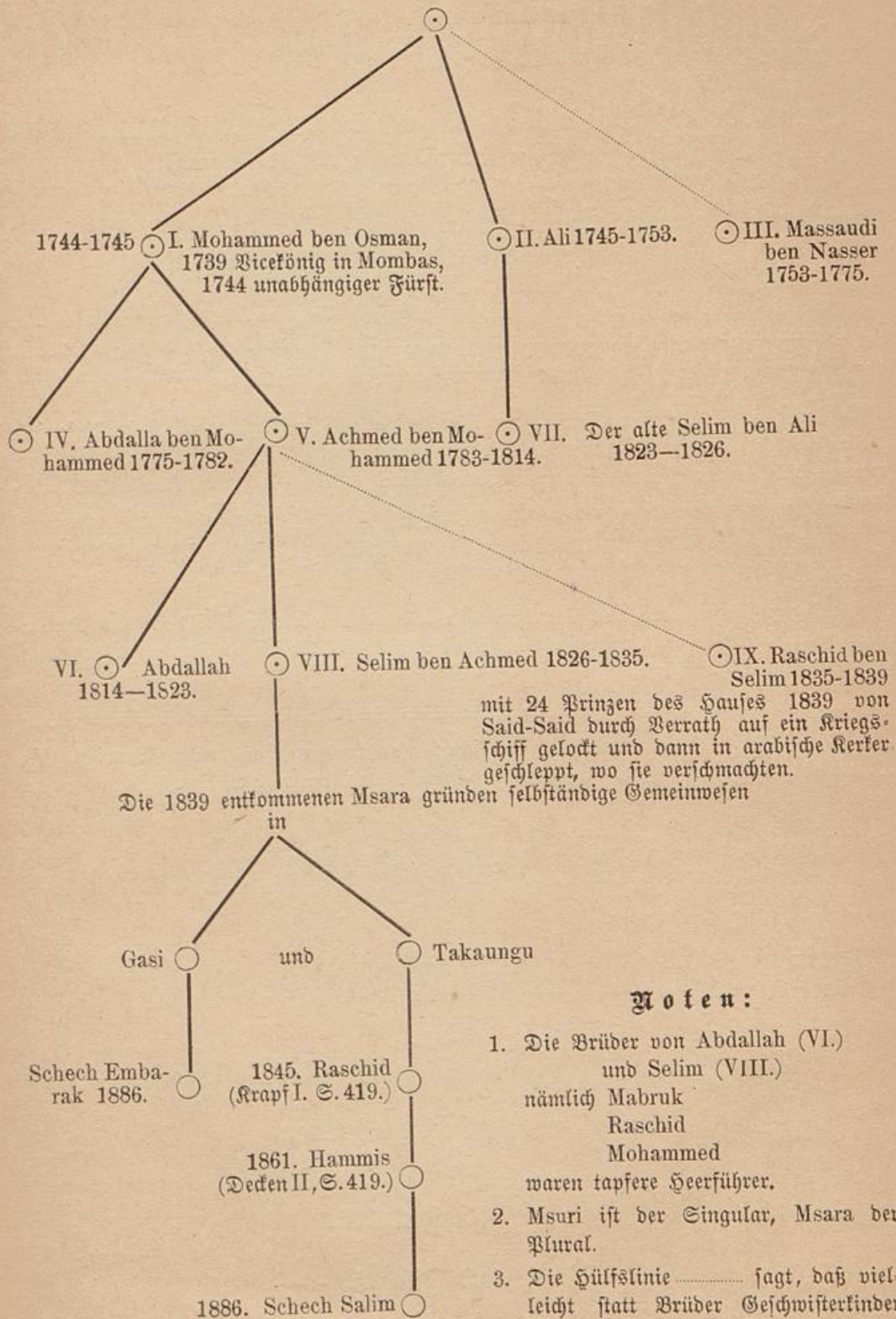
### Familie der Jarebiten.



### Familie der Said — neue Dynastie.



## Stammtafel der Msara in Mombas.



### Noten:

1. Die Brüder von Abdallah (VI.)  
und Selim (VIII.)  
nämlich Mabruk  
Raschid  
Mohammed  
waren tapfere Heerführer.
2. Msuri ist der Singular, Msara der  
Plural.
3. Die Hülfslinie ..... sagt, daß viel-  
leicht statt Brüder Geschwisterkinder  
richtiger ist.

# Kolonial-Politische Korrespondenz.

Organ der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation“ und  
der „Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft“.

Einzig authentische Informationsquelle über die politischen und  
kolonialisatorischen Vorgänge in Deutsch-Ostafrika.

Preis halbjährlich: im deutschen Postgebiete 3 Mk., im Welt-Postverein 4 Mk.,  
im Vereinslande 5 Mk. Man abonniert bei allen kaiserlichen Postanstalten (Nr. 2850 a  
des 8. Nachtrages zum Post-Zeitungs-Kataloge) und bei der Expedition Berlin SW.,  
Belle-Alliance-Platz 14.

Den Mitgliedern der Gesellschaft für Deutsche Kolonisation wird die Kolonial-  
Politische Korrespondenz gratis und franco zugesandt. Die Mitgliedschaft wird er-  
worben durch einen Jahresbeitrag von mindestens 6 Mk. — Zuschriften und Werth-  
sendungen für die Kolonial-Politische Korrespondenz sind an die Redaktion, Beitritts-  
erklärungen und Werthsendungen für die Gesellschaft für deutsche Kolonisation an  
den Kassirer, Herrn Wilhelm Hollmann, Berlin SW., Belle-Alliance-Platz 14,  
zu richten.

Wegen ihrer intensiven Beachtung in allen den kolonialpolitischen und Export-  
fragen nahe stehenden Kreisen eignet sich die Kolonial-Politische Korrespondenz auch  
ganz vorzüglich zur Insertion.

---

Im Verlage der Engelhardt'schen Landkarten-Handlung, Berlin W.,  
Charlotten-Straße 67, ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu  
beziehen:

## Deutsch-Ostafrika.

Geschichte der Gesellschaft für deutsche Kolonisation

und der

Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft

nach den amtlichen Quellen

von

J. Wagner.

—•• Preis: 2 Mark. ••—

(Die Mitglieder beider Gesellschaften erhalten das Werk zum Preise von 1,50 Mk.)

Verlag von Walther & Apolant in Berlin W.,  
Markgrafen-Straße 60.

---

## Aus der Berliner Gesellschaft.

. . . .



Zweite Auflage.

---

### Inhalt:

Der Kronprinz.  
Der Kaiser und die Hofpolitiker.  
„Tout Berlin“ bei Hofe.  
Eine Adelsverschwörung gegen Bismarck.  
Eine Sylvesternacht in Darzin.  
Hoffeste und Parlamentsabende.  
Graf Harry Arnim und Fürst Bismarck.  
Bismarck und Stosch.  
Um Scepter und Kronen.  
Die Kronprinzessin und ihre Söhne.

---

344 Seiten 8°.

---

Preis: Mf. 6. — brochirt.  
Mf. 7. — elegant gebunden.

---

Die erste Auflage, welche März 1886 erschien, war am Tage des  
Ererscheinens vergriffen.

---

Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

# Der Deutsche Bergbau.

Ein Gesamtbild seiner Entstehung, Entwicklung, volkswirthschaftlichen  
Bedeutung und Zukunft

mit Benutzung bester Quellenwerke

zusammengestellt von

**Hermann von Festenberg-Padisch,**

Königlich Preussischem Bergrath.

12 Bogen 8°; Preis Mk. 6. — brochirt; Mk. 8. — gebunden.

Der „Deutscher Reichs- und Königlich Preussischer  
Staatsanzeiger“ schreibt über dieses Werk:

Der Verfasser hat in diesem Gesamtbild des heimischen Bergbaues, dieses hervorragenden Industriezweiges Deutschlands, den gewaltigen Stoff klar gesichtet, und auf verhältnismäßig knappem Raum zur Anschauung gebracht. Er behandelt die Minerallagerstätten, die Arbeiterverhältnisse, die Stellung des deutschen Bergbaues in der Weltwirthschaft und hat treffliches statistisches und anderes Material gesammelt. So ist es von Festenberg gelungen, ein Compendium des Wissenswerthesten über den deutschen Bergbau zu verfassen, das von Allen, die mit dem deutschen Bergbau in Berührung kommen, vergeblich bislang gesucht worden ist. Der gediegene Inhalt des Buches und dessen saubere Ausstattung (der Einband zeigt das Denkmal des hochverdienten preussischen Bergwerksministers Grafen Heden) machen dasselbe zu Geschenken in Kreisen, die sich für Bergbau interessiren, geeignet.

Auch fachmännische Zeitungen brachten sehr günstige Urtheile über v. Festenberg-Padischs „Der deutsche Bergbau“, so u. a. „Der Berggeist“, Zeitung für Berg-, Hüttenwesen und Industrie, in der Nummer vom 1. December 1885.

Professor Neumann-Spallart in Wien erkennt den literarischen Werth des Werkes rückhaltlos in einem diesem Werke gewidmeten Aufsatze in der „Neuen freien Presse“ an.

Verlag von Walther & Apolant in Berlin.

# Berliner Märchen

von

Walther Gottheil.

Mit farbigen Illustrationen nach Federzeichnungen

von

Henry Albrecht.

Hübsch gebunden, Preis Mk. 3,50.

Oscar v. Redwitz, der Dichter der „Amaranth“, schrieb der Verlags-Handlung über „Gottheil's Berliner Märchen“:

Gossensaß, im August.

An die  
Verlagshandlung Walther & Apolant, Berlin.

Euer Wohlgeboren!

Durch einen glücklichen Zufall lernte ich hier die wirklich ausgezeichneten hochpoetischen „Berliner Märchen“ von Walther Gottheil kennen, und möchte ich Sie freundlichst ersuchen, sofort dieses für die Kinderwelt höchst bedeutende Buch, an dem sich auch Große herzlich erfreuen können, an umstehende Adresse senden zu lassen.

Ich weiß, daß ich damit meinen vier Enkeln eine große und bleibende Freude bereiten werde.

Vielleicht freut es auch Sie selbst, daß gerade ich ein solch ungewöhnliches Wohlgefallen an diesem Buche gefunden habe.

Hochachtungsvoll

Dr. Oscar Freiherr v. Redwitz,  
Königl. Bayr. Kammerherr.

Verlag von Walthers & Apolant in Berlin.

# Unser Kronprinz in Spanien und im Morgenlande.

Reisen des deutschen Kronprinzen Friedrich Wilhelm.

für die Jugend erzählt von **Gerhard Stein**.

Reich illustriert mit vier Aquarellen, vier ganzseitigen Holzschnitten  
und zahlreichen Bildern im Texte.

14 Bogen groß 8°.

Elegant gebunden Preis 4 Mark.

\* \* \*

Stein, „Unser Kronprinz in Spanien“, ist das einzige neuere Buch, in welchem der Jugend die immer mehr in den Vordergrund der Weltgeschichte tretende Heldengestalt des Erben der deutschen Kaiserkrone, unseres Kronprinzen Friedrich Wilhelm, mit Begeisterung lebensvoll geschildert wird.

\* \* \*

Gerhard Stein, dem die „Deutsche Jugend“ so manche interessante und frische Reiseschilderung verdankt, begleitet hier den hohen Reisenden nach der pyrenäischen Halbinsel und dem heiligen Lande. In den Kapiteln: Genua, Valencia, der Cid und die Mauren, ein Stierkampf in Madrid, in der Akademie, in Sevilla, der Schatzgräber u. s. f. schildert er uns in höchst ansprechenden Bildern die großen Eindrücke von Land und Leuten, Natur und geistigem Leben dieser interessanten Fürstenreise. Das sind Spiegelbilder voll Leben und Wahrheit, die sich uns dauernd einprägen und uns auf dem farbenprächtigen Hintergrunde die lebenswürdige Gestalt des Erben des deutschen Kaiserthrons in leuchtendem Glanz hervortreten lassen.

(„Deutsche Jugend“ von Julius Lohmeyer und Oscar Pletsch.)

Der Verfasser hat sich den Dank vieler zu erwerben gewünscht, daß er die politisch so bedeutungsvolle Reise unseres Kronprinzen nach Spanien auch unserer Jugend schilderte. Das Ansehen, dessen sich der Erbe des deutschen Kaiserthrones in dem wunderbaren Lande der Hidalgo's zu erfreuen hatte, die Knüpfung eines Freundschaftsbandes mit dem jungen Könige, das ist alles ebenso interessant erzählt, wie die Schönheit und Geschichte der Punkte, welche der Kronprinz besuchte. Daß der Verfasser zwei unternehmungslustige Knaben mit in das Programm dieser Reise verflocht, wird die Theilnahme der jungen Leser, denen wir das Buch warm empfehlen wollen, gewiß noch erhöhen. Die Verlagsbuchhandlung sorgte für eine geschmackvolle, bilderreiche Ausstattung. . . . . (Die „Post“.)

Verlag von Walthers & Apolant in Berlin.

Soeben erschien:

## Bischof Dr. Kopp.

### Seine ungehaltene Herrenhausrede.

Zweites Tausend.

Preis 50 Pf.

Um des weltgeschichtlichen Wendepunktes willen, an dem wir durch die kirchenpolitische Novelle stehen, und darum, daß unser Volk die ganze Tragweite der neuen Kirchengesetzgebung ermesse, veröffentlicht der Verfasser seine „ungehaltene Herrenhausrede“.

Die Broschüre ist durchweht von einem freien protestantischen Geiste, der in der Luft Ranke'scher Historik gekräftigt, mit unumsichtiger Strenge die Gefahren vergegenwärtigt, denen der „paritätische“ Staat preisgegeben ist, wenn er auf einen so wenig ehrenvollen und dauerhaften Frieden mit Rom sich einläßt. Dem Verfasser imponirt weder die Stellung des Dr. Kopp, noch viel weniger dessen verwunderliche Theologie, mit der er im Herrenhause zur größeren Ehre des Ultramontanismus argumentirte.

(Protestantische Kirchenzeitung.)

---

## Der Währungsstreit in Deutschland.

Seine Antwort

auf

Erwin Nasse's gleichnamige Schrift

von

Dr. Otto Arendt,

Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Preis Mk. 3. — brochirt.

### Zeit- und Streitfragen.

- Allard, Alph., Direktor der Königl. Münze zu Brüssel. Die wirthschaftliche Krisis. 1885. Preis 50 Pf.
- Arendt, Dr. Otto, Mitglied des Hauses der Abgeordneten. Börsensteuer und Börsenorganisation. Preis 60 Pf.
- Boldt, Otto, Landrath a. D. Die agrarischen Fragen der Gegenwart nebst Vorschlägen für die Preussische Agrarpolitik. 145 Seiten 8°. Preis 3 Mk.
- Das Branntwein-Monopol verdient den Vorzug vor hoher Konsum- und Lizenzsteuer. Flugschrift, gerichtet an alle Parteien von einem Liberalen. Preis 30 Pf.
- Dirichlet, Walter Lejeune, Mitglied des Reichstags und des Abgeordnetenhauses. „Das verdamnte Geld.“ Nach dem Französischen des Bastiat für die deutsche Gegenwart bearbeitet. 2. Auflage 1885. Preis 50 Pf.
- Frenzel, Karl. Die Kunst und das Strafgesetz. Mit Entgegnung auf Staatsanwalt Heinemann's Schrift: „Der Prozeß Graef und die deutsche Kunst.“ IV. Tausend. Preis 50 Pf.
- Gedanken eines Juden. 3. Auflage. 1885. Preis 50 Pf.  
Der Verfasser, im praktischen Leben stehend und geborener Jude, betrachtet die äußere und innere Lage des Judenthums und erörtert die Gründe, welche für einen Anschluß an die protestantische Kirche sprechen.
- Die Offiziere. Gegen Frh. v. d. Goltz und Gefinnungsgeoffen. Von dem Verfasser von „Die Vorrechte der Offiziere“. IV. Tausend. Preis 60 Pf.
- Das Recht der Wiedergewonnenen. 1883. Preis 2 Mk.  
Eine Kritik der jetzigen staatsrechtlichen Zustände in Elsaß-Lothringen aus sachkundiger Feder.
- Schlechtendahl, G. A. Gemeinfaßliche Darstellung der Währungsfrage mit einem Anhang: Der gegenwärtige Stand der Währungsfrage und ihre Bedeutung für die Landwirthschaft. 3. Auflage 1885. Preis 40 Pf.
- Tschammer-Dromsdorf, Baron. Wie kann die deutsche Landwirthschaft erhalten werden? V. Tausend. Preis 50 Pf.
- Die Vorrechte der Offiziere im Staat und in der Gesellschaft.  
Motto: „Die Offiziere müssen mit demselben Maße gemessen werden, wie die übrigen treuen Staatsdiener.“  
(Kriegsminister a. D. v. Rameke im deutschen Reichstage.)  
VII. Tausend. 1883. Preis 40 Pf.  
Die Broschüre erörtert in objectiver und sachgemäßer Weise die Vorrechte der Offiziere und stellt einen Vergleich an zwischen den Pflichten der Offiziere und denjenigen der Civilbeamten. Sie ist daher nicht nur für Militärs, sondern auch für Civilisten lesenswerth.

Schr

1. D

2. D

3. D

4. r

5. S

6. S

7. S

8. S

9. S

10. S

11. S

12. S

13. S

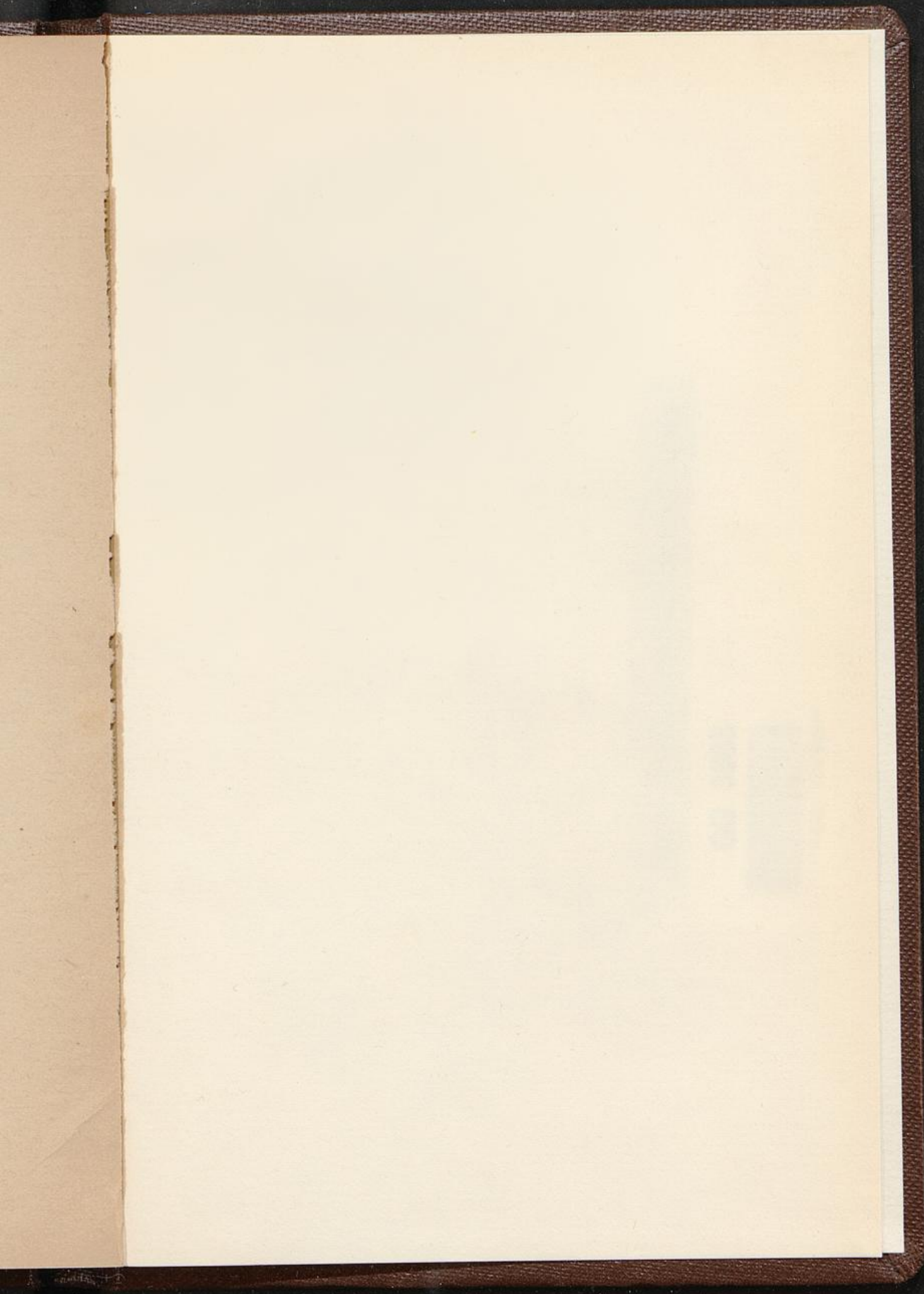
### Schriften des Deutschen Vereins für internat. Doppelwährung.

1. Laveleye, Emile de. Der Grund der Werthschwankungen zwischen Gold und Silber, übersetzt von D. v. Bar. — 2. Auflage. Preis 75 Pf.
2. Verhandlungen des Deutschen Reichstages über die Währungsfrage am 27. und 28. Januar 1882. Reden der Abgeordneten Leuschner, Dr. Bamberger und von Reden. Preis 75 Pf.
3. Arendt, Wider Soetbeer. Preis 40 Pf.
4. von Kardorff-Wabnitz. Zur Währungsfrage. Preis 60 Pf.
5. Die bimetallistische Bewegung in England; übersetzt von Koch-Herne. Preis 60 Pf.
6. Deutsche Vorschläge zur praktischen Lösung der Währungsfrage. 2. Auflage. Preis 25 Pf.
7. Arendt, Dr. Otto. Offener Brief an Ludwig Bamberger. Preis 1 Mk. 20 Pf.
8. Der internationale bimetallistische Congreß zu Cöln am 11. bis 13. October 1882. Stenographischer Bericht der Verhandlungen. Preis 75 Pf.
9. Laveleye, Emile de. Das Wesen des Geldes. Deutsch von D. v. Bar. 2. Auflage. 1 Mk.
10. Gibbs, Henry Gucks, Direktor der Bank von England. Die Doppelwährung. Deutsch von E. Koch. 75 Pf.
11. Die Währungsdebatte im Reichstag. Stenographischer Bericht der Reden der Abgeordneten von Kardorff, Bamberger, Frege, Dechelhäuser, v. Schalscha und Windthorst. Mit einem Anhang: Die Rede Bamberger's, besprochen von Dr. Otto Arendt. Preis 1 Mk.
12. von Sydow-Dobberphul, G., Die Silberentwerthung und die internationale Krisis der Landwirthschaft, der Industrie und des Welt Handels. 1886. Preis 50 Pf.
13. Verhandlungen im Deutschen Reichstag vom 9. bis 11. Februar 1886 über die Währungsfrage. Preis 1 Mk.

---

Druck von J. Hoffschläger in Berlin S.

---



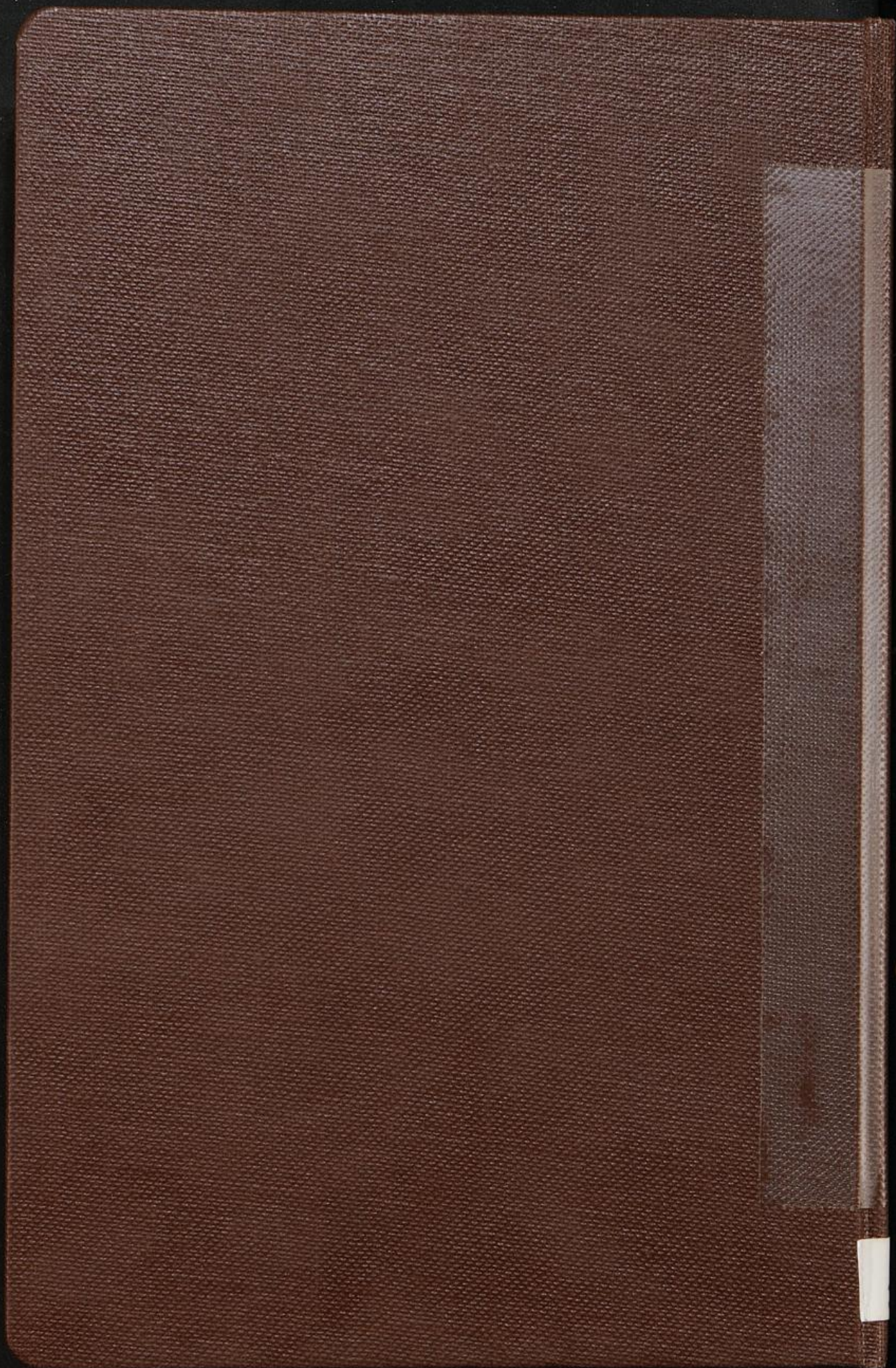


Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

GG 3688



\*GG 3688\*



Grimm: Der wirtschaftliche Werth von Deutsch-Ostafrika

G G  
3688